DE GRUYTER
OLDENBOURG

Mathis J. Gronau

DEUTSCHE MINDERHEITEN IN FRANKREICH UND GROßBRITANNIEN

IM NIEMANDSLAND DER IDENTITÄT ZWISCHEN 1914 UND 1924

Mathis J. Gronau

Deutsche Minderheiten in Frankreich und Großbritannien

Mathis J. Gronau

Deutsche Minderheiten in Frankreich und Großbritannien

Im Niemandsland der Identität zwischen 1914 und 1924

DE GRUYTER
OLDENBOURG

Die freie Verfügbarkeit der E-Book-Ausgabe dieser Publikation wurde durch 34 wissenschaftliche Bibliotheken und Initiativen ermöglicht, die die Open-Access-Transformation in der Geschichte fördern.

ISBN 978-3-11-156132-5
e-ISBN (PDF) 978-3-11-156149-3
e-ISBN (EPUB) 978-3-11-156209-4

Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung – Nicht-kommerziell – Keine Bearbeitung 4.0 International Lizenz. Weitere Informationen finden Sie unter https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/.

Die Creative Commons-Lizenzbedingungen für die Weiterverwendung gelten nicht für Inhalte (wie Grafiken, Abbildungen, Fotos, Auszüge usw.), die nicht im Original der Open-Access-Publikation enthalten sind. Es kann eine weitere Genehmigung des Rechteinhabers erforderlich sein. Die Verpflichtung zur Recherche und Genehmigung liegt allein bei der Partei, die das Material weiterverwendet.

Library of Congress Control Number: 2024950328

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.dnb.de abrufbar.

© 2025 Autor, publiziert von Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston, Genthiner Straße 13, 10785 Berlin
Dieses Buch ist als Open-Access-Publikation verfügbar über www.degruyter.com.
Einbandabbildung: „Wer ist hier Gefangener“ aus „Hellmuth Felle – Fünf Jahre hinter Stacheldraht“.
Mit freundlicher Genehmigung.
Satz: bsix information exchange GmbH, Braunschweig
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

www.degruyter.com
Fragen zur allgemeinen Produktsicherheit:
productsafety@degruyterbrill.com

Danksagung

Es gibt vielen Menschen, denen ich für das Erscheinen dieses Buches dankbar bin: Da sind zuerst meine Doktorväter Mark Hewitson und James Connolly zu nennen, die mir mit Anleitung und Einsatz zur Seite standen. Darüber hinaus möchte ich Caroline Shaw vom Schroder Archive danken, ebenso wie der Erbin Hellmuth Felles, Sabine Herrle. Des Weiteren möchte ich mich bei dem Institut für Zeitgeschichte, dem Archiv der deutschen Frauenbewegung, der Diözesanbibliothek in Rottenburg, und dem Deutschem Tagebuch Archiv in Emmendingen bedanken, die mir während der Corona-Pandemie bei meiner Recherche weiterhalfen. Zuletzt möchte ich noch explizit meiner Mutter Birgitta und meinem Vater Olaf danken, ohne die dieses Buch nicht möglich gewesen wäre.

Open Access. © 2025 Mathis J. Gronau, publiziert von De Gruyter. BY-NC-ND Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung – Nicht-kommerziell – Keine Bearbeitung 4.0 International Lizenz.
https://doi.org/10.1515/9783111561493-200

Inhaltsverzeichnis

Danksagung —— V

1 Einleitung —— 1
1.1 Die „Deutschen“: Identität und Kategorien —— **7**
1.2 Der Weg zu einer Minderheitsperspektive —— **13**
1.3 Die Chronologie des Erlebten —— **20**
1.4 Die Erfahrung „ethnisch“ Deutscher im weiteren Kontext —— **24**

2 Strukturen des Austauschs: Die deutschen *Communities* in Großbritannien und Frankreich vor 1914 —— 27
2.1 Die deutsche Kolonie in Großbritannien und Frankreich um 1914 —— **28**
2.2 Integration und Assimilation —— **33**
2.3 Weltbürgertum und Nationalismus —— **46**

3 „Jetzt sitz ich im Lager und heiss Wilhelm Rot“: Die Internierungserfahrung von deutschen Zivilisten in Großbritannien 1914–1918 —— 56
3.1 Der Ausbruch des Krieges und der Weg zur Internierung —— **59**
3.2 Internierung erfahren —— **72**
3.3 Aufspaltung und Aufteilung —— **83**
3.4 Frustration und Nationalismus —— **89**

4 „Das Volk Voltaires, gewiß, aber auch das Volk Marats“: Die Internierungserfahrung von deutschen Zivilisten in Frankreich, 1914–1918 —— 104
4.1 Der Ausbruch des Krieges und der Weg zur Internierung —— **108**
4.2 Die Erfahrung der Internierung —— **122**
4.3 Die Erfahrung der Elsässer —— **133**
4.4 Gegenderte Internierung, Langeweile und Sex —— **136**
4.5 Das Verlassen der Internierung —— **145**

5 „Wir leben das Leben von Einsiedlern“: Nicht internierte Deutsche in Großbritannien und Frankreich, 1914–1918 —— 152
5.1 Reaktionen zum Kriegsausbruch —— **154**
5.2 Erzwungenes *Othering* —— **158**
5.3 Relative soziale Isolation —— **172**
5.4 Armut, Gewalt und Vertreibung —— **177**

6 „Vae Victis“: Die Erfahrung von Internierung und Freilassung deutscher Zivilisten nach dem Ersten Weltkrieg, 1918–1924 — 185
6.1 Der Verbleib in den Lagern — **189**
6.2 Repatriierung und Ankunft im Nachkriegsdeutschland — **195**
6.3 Das Gedenken und die Erinnerung an die Internierung — **204**

7 Der Wiederaufbau einer ungewollten *Community*: „Ethnisch“ Deutsche in Großbritannien, 1918–1924 — 214
7.1 Reaktionen zum Kriegsende — **218**
7.2 Exklusion und fortlaufendes *Othering* — **225**
7.3 Möglichkeiten und Erfolge — **233**
7.4 Niedergang und Bitterkeit — **238**
7.5 Integration und Assimilation — **247**

8 Brückenbau nach der Kluft: Die deutsche *Community* in Frankreich, 1918–1924 — 254
8.1 Die unwahrscheinliche Rückkehr nach Frankreich — **258**
8.2 Die Probleme der Rekonstruktion einer Community bis 1924 — **269**
8.3 Die Erfahrung der elsässischen Bevölkerung nach 1918 — **275**

9 Fazit: Feindwerdung in einem Niemandsland der Identität — 284
9.1 Erfahrung und (nationale) Identität — **286**
9.2 Die Erfahrung von Feindseligkeit in Kriegszeiten — **291**
9.3 Die „Nachkriegszeit“ — **297**
9.4 Ein Vergleich der zwei Nationen — **301**

Literaturverzeichnis — 307

Register — 327

1 Einleitung

Als Richard Noschke 1940 in Eastham London seine letzten Wünsche äußerte, befanden sich seine neue und alte Heimat im Krieg. Die Luftschlacht über Großbritannien, in welcher die Luftwaffe über dem Ärmelkanal auf die Royal Airforce treffen würde, war noch nicht entschieden doch Noschkes Grab sollte eine klare Botschaft tragen: „Er war ein deutscher Sohn und wünschte es zu bleiben."[1] Auch wenn das Jahr 1940 eine spezifische Konnotation des Deutsch-Seins evoziert, lässt die Geschichte Richard Noschkes seine Grabinschrift in einem anderen Licht erscheinen. 1889 hatte er sich in England niedergelassen, 1894 eine britische Staatsbürgerin geheiratet und gemeinsam mit ihr seine beiden Söhne und drei Töchter in englischer Sprache großgezogen.[2] Als Noschke starb, ließ er jedoch nicht nur seine Kinder und jene Grabsteininschrift zurück, sondern auch ein Tagebuch. Der Fokus dieser Erinnerungen waren nicht die 30er Jahre, der Griff der Nationalsozialisten nach der Macht oder wie er den Zweiten Weltkrieg in Großbritannien empfunden hatte. Was er teilen wollte, hatte er bereits Jahrzehnte vorher, im Jahr 1918 niedergeschrieben, kurz nachdem er zurück in Deutschland angekommen war. Weniger als fünfzig Seiten, in gebrochenem Englisch verfasst, beschrieben seine Erfahrungen der letzten vier Jahre.[3] Diese hatte er zu großen Teilen im britischen Internierungslager auf der Isle of Man verbracht und das nicht, weil er auf dem Schlachtfeld gefangen geworden war oder weil er auf britischem Boden für die Deutschen spioniert hatte.

Dreihundert Meilen entfernt, in einer anderen europäischen Weltstadt, erwartete die deutsche Gertrud Köbner am ersten Abend des Ersten Weltkriegs ein ähnliches Schicksal. 1879 in Berlin geboren, war sie 1906 mit ihrem Ehemann nach Frankreich gezogen, hatte zwei Kinder bekommen und sie dort großgezogen.[4] Doch jetzt im August 1914, nach Jahren des Lebens in Frankreich, tat sie das Einzige, was sie für logisch hielt: Sie floh. Hastig packte sie das Hab und Gut in ihrer Pariser Wohnung zusammen und plante so schnell wie möglich zur französischen Grenze zu gelangen. Die Entscheidung, was sie noch mitnehmen konnte und was nicht, beschrieb sie in ihrem 1915 veröffentlichen Erfahrungsbericht. Anders als

1 Richard Noschke, Private Papers, in London, Imperial War Museum (IWM), Documents.11229.
2 Noschke, Private papers, 1, 53. [sofern nicht explizit angegeben, wurden alle englischen und französischen Zitate vom Autor dieses Buches übersetzt]
3 Panikos Panayi hat eine tiefgreifende Analyse von Noschkes Tagebuch, seiner Glaubwürdigkeit und seiner Sprache vorgenommen: Panikos Panayi „The Imperial War Museum as a Source of Information for Historians of Immigration Minorities. The Example of Germans in Britain during the First World War", *Immigrants & Minorities*, 6:3 (1987).
4 Gertrud Köbner, *3 Monate Kriegsgefangen. Erlebnisse einer Deutschen in Frankreich* (Berlin: Kronen, 1915), 12–15.

Open Access. © 2025 Mathis J. Gronau, publiziert von De Gruyter. BY-NC-ND Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung – Nicht-kommerziell – Keine Bearbeitung 4.0 International Lizenz.
https://doi.org/10.1515/9783111561493-001

Noschke wollte sie jedoch nicht das Gefühl vermitteln, hier sei eine Deutsche auf der Flucht. Vielmehr lag ihr daran ein Gefühl der Zerrissenheit zum Ausdruck zu bringen: „Was soll ich mitnehmen, was dalassen? Acht Jahre habe ich hier in denselben Räumen gelebt, mit jedem Möbelstück verbinden mich Erinnerungen, dort hängt das Bild meiner in Frankreich geborenen Kinder, hier steht meine Schreibmaschine, auf der der deutsche „Adler" prangt."[5] Sie machte sich auf die Reise, aber vergebens. Schon wenige Tage später würde sie in einem Zug sitzen, der sie in die entgegengesetzte Richtung brachte. Zuerst fort von der „Festung Paris" in die Normandie gebracht, wurde sie später über Lourdes nach Lanemezanne und letztendlich im Süden Frankreichs interniert, in einem Kloster in Garaison.[6] Anders als in anderen Fällen ist es weder klar noch wahrscheinlich, dass Gertrud Köbner vor der Mobilisierung der Truppen für die deutsche Seite spioniert hatte. Trotzdem würde sie, ähnlich wie Richard Noschke und tausende anderer deutscher Staatsbürger auf der ganzen Welt, das gleiche Schicksal von Verdächtigung, Feindseligkeit und Internierung erfahren. Auch wenn ihre Internierung nur bis Ende 1914 andauerte, inspirierten Gertrud Köbners Erfahrungen auch sie dazu einen ausführlichen Bericht der französischen Internierung zu verfassen. Richard Noschke und Gertrud Köbner waren ganz gewöhnliche Menschen, die wie tausende, wenn nicht sogar Millionen Deutsche die Erfahrung machen mussten, zur falschen Zeit am falschen Ort gewesen zu sein. Mit ihren Berichten wollten sie diese Erfahrung teilen.

Wie viele Deutsche zu dieser falschen Zeit am falschen Ort lebten, also in unvermittelt feindlichen Ländern, war allerdings auch damals nicht vollständig geklärt. Als Paul Langhans seine Studie „Die Volkszahl der Deutschen. Verteilung der Deutschen über die Erde" im Jahr 1906 veröffentlichte, argumentierte er, dass 39,47 Millionen Menschen, die außerhalb des Kaiserreiches lebten, als Deutsche zu klassifizieren sein, entweder durch Geburt, ethnische oder kulturelle Verbindungen.[7] Eine gewaltige Zahl, die noch eindrucksvoller wird, wenn man sich die heutigen Diskussionen über Deutsche im Ausland anschaut. Wie viele Menschen mit deutschem Pass oder deutsch-kultureller Verbindung außerhalb der Bundesrepublik leben, ist nämlich nicht bekannt.[8] Die einzig verfügbaren Zahlen kommen aus

5 Köbner, *Kriegsgefangen*, 15.

6 Köbner, *Kriegsgefangen*, 179.

7 Paul Langhans, *Die Volkszahl der Deutschen. Verteilung der Deutschen über die Erde*, 1906, zitiert von Stefan Manz, *Constructing a German Diaspora. The „Greater German Empire", 1871–1914* (London: Routledge, 2014), 73.

8 Bundesregierung, *Antwort Der Bundesregierung Auf Die Kleine Anfrage Der Abgeordneten Halina Wawzyniak, Jan Korte, Dr. André Hahn, Weiterer Abgeordneter Und Der Fraktion DIE LINKE. Wahlrecht In Deutschland* (Berlin: H. Heenemann, 2014), 2.

den 36 OECD Ländern und beliefen sich im Jahr 2011 auf 3,4 Millionen.[9] Auch wenn beide Zahlen allein schon durch ihre Rahmenbedingungen nicht miteinander zu vergleichen sind, zeugen sie von einem wichtigen Unterschied zwischen heutigen Migrationsbewegungen deutscher Staatsbürger und sogenannten Auslandsdeutschen in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts. Während die heutigen Regierungen keine genauen Zahlen nennen können, war die Anzahl an deutschen Emigranten und Siedler eine wichtige Diskussion, ein wichtiger Forschungspunkt, der den Kern deutscher Identität berührte. Nicht umsonst hat Stefan Manz darauf hingewiesen, dass Langhans Zahlen mit Vorsicht zu genießen sind. Schließlich gab es einen politischen Anreiz Zahlen so zu überhöhen, dass einige Berechnungen innerhalb des Buches selbst nicht mehr aufgehen.[10] Trotz alledem waren solche gewaltigen Zahlen im Umlauf, wurden debattiert und gaben so Menschen wie Richard Noschke, Gertrud Köbner und den deutschen *Communities* in Großbritannien und Frankeich den Eindruck, Teil einer deutlich größeren, über den Globus verteilten Gruppe zu sein.

Diese Debatte hatte auch eine politische Komponente. So kommentierte die deutschsprachige Zeitung *Londoner General-Anzeiger* im Januar 1914 die Ausstellung für deutsche Geisteskultur und Deutschtum im Ausland auf der Buchmesse in Leipzig mit den Worten:

> Wohl kommen die Ausländer aller Welt nach Deutschland, um in unseren Schulen zu lernen, wie wir arbeiten. Wir müssen aber auch zu ihnen hinausgehen, nicht nur den Samen unserer Pädagogik und unseres wissenschaftlichen Sinnes anderen zur Kultur fortzugeben, sondern um ihn draußen in der Welt für uns aufgehen und wachsen zu lassen. Die bisher beschrittenen Wege dazu, noch mehr aber die Mängel und Lücken unserer geistigen Tätigkeiten im Auslande, kann kein Buch vorführen, sondern nur eine großzügige Ausstellung zeigen.[11]

Deutschtum sollte also in jeglicher Form ins Ausland getragen werden, an seinem Wesen sollte die Welt genesen. Auch wenn nicht klar ist, ob jemand wie Richard Noschke diesen spezifischen Artikel las, zeugen die Aussagen darin trotz alledem von der diskursiven Stellung, die das Deutschtum im Ausland für deutsche Migranten hatte oder haben sollte. Denn Deutschtum oder Deutschsein, wie es beispielsweise die Zerrissenheit von Gertrud Köbner im Juli 1914 zeigt, war weder einer statischen Gruppe zugeordnet noch ein klarer Identifikator wie es Noschke für sich selbst 1940 behauptete. Ein Identifikator allerdings war es, dessen Bedeutung

9 OECD, *Talent Abroad. A Review Of German Emigrants* (OECD Publishing, 2015), 15.

10 Das Konzept des Deutschtums im Ausland sowie Auslandsdeutsche Communities wurden in seinem Buch tiefgreifend analysiert. Siehe: Manz, *Diaspora*.

11 „Deutsche Geisteskultur im Auslande." *Londoner General-Anzeiger*, 3. Januar 1914, 2.

zwischen 1914 und 1918 immer deutlicher wurde. Und Richard Noschke sowie Gertrud Köbner waren nicht die einzigen, die ihre Erfahrungen für wichtig genug hielten, um sie aufzuschreiben. Zahlreiche Berichte von deutschen Staatsbürgern oder anderen Zeugen dieser Zeit wurden nach dem und sogar schon während des Krieges geschrieben oder veröffentlicht. Sie reichen von persönlichen Notizen, die nicht für eine Veröffentlichung bestimmt waren, wie jene von Noschke, bis hin zu akkurat gedruckten Büchern wie jenes von Köbner. Der Unterschied ist nicht nur auf die persönlichen Umstände der Autoren und Autorinnen zurückzuführen, sondern zeugt von einer weiteren Entwicklung, die die Aufmerksamkeit auf deutsche Migrantengruppen betreffen: So groß das Interesse an Auslandsdeutschen in der Vorkriegszeit gewesen war, so groß auch die Nachfrage nach den Erlebnissen und Schicksalen der Auslandsdeutschen während des Krieges war, so schnell verschwand nach 1918 das Interesse an ihnen. Heutzutage sind sie zusammen mit ihren Aufzeichnungen so gut wie aus dem öffentlichen Gedächtnis verschwunden.

Der Krieg selbst hingegen ist noch in guter Erinnerung, wie die Erinnerungsveranstaltungen in Frankreich und Großbritannien zwischen 2014 und 2018 zeigen.[12] Warum also verschwand gerade das Schicksal der Auslandsdeutschen im Nebel der 1920er Jahre und blieb lange unbearbeitet? Auf einer Konferenz im Jahr 2019 stellte ich die Frage, wie die Geschichte einer globalen Minderheit, deren Schicksal Panikos Panayi 2014 als etwas bezeichnete, das „heutzutage die Bezeichnung einer ethnischen Säuberung verdienen würde“, derart in Vergessenheit geraten konnte.[13] Die gegebene Antwort war so tragisch wie einleuchtend: Die Auslandsdeutschen waren lediglich die letzten in einer langen Reihe von Menschen mit Klagen. Dies ergibt Sinn, produzierten doch der Erste Weltkrieg und die Zeit danach Leid, Entbehrungen und Bitterkeit in einem solchen Ausmaß, dass man in den betroffenen Ländern der Minderheit einer Ethnie, der man die Schuld an dem Krieg gab, weder Aufmerksamkeit noch Mitleid schenken wollte. Sie hatten es schließlich selbst verursacht. In Deutschland hatte die Bevölkerung ebenfalls Entbehrungen, Leid und Verlust auf Grundlage des Krieges, der Seeblockade und letztendlich des Versailler Vertrages zu beklagen. Deutsche außerhalb des Kaiserreiches hatten keinen Platz in den Gedanken der deutschen Öffentlichkeit, außer

12 Einige Beispiele seien hier genannt: Sarah Webb, *The First World War. With Imperial War Museums* (London: Hodder Education, 2014); Jan Vermeiren, *The First World War and German National Identity. The Dual Alliance at War* (Cambridge: Cambridge University Press, 2016); Jon Richards und Jonathan Vipond, *History in Infographic. First World War* (Wayland: Hachette, 2017).

13 Panikos Panayi, „Germans as Minorities during the First World War. Global Comparative Perspectives“, in *Germans as Minorities during the First World War. A Global Comparative Perspective*, ed. von Panikos Panayi (Farnham: Ashgate, 2014), 4.

als Verhandlungsgegenstand für ihre Kriegsgefangenen oder im Rahmen von Propaganda gegen die Entente.[14]

Diskursiv an den Rand gedrängt und vergessen bedeutete für viele Auslandsdeutsche jedoch nicht, wie wir es bei Richard Noschke und Gertrud Köbner gesehen haben, dass sie verstummten. Zahlreiche Veröffentlichungen während und nach dem Krieg, zum Teil in dritter Auflage, zeigen, dass ein gewisses Interesse bestand, dem einige mit ihren Schriften nachkamen. Mehr als das, zeugt es auch davon, dass einige, die diesen Krieg überstanden, gewillt waren ihre Erfahrungen zu teilen.[15] Noschke und Köbner waren bei weitem nicht die einzigen: der Anarchist Rudolf Rocker, Kunstsammler Paul Cohen-Portheim, oder die Touristin Helene Schaarfschmidt, alle schrieben sie ihre Internierungserfahrungen nieder. Auch einige, die nicht aktiv interniert wurden griffen zum Stift. Der Laryngologe Felix Semon, der Journalist Maximilian Mügge oder Yvonne Knapp, die damals zwölfjährige Tochter eines Deutschen in Großbritannien, dokumentierten ihre Erfahrungen, und noch mehr Berichte konnten in Briefen, Tagebüchern oder Büchern gefunden werden.[16] Diese Migranten wurden alle mehr oder weniger als Deutsche betrachtet, als Feinde im eigenen Land.

Migration ist kein neues Phänomen, ebenso wenig wie Krieg zwischen Nationen, und immer besteht die Möglichkeit, dass Menschen in dem Land leben, das Krieg gegen ihre alte Heimat führt. Doch lohnt es sich angesichts der Vielzahl an niedergeschriebenen persönlichen Schicksalen aus Frankreich und Großbritannien die Frage zu stellen: Was können uns die Erfahrungen jener Menschen, die in Großbritannien und Frankreich zwischen 1914 und 1924 als deutsch identifiziert wurden, über Minderheitsidentitäten und ihre Beziehung zum Migrationsland in Zeiten des Konfliktes sagen? So weit gefasst diese Frage ist, so sehr bietet sie auch in ihrer zeitlichen Eingrenzung ebenfalls die Möglichkeit, spezifischere Antworten auf historiographische Fragen des Ersten Weltkrieges zu erhalten, namentlich:

---

14 Dies wird vor allem in dem Internierungskapitel der Nachkriegszeit deutlich und wird dort eine gesonderte Rolle spielen.

15 Die Zahl der öffentlich zugänglichen oder veröffentlichen Erfahrungsberichte ist verschwindend gering im Vergleich zu den tausenden an Menschen, die diese Erfahrung teilen. Viele schrieben ihre Erfahrungen nicht auf, wie sich beispielsweise Frederick M. über seinen Großvater erinnert. Siehe: Walther Bindemann, *Doch die Wurzeln liegen in Deutschland. Erfahrungen und Erinnerungen Deutscher in Großbritannien* (Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt, 2000), 18.

16 Siehe zum Beispiel: Paul Cohen-Portheim, *Time Stood Still. My Internment in England, 1914–1918.* (London: Duckworth, 1931); Helene Schaarfschmidt, *Erlebnisse einer Deutschen in Frankreich nach Ausbruch des Krieges* (Chemnitz: H. Thümmlers, 1915); Rudolf Rocker, *The London Years*, ed. von Joseph Leftwich (Nottingham: Five Leafes Publications, 2005); Maximilian Mügge, *War Diaries of a Square Peg* (London: Routledge 1920); Briefe von und an die Schröder Familie, zum Beispiel von der Evening News 1914, in London, Schroder Archive, JHS/Z/00004525.

Was markierte den Beginn und was das Ende des Ersten Weltkrieges? Was initial als klar zu beantwortende Frage erscheint, wurde zunehmend von Forscherinnen und Forschern wie Katrin Brombauer, Robert Gerwarth und Jörn Leonhard in Frage gestellt.[17] In der Erforschung der Internierung Angehöriger von Feindstaaten ist 1918 zwar ebenfalls kein zwingender Endpunkt mehr, jedoch wurden auch dort die Folgen für Zivilisten bislang eher unzureichend erforscht und 1920 bleibt häufig der Endpunkt. Gleiches gilt für das Jahr 1914 als Beginn und Endpunkt der Forschung.[18] Narrative in den deutschen *Communities* beider Länder außerhalb der Internierungslager enden häufig mit dem Ausbruch des Krieges und reichen nur selten bis 1918.[19] Nun ist an diesen zeitlichen Punkten keine Kritik zu üben, allerdings können sie nicht das gesamte Bild zeichnen. Besonders im Hinblick auf berechtigte Kritiken an einem potenziellen Determinismus, teilweise bis hin zum Dritten Reich, ist es notwendig größere zeitliche Rahmen für eine vollständigere Darstellung zu setzen.[20] So ist es notwendig, vorangegangene Entwicklungen bis 1914 einzubeziehen, führten diese doch zu massiv unterschiedlichen Grundvoraussetzungen nicht nur für die Internierung, sondern für die gesamte deutsche Diaspora in beiden Ländern. 1924 wiederum, auch wenn es in der kollektiven Erinnerung selten hervorsticht, kann ebenfalls eine besondere Bedeutung für die Situation der deutschen Minderheit beanspruchen, besonders im Gegensatz zu 1918. Hier zeichnete sich im Sturm der Nachkriegszeit erstmal eine aktive Veränderung in vielen Bereichen ab. So endete zwar die Internierung von Zivilisten 1920, Kriegsgefangene jedoch blieben zum Teil bis 1924 in Gefangenschaft. Das Jahr 1924 sah

17 Zum Beispiel das Konzept des „Langen Ende des Ersten Weltkrieges" in: *The Long End of the First World War. Ruptures, Continuities and Memories*, ed. von Katrin Bromber u. a. (Frankfurt: Campus, 2018); Robert Gerwarth, *The Vanquished. Why the First World War Failed to End 1917–1923* (New York: Allen Lane, 2016); Jörn Leonhard, *Der überforderte Frieden. Versailles und die Welt 1918–1923* (München: C. H. Beck, 2018). Für eine Zwischenkriegsperspektive, auch als „dreißigjähriger Europäischer Bürgerkrieg" bezeichnet, siehe: Walther Bernecker, *Europa zwischen den Weltkriegen 1914–1945, Handbuch der Geschichte Europas* (Ulm: UTB, 2002), 13; Für den Fokus auf das Kriegsende im Kontext der britischen Internierung, siehe: Panikos Panayi, *Prisoners of Britain. German Civilian and Combatant Internees during the First World War* (Manchester: Manchester University Press, 2012), 231–261.

18 Siehe, zum Beispiel: Manz, *Diaspora*; Mareike König (Hrsg.), *Deutsche Handwerker, Arbeiter und Dienstmädchen in Paris*, Pariser Historische Studien 66 (München: Oldenbourg, 2003); Panikos Panayi, *German Immigrants in Britain During the Nineteenth Century 1815–1914*, (Oldenburg: Berg, 1995).

19 Manz, *Diaspora*; König, *Handwerker*; Panayi, *Prisoners*.

20 Die wissenschaftliche Debatte sieht zwar den Ersten Weltkrieg nicht mehr als unausweichlich, allerdings noch immer im Schatten des Dritten Reiches und den deterministischen Verbindungen zwischen Kaiserreich und Drittem Reich. Für einen Überblick dieser Debatte, siehe: Matthew Jefferies, *Contesting the German Empire, 1871–1918* (Oxford: Blackwell, 2008).

den Höhepunkt der Ruhrbesetzung aber auch den Beginn politischer Verhandlungen zwischen Deutschland und Frankreich, die die ersten ernsthaften Versuche einer *Détente* zwischen beiden Ländern bedeuteten.[21] Dies sollte in der aktiven Zurücknahme restriktiver Gesetze in Frankreich und Großbritannien im Jahr 1925 münden, sodass 1924 zwar nicht das Ende des Krieges bedeutete aber den klaren Abschluss einer Zeit, die als Nachkriegszeit bezeichnet werden kann. Für Deutsche im In- und Ausland war also gerade diese Zeit ein nicht zu vernachlässigender Wendepunkt. Doch muss, um ihre Erfahrungen richtig einordnen zu können, erst einmal die Frage geklärt werden, wer diese Deutschen überhaupt waren.

1.1 Die „Deutschen“: Identität und Kategorien

Aufgrund verschiedener historischer Entwicklungen ist eine historische Annäherung an eine deutsche Identität komplex. Lange herrschten in den Gebieten des heutigen Deutschlands regionale Identitäten vor, ein Aspekt der Geschichtsschreibung, der in früheren Jahren häufig mit der, mittlerweile überholten, Vorstellung von Deutschland als „verspätete Nation“ einherging.[22] Doch selbst diese spät entstandene Nation des Kaiserreiches bedeutete noch lange keine vollkommen einheitliche nationale Identität. Im Kaiserreich waren Staaten aufgegangen, die, wie Bayern, noch immer an einer regionalen Identität festhielten, ebenso wie ethnische Minderheiten, die sich nun auf offiziellem deutschen Gebiet befanden ob sie sich nun als deutsch identifizierten oder nicht. Auf Auslandsdeutsche ausgeweitet bedeutet dies, dass immer wieder verschiedene oder übergreifende Begriffe genutzt werden, ohne diese im Zweifel ordentlich einzugrenzen. Auch die untersuchte Periode oder Region spielt hier eine Rolle bei der Begriffswahl.

Im globalen Kontext der Zeit zwischen 1871 und 1914 benutzt Stefan Manz beispielsweise für Deutsche im Ausland den Begriff der Diaspora. Folgt man seiner Argumentation so war diese Diaspora keine Entwicklung *ex nihilo*, sondern genauestens von der Regierung des Kaiserreiches als Anbindung der ehemaligen Staatsbürger an die nationale Heimat kreiert worden.[23] Gerade in Großbritannien, so

21 Auch wenn er den Verträgen von Locarno einen tatsächlichen Einfluss auf die politische Lage abspricht, weist Jon Jacobson auf die Hoffnung hin, die mit der Unterzeichnung einherging und sich bis in die späten 1920er Jahre hielt. Siehe: Jon Jacobson, *Locarno Diplomacy. Germany and the West 1925–1929* (Princeton: Princeton University Press, 2015), 383.

22 Für eine kritische Auseinandersetzung mit dem Thema, siehe: Christian Jansen, „‚Verspätet?‘ – ‚Pünktlich?‘ – ‚Zu früh?‘. Klischees, Thesen und Forschungsfelder zur Nationsbildung in Europa während des 19. Jahrhunderts“, in Anna Margaretha Horatschek, Anja Pistor-Hatam (Hsg.), *Identitäten im Prozess. Region, Nation, Staat, Individuum* (Berlin, Boston: De Gruyter, 2016).

23 Siehe: Manz, *Diaspora*, 12–14.

Manz, war dieses Netzwerk durch eine sichtbare und weitverbreitete deutsche Identität gekennzeichnet.[24] So überzeugend das Argument sein mag, ist der Begriff der Diaspora allerdings auch in diesem Fall eher eine postfaktische Bezeichnung. Der Begriff selbst mag seit Jahrhunderten genutzt worden sein, in der Wissenschaft ist er seit zirka 40 Jahren als Begriff eingegrenzt worden und gerade im Hinblick auf Auslandsdeutsche relativ neu.[25] Solch eine Begriffsverschiebung ist nichts ungewöhnliches und ein legitimes Mittel der Wissenschaft um heterogene Gruppen nachträglich zusammenfassen und untersuchen zu können. Trotz allem bleibt der Begriff vage. Bedeutet er für die einen lediglich eine ethnische Minderheit im Ausland, so benötigt er für andere immer die Unfreiwilligkeit dieser Situation, hat also immer eine Fluchtkomponente.[26] Er deckt die gleiche „semantische Ebene ab [...] wie Migrant, Expatriate, Flüchtling, Gastarbeiter, Exilant, Überseegemeinschaft und ethnische Gemeinschaft", ist daher enorm weitgefasst.[27] Doch wie sah sich diese Diaspora damals selbst?

Ein zeitgemäßer, das heißt von den damaligen Menschen eher verwendeter Begriff, wäre ein anderer gewesen. Um diesen zu erfahren, genügt es, in die Zeitungen und Veröffentlichungen dieser Zeit zu schauen. So zum Beispiel in *Anglo-German Publishing* war er zu finden, einem Verlag, der eine deutschsprachige Zeitung, Reiseführer und ab 1913 auch einen Kalender für ein Publikum in Großbritannien herausbrachte. So rühmte sich der Verleger Henry Detloff mit dem Erfolg seines Reiseführers, den er „gelegentlich des Regierungsjubiläums Kaiser Wilhelm's II." herausgegeben hatte.[28] „Dieses Werk ‚Die Deutsche Kolonie in England', hat sich den vollen Beifall des Publikums wie der deutschen und englischen Presse errungen" schrieb er stolz weiter.[29] Kolonie, so hieß die Gemeinschaft von Auslandsdeutschen in Großbritannien und nicht nur zwingend dort. Auch für Frankreich ist die Bezeichnung nicht zwingend unüblich[30] Allerdings war auch damals

24 Siehe: Stefan Manz, „‚Wir stehen fest zusammen/ zu Kaiser und zu Reich!'. Nationalism among Germans in Britain 1871–1918", *German Life and Letters*, 4:55 (2002), 415.

25 Siehe: Stéphane Dufoix, „Diaspora before it became a concept", in *Routledge Handbook of Diaspora Studies*, ed. von Robin Cohen und Carolin Fischer (London: Routledge, 2018), 13; Jana Evans Braziel, *Diaspora. An Introduction* (Oxford: Blackwell, 2008); Aisha Kahn, „Material and Immaterial Bodies. Diaspora Studies and the Problem of Culture, Identity, and Race", *Small Axe*, 19:3 (2015).

26 Siehe: Khachig Tölölyan, „Diaspora Studies" in *Routledge Handbook*, ed. von Cohen und Fischer, 23.

27 Tölölyan, 1991, zitiert von Tölölyan, „Diaspora Studies", 22.

28 Henry Detloff, „25 Jahre Londoner General-Anzeiger", *Londoner General-Anzeiger* 3. Januar 1914, 1.

29 Detloff, „25 Jahre", 1.

30 Wilhelm von der Recke, *Fluctuat nec mergitur...Deutsche Evangelische Christuskirsche Paris 1894–1994* (Sigmaringen: Jan Thorbecke, 1994), 65–66; „Anzeigen", *Pariser Zeitung* 20. Juni 1914, 3.

schon den Nutzern um die Komplexität der Bezeichnung und der Realität bewusst, was zu Aussagen wie diesen führte: „Zu den Deutschen im Vereinigten Königreich sind aber auch die im Lande geborenen Kinder der Eingewanderten zu zählen. Obgleich sie durch die Geburt britische Untertanen geworden sind, werden sie in vielen Fällen deutscherseits noch als deutsche Staatsangehörige angesehen und rechnen sich meist auch selbst noch zur deutschen Kolonie.“[31] Deutsche konnten also auch jene sein, die nicht nur im Ausland geboren wurden, sondern sogar durch ihre Geburt Staatsangehörige einer anderen Nation waren. Als Diaspora hätten sie sich trotz alledem nicht verstanden, war der Begriff zur damaligen Zeit deutlich stärker mit Juden, Armeniern und Griechen verbunden.[32] Alleine das zeigt, wie komplex eine zufriedenstellende Einrahmung dieser Gruppe ist. Das soll nicht heißen, dass Kolonie und Diaspora keine veritablen Möglichkeiten der Eingrenzung sind, gerade Stefan Manz konnte mithilfe dieser deutlich zeigen, wie das Phänomen der Auslandsdeutschen eine Diaspora im Sinne eines „scheinbar vereinten transnationalen ‚Gemeinschaftssinn‘“ konstituierte.[33] Trotz alledem bringen beide Begriffe ungewolltes Gepäck mit sich, was die Nutzung im Sinne einer erneuerten Sichtweise aktiv einschränkt.

Dieses Problem gilt ebenso für andere, häufig verwendete und oft auch zeitgenössische Begriffe wie „Feindstaatenangehörige“ oder „innere Feinde“. Wie man schon erkennen kann, sind diese mehr oder weniger eindeutig mit der Zeit des Konfliktes verknüpft, können also für eine Zeit vor 1914 und nach 1918 nur schwerlich Sinn ergeben. In dieser Hinsicht wäre es am einfachsten die Menschen dieser Studie schlicht als Deutsche zu bezeichnen. Eine Strategie, die auch in der bisherigen Historiographie gerne und häufig genutzt wurde und immer noch wird. Doch ist auch dieser Begriff tragischerweise schwierig, nutzt man ihn unreflektiert. Bedeutet deutsch nun deutsche Nationalität? Ethnie? Beides gleichzeitig oder nur separat? Er wirkt eindeutig ist es aber nicht. Daher wäre es sinnvoll, erst einmal aufzubrechen was deutsche Staatsbürgerschaft und deutsche Ethnie überhaupt jeweils sind. Ähnlich hat es Anthony Smith bereits 1993 im Hinblick auf nationale Identität getan. Für ihn waren beide Aspekte separate Teile der Gesamtheit der nationalen Identität.[34] Nationalität im Legalen ist hierbei der offensichtlichste Trennfaktor zwischen den jeweiligen nationalen Identitäten; wer eine deutsche

31 „Die Zahl der Deutschen im Vereinigten Königreich“, *Deutscher Kalender für Großbritannien* (London: Anglo-German Publishing, 1914), 30.

32 Tölölyan, „Diaspora Studies“, 23.

33 Manz, *Diaspora*, 3.

34 Anthony Smith, *National Identity* (Las Vegas: University of Nevada Press, 1990), 9–10. Für eine tiefergehende Diskussion von Staatsbürgerschaft und Nationalität, siehe: Dieter Gosewinkel, *Struggles For Belonging. Citizenship in Europe 1900–2020* (Oxford: Oxford University Press, 2021).

Staatsbürgerschaft hatte, war deutsch. In diesem Sinne waren Richard Noschke und Gertrud Köbner beide deutsch. Henry Detloff, der Herausgeber der *Anglo-German Publishing*, war wiederum zu Beginn des Krieges schon seit über 5 Jahren britischer Staatsbürger und daher trotz seines Bemühens um die Aufrechterhaltung deutscher Sprache und Kultur in Großbritannien kein deutscher Staatsbürger mehr.[35] Dies würde ihm insofern zugutekommen, als dass von diesen dreien Henry Detloff der einzige war, dem keine Internierung oder Repatriierung bevorstand. In dieser Hinsicht war und ist Nationalität eine wichtige Markierung, kann aber nicht die einzige sein.

Das wird noch deutlicher, erinnert man sich an die ethnischen Minderheiten, die in Deutschland lebten oder als Minderheiten aber deutsche Staatsbürger migriert waren. So wären Menschen deutsch, die sich als polnisch, dänisch oder französisch verstanden aber durch Grenzziehungen im deutschen Kaiserreich geboren wurden oder lebten. Auch im Ausland wären sie als deutsche Staatsbürger gewertet worden. Sie fühlten sich nicht deutsch, ihre Ethnie war eine distinkt andere und genau dies ist der zweite wichtige Aspekt. Dabei ist Ethnie auch ein potenziell problematischer Begriff und wird außerhalb der Wissenschaft gerne biologisierend benutzt, wenn nicht sogar als Synonym für Rasse.[36] Diese Problematik muss der Begriff allerdings nicht haben, hört man auf Anthony Smith's Definition von Ethnie als „eine kulturelle Kollektivität, welche die Rolle des Mythos der Herkunft und historischen Erinnerungen betont und die durch eine oder mehrere kulturelle Unterschiede erkennbar ist".[37] In diesem Sinne ist Ethnie immer als ein Gruppenkonstrukt zu sehen, das zwar selbst biologistische Argumente beinhalt aber nicht inhärent von einer angeblich natürlichen Ordnung zeugt. Wird dieser nun zur Begrifflichkeit deutsch hinzugefügt, besteht die Identität aus einer realen nationalstaatlichen Zuordnung durch eine Nationalität aber auch durch eine selbstbestimmte Zuordnung anhand von persönlicher Herkunft und immaterieller kultureller Aspekte wie beispielsweise der deutschen Sprache. Gerade die deutsche Sprache war ein wichtiger Indikator der Zugehörigkeit, sodass Restaurants in Frankreich mit einem „Man spricht deutsch" warben oder Henry Detloff 1914 Deutsch für die nächste Generation der Kolonie als unverzichtbar erklärte.[38] Doch auch das allein reicht nicht um der Komplexität deutscher Identität gerecht zu werden. Anthony Smith nämlich argumentierte seine Idee der nationalen Identität hauptsächlich anhand einer Mehrheitsgesellschaft, wie bereits an der Nationalität deutlich wurde. Was also der nationalen Identität noch fehlt, ist eine zweite Mehr-

35 „The Naturalization Act 1870", *The London Gazette* 3. November 1908, 7939.
36 Smith, *Identity*, 20.
37 Smith, *Identity*, 20.
38 „Anzeigen", *Pariser Zeitung* 20. Juni 1914, 4.

heitsgesellschaft und ihr Blick, nämlich die Mehrheitsgesellschaft, in die deutsche Staatsbürger einwanderten und lebten. Um dies zu veranschaulichen ist es sinnvoll kurz Eyre Crowe vorzustellen:

Crowe wurde 1864 als Sohn eines bekannten britischen Kunsthistorikers und einer deutschen Adeligen in Leipzig geboren und verbrachte die ersten achtzehn Jahre seines Lebens dort. Nicht lange nach seiner Übersiedlung nach Großbritannien, begann er seine Ausbildung im Auswärtigen Amt Großbritanniens und stieg 1906 sogar zum leitenden Angestellten auf. Als 1914 der Erste Weltkrieg ausbrach, hatte Crowe mittlerweile fast 30 Jahre an Erfahrungen im britischen Auswärtigen Amt gesammelt. Im Gegensatz zu einigen anderen Mitarbeitern im Amt war Crowe jedoch nicht zögerlich was Großbritanniens Stellung anging und forderte sofortige militärische Handlungen und das Ablehnen einer „business as usual“ Mentalität, die vorherrschte.[39] Auch in den Jahren vor 1914 hatte sich Crowe einen Namen mit seiner dezidiert deutschlandkritischen Meinung gemacht, die er aus den vorangegangenen konservativen Regierungen übernommen hatte.[40] Sein Memorandum von 1907 zeichnete die deutsche Außenpolitik und die deutsche Position im Allgemeinen als spannungsgeladen, andere Aktionen der deutschen Außenpolitik sogar als direkt und unmissverständlich feindselig gegenüber Großbritannien.[41] Diese dezidiert anti-deutsche Einstellung Crowes brachte ihm allerdings wenig Lorbeeren aus dem Land ein, für das er arbeitete. So fuhr die *Daily Mail* bereits im Juli 1915 eine Kampagne gegen den Angestellten und warf ihm aufgrund seiner Herkunft Verrat und pro-deutsche Einstellungen vor.[42] Auch auf seiner Arbeit sah sich Crowe immer wieder dieser Zuteilung ausgesetzt und hatte damit zu kämpfen. So schrieb der Vizekönig Indiens, Sir Charles Hardinge, bereits Jahre vor 1914 über den jungen Crowe im Hinblick auf eine mögliche Stelle als dauerhafter Untersekretär: „So sehr ich Crowes Fähigkeiten auch bewundere, würde ich es bereuen, sollte er an die Spitze des Auswärtigen Amtes kommen. Es wird das Prestige des Amtes verringern, da er so spürbar deutsch ist und seine Frau nicht präsentabel.“[43] Eine Frau, die ebenfalls Deutsche war. Dem allen zum Trotz blieb Crowe bis 1925 im Auswärtigen Amt tätig, doch ging diese Episode nicht spurlos an ihm vorbei, wie er bemerkte als er gegen Ende seiner Laufbahn auf seine Karriere zurück-

39 Richard A. Cosgrove, „The Career of Sir Eyre Crowe. A Rassessment“, *Albion: A Quarterly Journal Concerned with British Studies* 4:4 (1972), 199.

40 Cosgrove, „Crowe“, 193.

41 J. S. Dunn, *The Crowe Memorandum. Sir Eyre Crowe and Foreign Office Perceptionss of Germany 1918–1925* (Cambridge: Cambridge Scholars, 2013), 220.

42 Cosgrove, „Crowe“, 200; Panikos Panayi, *The Enemy in Our Midst. Germans in Britain During the First World War* (London: Bloomsbury, 1991), 194.

43 Cosgrove, „Crowe“, 195.

blickte: „Während meiner Arbeit wurde mir stets zu verstehen gegeben, dass ich als Außenseiter dazu gekommen wäre, doch war ich vorbereitet eine großzügige Sichtweise auf diese Vorurteile einzunehmen.“[44] Crowe war zwar in Deutschland geboren, hatte jedoch durch seinen britischen Vater nicht nur die britische Staatsbürgerschaft sondern auch jahrelang für Großbritannien und gegen Deutschland gestanden. Trotz alledem wurde er konsequent als deutsch wahrgenommen, ob er nun eine wohlwollende Haltung demgegenüber einnahm oder nicht. Solche Prozesse werden in der Migrationsforschung immer wieder wahrgenommen und oft als *minoritization* oder auch Minorisierung bezeichnet.[45] Aspekte des Selbst oder das gesamte Selbst einer Person können hier durch andere Menschen in eine bestimmte Identität gefasst werden, ja sogar diametral entgegen der Selbstidentifikation. Wie an Crowes Schicksal sichtbar wird, existierte Minorisierung auch vor dem Krieg, würde aber durch den Konflikt noch einmal eine neue Ebene erreichen. Daher kann der Begriff eine wichtige Rolle in der Erfassung von Deutschen spielen, allerdings nur als Teilrolle.

Zusammenfassend kann Ethnie daher in zwei größere Teile aufgesplittet werden: Selbstzuschreibung und Fremdzuschreibung oder Minorisierung. Fügt man nun diesen Doppelbegriff der Ethnie und die legale Staatszugehörigkeit zusammen, entsteht ein umfassendes aber auch klar definiertes Bild von Minderheiten. Im Folgenden soll dieses Konstrukt als „ethnisch“ deutsch bezeichnet werden. Der Begriff kann nun alle deutschen Staatsangehörigen umfassen, die sich auch selbst als ethnisch deutsch verstanden, jene die sich ohne Staatszugehörigkeit als deutsch verstanden und jene die aufgrund verschiedener legaler oder kultureller Aspekte als deutsch minorisiert wurden. Durch die Anführungszeichen soll hier noch einmal explizit die Dualität von Fremd- und Selbstbezeichnung hervorgehoben werden, vermeiden sie doch zusätzlich eine potenzielle anachronistische Lesart, die Ethnie zu stark an Rasse anlehnt.[46] Was dieser Begriff „ethnisch“ Deutscher natürlich in seiner Weitläufigkeit nicht kann, ist explizit über deutsche Staatsangehörige sprechen, die innerhalb dieser Gruppe noch einmal eine gesonderte Erfahrung machten. Daher sollen diese, wenn nötig, auch weiterhin explizit als deutsche Staatsangehörige bezeichnet werden. Diese Einschränkung soll allerdings kein Gegenargument zum Begriff „ethnisch“ deutsch sein, sondern noch einmal selbst da-

44 Cosgrove, „Crowe“, 193.

45 Brigitta Busch: „3. Minderheitensprachen“, in Csaba Földes und Thorsten Roelcke (Hg.): *Handbuch Mehrsprachigkeit* (De Gruyter, 2022), 58; Suzanne Huot, Belinda Dodson und Debbie Rudman, „Negotiating Belonging Following Migration. Exploring the Relationship Between Place and Identity in Francophone Minority Communities“, *The Canadian Geographer*, 58:3 (2014), 331.

46 Smith, *Identity*, 21–22.

von zeugen, wie wichtig es ist, das Forschungsfeld um die vielfältigen Perspektiven der „ethnisch“ deutschen Minderheit zu erweitern.

1.2 Der Weg zu einer Minderheitsperspektive

So stark wie die Erforschung „ethnisch“ Deutscher in Großbritannien und Frankreich zwischen 1900 und 1918 in den letzten drei Jahrzehnten zugenommen hat, so stark war sie bislang von einem einseitigen Blick beherrscht. In Großbritannien startete dieser Ansatz eher, wo bereits in den 1990er Jahren wichtige Werke von Panikos Panayi veröffentlicht wurden um anschließend über die Jahre immer dezidiertere und feinmaschigere Studien nach sich zu ziehen.[47] Mittlerweile haben sich diverse Forscherinnen und Forscher des Themas angenommen, wobei Arnd Bauerkämper, Matthew Stibbe und Stefan Manz explizit zu erwähnen sind.[48] Studien über „ethnisch“ Deutsche in Frankreich wiederum erschienen zwar auch in den 1990er Jahren, brauchten allerdings mehr Zeit der Entwicklung und waren bis 2006 noch mehr oder weniger als „Tabuthema“ zu bezeichnen.[49] Hier seien Jean-Claude Farcy, Ronan Richard, Jean-Noel Grandhomme und Mareike König als führend in diesem Feld zu nennen.[50] Was die Forschung über Frankreich und Großbritannien jedoch, außer ein paar wenige Ausnahmen, einte, war der Zugang zu der Minderheit über die Mehrheit. Von kleineren Studien bis hin zu globalen Geschichten der deutschen Staatsangehörigen in zwei Weltkriegen lag das Hauptaugenmerk auf den Staaten und ihren Umgang mit potenziell gefährlichen Minderheiten im eigenen Land.[51] Dieser, in den 1990er Jahren etablierte *top-down* Ansatz

47 Eine kurze Auswahl bisheriger Veröffentlichungen: Panayi, *Enemy*; Panikos Panayi (Hrsg.) *Germans in Britain since 1500* (London: The Hambledon, 1996); Panikos Panayi, *Prisoners*.

48 Siehe: Arnd Bauerkämper *Sicherheit und Humanität Im Ersten und Zweiten Weltkrieg: Der Umgang Mit Zivilen Feindstaatenangehörigen Im Ausnahmezustand* (Berlin/Boston: De Gruyter, 2021), 41–44; Matthew Stibbe, *Civilian Internment during the First World War: A European and Global History, 1914–1920* (London: Palgrave Macmillan, 2019); Manz, *Nationalism*; Stefan Manz, „Negotiating Ethnicity, Class and Gender. German Associational Culture in Glasgow, 1864–1914“ *Immigrants & Minorities*, 31:2 (2013), 146–170; Manz, *Diaspora*.

49 Grandhomme, *Finistère*, 792. Für Beispiele weiterer Forschung zu dem Thema, siehe: Hugo Ringer, *Boulevard des étrangers. Carnet d'un interné civil du Jouguet (1914–1916)*, ed. von Ronan Richard (Bretagne: Les Archives Dormantes, 2018); Mareike König, „Femina Migrans. German Domestic Servants in Paris 1870–1917. A Case Study“, *Frontiers. A Journal of Women Studies*, 33:3 (2012), 93–115.

50 Siehe: König, *Dienstmädchen in Paris*; Jean-Claude Farcy, *Les Camp de Concentration Français 1914–1920* (Paris: Anthropos, 1995); Jean- Noël Grandhomme, „Internment Camps for German Civilians in Finistère, France (1914–1919)“, *The Historian*, 68:4, (2006).

51 Stibbe, *Civilian Internment*; Bauerkämper, *Sicherheit*; Panayi, *Prisoners*.

wurde noch 2021 von Arnd Bauerkämper als vorherrschend festgestellt.[52] Tatsächlich möchte dieses Buch nun auch nicht aktiv zu einer Aufgabe dieser Sichtweise aufrufen, ja man könnte sogar argumentieren, dass es schlicht den Fokus umtauscht. Schließlich waren persönliche Erfahrungen von „ethnisch" Deutschen nicht vollkommen abwesend in der bisherigen Forschung, sondern nahmen eher eine kontextualisierende Nebenrolle ein. Panayi selbst hat sich intensiv mit den Aufzeichnungen Richard Noschkes beschäftigt, dem Leben des Internierten Paul Cohen-Portheim oder der Alltagsgeschichte in Internierungslagern.[53] Auch haben die letzten zehn Jahre einen vorsichtigen Anstieg an Publikationen mit sich gebracht, der sich expliziter mit der Minderheit beschäftigt, wie beispielsweise durch Fragen der Materialität von Migration oder des Genders.[54] Doch noch immer waren „ethnisch" Deutsche hauptsächlich in der Nebenrolle. Dieses Buch nun möchte den Ansatz auf den Kopf stellen.

Das Erleben der Personen selbst steht im Zentrum. Ihr Narrativ bestimmt diese Arbeit. Trotzdem soll strukturelles Wissen zu Wort kommen, da es hilft, diese Narrative, diese Erlebnisse kritisch zu analysieren und zu kontextualisieren. Dieser Punkt führt das Buch auch zu neuen Fragen. Auch wenn eine *top-down* Analyse neues Wissen generieren kann, übersieht sie trotzdem Fragen, die durch eine engere persönliche oder *bottom-up* Herangehensweise hervorgehoben werden können. In diesem Fall soll der bestehende Wissensstand um die Frage erweitert werden, welche Auswirkungen die Mehrheitsgesellschaften und -staaten durch ihr Handeln auf die Minderheit hatten und wie es von ihnen wahrgenommen wurde. Durch die feinen Unterschiede können so auch noch einmal größere Zusammenhänge deutlich werden. Zwar wurden ein paar persönliche Erfahrungen bereits genutzt, wie beispielsweise die von Noschke und Cohen-Portheim, allerdings selten vergleichend im Hinblick auf ihre Positionalität. Dass Paul Cohen-Portheim, ein wohlhabender, weltbürgerlicher Jude eine andere Erfahrung machen und aufschreiben würde als Richard Noschke, ein protestantischer Arbeiter aus London, wurde bislang in keiner Studie angemessen erforscht. Dieser Wandel ist in Frankreich tatsächlich mittlerweile vermehrt wahrzunehmen, über die Übersetzung persönlicher Erfahrungsberichte ins Französische bis hin zu einer illustrierten An-

52 Bauerkämper, *Sicherheit*, 21–22.

53 Panayi, *Museum*.

54 Siehe: Harold Mytum (Hrsg.), „Materiality Matters. The Role of Things in Coping Strategies at Cunningham's Camp, Douglas During World War I", in *Prisoners of War. Archaeology, Memory, and Heritage of 19th- and 20th- Century Mass Internment* (Cambridge: Springer, 2012), 169–187; Kit Heyam, ‚Gender Nonconformity and Military Internment. Curating the Knockaloe Slides', *Critical Military Studies*, 6:3–4 (2019), 323–340.

thologie über das Internierungslager Finistère.[55] Auf internationaler Ebene ist dieser „cultural turn“ noch stärker, gerade in der Erforschung „ethnisch“ deutscher Minderheiten in den Vereinigten Staaten wurde dort durch Arbeiten von Katja Wüstenbecker, Peter Weber und Vasiliki Fouka bedeutende Arbeit geleistet.[56] Dazu hat sich dort in diesem Rahmen auch eine Debatte um das Schicksal der Minderheit entwickelt, die zwischen „ethnischer Auflösung“ und „ethnischem Überleben“ pendelt.[57]

Überraschend ist es nicht, dass gerade die Vereinigten Staaten in diesem Belang führend sind. Dort war die Migrationserfahrung historisch gesehen von größerer Bedeutung, allein hinsichtlich der eigenen amerikanischen Identität als die einer Migrationsidentität.[58] Frankreich und Großbritannien, sowie Deutschland, wiederum blicken auf Migration historisch bedingt sehr anders.[59] Dieser etablierten Diskussion um ethnische Auflösung oder ethnisches Überleben schließt sich dieses Buch nun auch an und fragt, inwiefern sich diese beiden Entwicklungen in Großbritannien und Frankreich anhand der persönlichen Erlebnisse „ethnisch“ Deutscher in beiden Ländern widerspiegeln.

Dabei sind diese Erlebnisse, wie bereits erwähnt, immer auch mit Vorsicht zu genießen. Rainer Pöppinghege hat nicht zu Unrecht die Validität von Erfahrungsberichten in Frage gestellt, deren enger Referenzrahmen immer die Gefahr der anekdotischen Evidenz mit sich zieht.[60] Dafür muss nicht einmal eine absichtliche Lüge im Text versteckt sein. Denn auch wenn die Personen vielleicht den Anspruch der Wahrheitsgetreue hatten, haben wir es immer noch mit unzuverlässigen Erzählerinnen und Erzählern zu tun. Irren ist menschlich, sowohl in der direkten Erfahrung aber noch viel stärker in der Erinnerung. Studien haben gezeigt,

---

55 Hilda Inderwildi und Helene Leclerc (Hg.), *Recits de capitivite Garaison 1914* (Toulouse: Peregrinateur, 2016); Ringer, *Boulevard*; Pascale Leroy-Castillo und Sylvaine Guinle-Lorinet (Hg.) *Être prisonnier civil au camp de Garaison (Hautes-Pyrénées) 1914–1919* (Hautes-Pyrénées: Cairn, 2018).

56 Siehe: Peter C. Weber, „Ethnic Identity During War: The Case of German American Societies During World War I.“, *Nonprofit and Voluntary Sector Quarterly*, 43:1 (2014), 185–206; Vasiliki Fouka, „How do Immigrants Respond to Discrimination? the Case of Germans in the US during World War I.“, *The American Political Science Review*, 113:2 (2019), 405–422; Katja Wüstenbecker, *Deutsch-Amerikaner Im Ersten Weltkrieg. US-Politik Und Nationale Identitäten Im Mittleren Westen (*Stuttgart: Steiner, 2007).

57 Weber, „Identity“, 187–188.

58 Susan Martin ging sogar so weit, es als selbstverständlich zu betrachten, dass die USA als „Nation von Immigranten“ gesehen wird, wenngleich dies auch eine Vereinfachung darstelle. Susan Martin, *A Nation of Immigrants* (Cambridge: Cambridge Press, 2010), 1.

59 Azar Gat, *Nations. The Long History and Deep Roots of Political Ethnicity and Nationalism* (Cambridge: Cambridge University Press, 2013), 334.

60 Rainer Pöppinghege, *Im Lager Unbesiegt. Deutsche, Englische und Französische Kriegsgefangenen-Zeitungen im Ersten* Weltkrieg, (Essen: Klartext, 2005), 24–27.

wie einfach es sein kann, fiktive Elemente in die Gedächtnisse von Probanden einzubringen.[61] Auch wenn ihnen niemand aktiv falsche Erinnerungen einpflanzt, so ist diese Unsicherheit auch der Fall bei den „ethnisch" Deutschen dieser Zeit. Panikos Panayi hat beispielsweise nachgewiesen, dass Richard Noschke, der Arbeiter aus London, immer wieder dazu neigte seine Erfahrungen zu übertreiben und er schrieb seine Erfahrungen nur für seine Kinder auf.[62] Hinzu kommen äußere Umstände, die ein Buch und dessen Aussage einfärben, wie beispielsweise die Zeit der Veröffentlichung. Das können Erinnerungslücken sein, die gefüllt wurden, oder Systeme, die sich zu dem Zeitpunkt etabliert haben und Einfluss nahmen. So ist eine wichtige Quelle „Die Männerinsel" von Frederic Dunbar-Kalckreuth, der 1914 achtzehn wurde und den Sommer in Großbritannien verbracht hatte, ohne zu ahnen, dass er bis 1918 in dem Land bleiben würde. Seine Aufzeichnungen erschienen aber weder 1914, noch 1918 sondern erst 1942; einer Zeit als die Nationalsozialisten bereits 9 Jahre herrschten und sich Deutschland und Großbritannien erneut im Krieg miteinander befanden.[63] Zeit und Umstände also, die unmöglich an dem Text vorbeigehen konnten.

Nichtsdestotrotz können solche Berichte, bei richtiger Methode, von unschätzbarem Wert sein. Briefe, Tagebücher und andere Dokumente wie Zeitungen oder private Gedichte können dabei helfen die Wichtigkeit von persönlichen Erzählungen innerhalb einer strukturellen Analyse hervorzuheben und die Gefühle dieser Individuen hervorzuheben. Es mag wichtig und hilfreich sein zu wissen, wie viele Menschen in Internierungslagern auf der Isle of Man oder Île Longue gefangen waren oder wie viele Individuen vor 1914 ihre deutsche Staatsbürgerschaft für eine britische oder französische abgelegt hatten. Doch zeigt sich erst in den privaten Aufzeichnungen der Menschen, in ihren persönlichen Träumen und Hoffnungen hinter oder vor dem Stacheldraht, wie sie diese Situation auch erleben. Es ist etwas anderes dies in Zahlen zu erfassen oder von den Personen selbst zu lesen, wie in dem Bericht von Hugo Ringer. Ursprünglich aus Lodz, war der Maler zwei Jahre vor Kriegsbeginn nach Frankreich gezogen, erst nach Paris dann nach Amiens. Nach Ausbruch des Krieges war er vom Norden der Republik in die Normandie verbracht worden, wo er in einer alten Fabrik in der Nähe von Saint-Brieuc seine Erfahrung von anhaltender Langeweile in seinem persönlichen Tagebuch niederschrieb:

---

61 Armin Schnider, *The Confabulating Mind. How the Brain Creates* Reality (Oxford: Oxford University Press, 2017), 186.

62 Siehe: Panayi, *Museum*, 350. Noschke schrieb ebenfalls auf, dass er diese Erinnerungen für seine Kinder schrieb und ihnen zeigen wollte, welche „Grausamkeit" er durchleben musste: Noschke, *Papers*, 1.

63 Frederick Lewis von Dunbar-Kalckreuth, *Die Männerinsel* (Leipzig: Paul List Verlag, 1940).

> Zwei weitere Monate sind vergangen und ich nehme die Blätter wieder in die Hand um zu berichten, was in dieser ganzen Zeit in unsere Kolonie passiert ist. Aber um ehrlich zu sein, gibt es nicht viel zu erzählen. Ein Tag vergeht wie der andere. Jeder Tag ist gleich, monoton und langweilig. Und diese Monotonie, diese Trägheit des Geistes pflanzt sich wie ein Albtraum in das Herz aller ein.[64]

Auch der Verlust der Anstellung vieler Menschen, die deutsche Verbindungen hatten ist bekannt.[65] Doch schaut man sich das Schicksal Maximilian Mügges an, bringt es jenen Verlust auf eine persönliche Ebene, weg von bloßen Zahlen und Kampagnen hin zu den tatsächlich erlebten Nöten. 1879 in Deutschland geboren, hatte Mügge als Lehrgehilfe in London gearbeitet und dort auch 1909 die britische Staatsbürgerschaft angenommen.[66] Doch mit Ausbruch des Krieges wurde es auch für ihn schwierig, sodass er den Londoner Banker Bruno von Schröder um finanzielle Unterstützung anflehen musste:

> Sir, darf ich Sie als loyaler, naturalisierter Mitbürger netterweise darum bitten, mir 50 Pfund für ein Jahr zu leihen? Ohne Verschulden meinerseits bin ich zur Zeit ohne Geld und ich dachte, dass meine bisherige literarische Arbeit – ich bin schließlich noch jung – und die Aussicht auf weitere und bessere zukünftige Werke mich vielleicht berechtigen, Ihre Aufmerksamkeit auf meinen Fall zu lenken und um Ihre Hilfe zu bitten. [...] Meine Vermieterin schreit nach ihrem Geld; Schneider und Zahnarzt drohen mir mit sofortigen legalen Schritten und eine Zahl kleinerer Schulden besorgen mich zu Tode.[67]

Ob der Banker Schröder Maximilian Mügges Bitte erhörte, wird später geklärt werden. Was diese Einblicke auf jeden Fall zeigen, ist die emotionale Tiefe einerseits. In Verbindung mit einer vergleichenden Analyse können solche Dokumente andererseits wertvoll sein um größere, gemeinsame Denkweisen zu entdecken.

Natürlich ist hier zu berücksichtigen, dass diese Berichte für sich alleingenommen nicht ausreichen, um Rückschlüsse auf eine Minderheit von knapp 200.000 Menschen in einer Zeitspanne von 10 Jahren zu ziehen. Dafür sind sie zu anekdotisch und in vielen Teilen auch persönlich oder retrospektiv gefärbt. Jedoch ist der Umgang mit Ego-Dokumenten kein neuer und für jede kritische Stimme wie die Rainer Pöppingheges gibt es umgekehrt auch jene von Historikerinnen wie Benigna von Krusentjern und Mary Fulbrook, die beide bereits wissenschaftlich ge-

64 Ringer, *Boulevard*, pos. 676.
65 Panayi, *Enemy*, 235–236.
66 „Maximilian A Muggs“, in *1911 Census for England and Wales*, abgerufen auf findmypast.co.uk.
67 JHS/Z/00004525, SH387 Anti German Material, Mügge's privater Brief an Baron Bruno Schröder, 25. Februar 1916.

zeigt haben, wie Ego-Dokumente erfolgreich analysiert werden können.[68] In Frankreich haben sich ganze Denkschulen wie die *histoire de mentalités* oder der Gedanke einer *culture de guerre* etabliert, die sich, wenn auch nicht ohne ihre eigenen fortbestehenden Grabenkämpfe, mit ähnlichen Themen beschäftigen.[69] Um eine ausführliche Stellungnahme und Positionierung- die dieses Buch in genau diese Grabenkämpfe verwickeln würde – zu vermeiden, muss jedoch auf weniger umstrittene Methodik zurückgegriffen werden.

Dabei ist, um die Frage letztendlich zu beantworten, mit welcher Methodik die Erfahrung von Menschen durch Ego-Dokumente im Rahmen dieses Buches am besten analysiert werden kann, kein großer gedanklicher Schritt nötig, denn die Methodik trägt ihren Ansatz bereits im Namen: Die *Erfahrungsgeschichte*. Eine Denkschule also, die laut Alexander von Plato hermeneutisch versucht die Vergangenheit wissenschaftlich zu lesen und als „Verhältnis von Psychologie und Geschichtswissenschaften" angesehen werden kann.[70] Ihr Fokus ist nicht einem spezifischen Feld zuzuordnen, sie kann sich mit Gender, Berufen, sowie Konsens und Dissens innerhalb einer Gesellschaft beschäftigen.[71] In dieser Hinsicht ist sie der *Oral History* sehr ähnlich, allerdings ohne zwingend zeitgenössische Erlebnisberichte zu nutzen oder zu generieren. Nein, die Erfahrungsgeschichte ist weiter gefasst und greift praktisch die Problematik, die inhärent im Umgang mit Ego-Dokumenten und Erfahrungsanalysen genannt wird, gekonnt auf und macht aus dem

68 Benigna von Kusentjern, *Selbstzeugnisse der Zeit des Dreissigjährigen Krieges. beschreibendes Vereichnis* (Berlin: Akademie, 1997); Mary Fulbrook, „Life and Writing Lives. Ego Documents in Historical Perspective", in Birgit Dahlke, Dennis Tate und Roger Woods (Hg.) *German Life Writing in the Twentieth Century* (Rochester: Camden House, 2010), 25–38.

69 Florence Hulak, „En avons-nous fini avec l'histoire des mentalités?", *Philonsorbonne*, 2 (2007), 89–109; Stéphane Audoin-Rouzeau, *L'enfant de l'ennemi, 1914–1918. Viol, avortement, infanticide pendant la Grande Guerre*, 2nd edn., (Paris: Aubier, 2009); Stéphane Audoin-Rouzeau und Annette Becker, „Violence et consentement: la ‚culture de guerre' du premier conflit mondial", in *Pour une histoire Culturelle*, ed. von J-P. Rioux und J-F. Sirinelli (Paris: Éditions du Seuil, 1997), 252, zitiert aus Smith, Leonard V. „The 'Culture De Guerre' and French Historiography of the Great War of 1914–1918." *History Compass* 5:6 (2007), 1968. Eine konzise über die ‚culture de guerre' Debatte, verbunden mit einer zivilen Kriegserfahrungen kann ebenfalls hier gefunden werden: James E. Connolly, *The Experience of Occupation in the Nord, 1914–1918. Living with the Enemy in First World War France* (Manchester: Manchester University Press, 2018), 3–4; Pierre Purseigle, ‚A very French debate: the 1914–1918 war', *Journal of War & Culture Studies*, 1:1 (2007), 9–14.

70 Alexander von Plato, ‚Oral History und Biografie-Forschung als „Verhaltens- und Erfahrungsgeschichte"', *Mitteilungsblatt des Instituts für soziale Bewegungen*, 45, (2011), 39.

71 Barbara Korte, ‚Erfahrungsgeschichte und die „Quelle" Literatur zur Relevanz genretheoretischer Reflexion am Beispiel britischer Literatur des Ersten Weltkriegs', in *Historische Kulturwissenschaften. Positionen, Praktiken und Perspektiven*, ed. von Jan Kusber et al (Mainz: Transcript, 2010), 143.

Nachteil einen Vorteil. Sie „befasst sich mit Subjektivität: mit persönlichen Erfahrungen und Verarbeitungen von Erlebtem, mit individuellem Verhalten und deren Erklärungen in der Geschichte, mit persönlicher Verantwortung in historischen Prozessen und deren Deutungen oder auch mit biographischen Konstruktionen und Lebensverläufen“.[72] Es ist also keine Notwendigkeit, den Wahrheitsgehalt der Tagebücher Gertrud Köbners und Hugo Ringers vollständig zu ergründen, oder ob die Not von Maximilian Mügge wirklich so groß war, wie er schreibt. Ihre Subjektivität, eingebettet in ein größeres kontextualisierendes Gerüst aus anderen Informationen, ist der zentrale Punkt der Analyse selbst. Dies ist wichtig, da Ego-Dokumente von einer analytischen Herangehensweise aus immer sogenannte „Vehikel zur Selbstrepräsentation“ sind, wie Mary Fulbrook und Ulinka Rublack argumentieren.[73] Dieses Vehikel sagt etwas darüber aus, wie sich die Person präsentieren wollte und welche Mittel diese dafür benutzen, vom Stil bis zu kulturellen Referenzen. Ego-Dokumente zeigen die Realität, wie sie von der schreibenden Person gesehen und von ihnen präsentiert wurden. Dieses Selbst besteht hierbei aus „multiplen Identitäten und Rollen – familiär, territorial, Klasse, religiös, ethnisch und Gender“.[74] Das Selbst ist all diese Aspekte und wird dementsprechend auch von ihnen allen je nach Situation und Publikum unterschiedlich stark beeinflusst. Sie sind nicht statisch, sondern können auch „modifiziert werden oder sogar abgeschafft“.[75] Das heißt jedoch nicht, dass jeder Vergleich des Selbst mit den Rollen und Identitäten anderer auch rational abläuft, eher umgekehrt. So ist es eher die Annahme, dass:

> um eine positive soziale Identität zu behalten, bemühen Menschen Vergleiche zwischen Gruppen, die einen favorisierenden Bias gegenüber ihrer eigenen Gruppe sowie ein diskriminierendes Verhalten gegenüber anderen Gruppen aufweisen, und nutzen Bewältigungsstrategien, beispielsweise interne und externe Kausalitätszuschreibungen bei Gruppenversagen.[76]

Gerade bezüglich der Frage, wie die Beziehungen zwischen einer Mehrheitsgesellschaft und einer Minderheit in Zeiten des Konfliktes zu bewerten sind, ist dieser soziologische Aspekt nicht zu unterschätzen. Hier treten nationale Identitäten an,

---

72 Alexander von Plato, *Erfahrungsgeschichte. Erfahrungsgeschichte als Konzept* (Hagen: Institut für Geschichte und Biographie, 2009), 5.

73 Mary Fulbrook und Ulinka Rublack, „In Relation. The ‚Social Self‘ and Ego-Documents“, *German History*, 28:3 (2010), 267.

74 Smith, *Identity*, 4.

75 Smith, *Identity*, 4.

76 Srividya Ramasubramanian und Chantrey Murphy, ‚Experimental Studies of Media Stereotyping Effects‘, in *Laboratory Experiments in the Social Sciences*, ed. von Murray Webster, Jane Sell, 2nd edn., (London: Academic Press, 2014), 389.

die sich im Krieg miteinander befinden und auf die eine oder andere Weise diese Minderheit ein- oder ausschließen. Das macht dementsprechend allein auf dieser Ebene etwas mit den Menschen, die den Krieg und die Zeit danach erlebten. Wie wir zu Beginn schon bei Gertrud Köbner und Richard Noschke gesehen haben, war die Frage der Identität in diesem Erfahrungszeitraum keine zwingend einfache.

1.3 Die Chronologie des Erlebten

Um diesen Wandel genauer zu verstehen, ist dieses Buch um ein Jahrzehnt der Ereignisse herum angelegt, von 1914 bis 1924, welche beide als historische Einschnitte gesehen werden können. Um diesen Paradigmenwechseln gerecht zu werden, ist es in drei unterschiedliche Blöcke eingeteilt, nämlich einem kurzen Vorkriegsblock, der die Welt vor dem Juli 1914 skizziert, einem Kriegsblock, der sich mit der Zeit des Ersten Weltkriegs befasst und einem sogenannten Nachkriegsblock, welcher schließlich von 1918 bis 1924 die anschließenden Entwicklungen in den Blick fasst. Dies ist nicht ohne Grund geschehen, denn 1918 als Endpunkt wird zunehmend kritisch betrachtet. Einige Historiker wie Robert Gerwarth, Jörn Leonhard und Bruno Cabanes gehen sogar soweit, 1918 überhaupt als Beginn von Frieden in Frage zu stellen.[77] Betrachtet man die Fortsetzung von Gewalt auf anderen Ebenen, Besatzung von Gebieten und die Tatsache, dass die Internierung Kriegsgefangenen noch bis weit nach 1918 stattfand, ist dies nachvollziehbar. Daher, so argumentiert dieses Buch, kann zwischen 1918 und 1924 höchstens von einer Nachkriegszeit die Rede sein, die letztlich in die Zwischenkriegszeit ab 1925 mündet. Auch ist das Jahr 1918 trotz aller Ungenauigkeiten noch immer ein guter Marker um Wandel festzustellen. Dies gilt auch für 1914 als Jahr großen Wandels. Es ist ein Marker, doch auch hier lohnt es sich, die Zeit vor dem Krieg im Blick zu behalten.

Daher soll es im Einführungskapitel auch um die „ethnisch“ Deutschen vor der Julikrise gehen. Was war die Grundsituation für Richard Noschke, für Gertrud Köbner, Hugo Ringer und all die anderen „ethnisch“ Deutschen in Frankreich und Großbritannien als letztendlich der Krieg erklärt wurde? Eine Kontextualisierung

77 Je nach dem auf welchen Aspekt der Gesellschaft sich fokussiert wird, haben Forscher nicht zwingend von einem Ende des Krieges gesprochen. So wird im Bereich des Paramilitarismus eine Linie der Gewalt vom Ersten Weltkrieg an gezogen: Robert Gerwarth und John Horne (Hg.) *War in Peace. Paramilitary Violence in Europe after the Great War* (Oxford: Oxford University Press, 2013); Bruno Cabanes spricht über die fortlaufenden Konsequenzen des Krieges für französische Soldaten: Bruno Cabanes, *La Victoire Endeuillée. La sortie de Guerre des Soldats Français (1918–1920)* (Paris: Ediction du Seuil, 2004), 13.

dieser Prädispositionen ist aufschlussreich, hatten doch beide Länder eine bekannte und drastisch unterschiedliche Beziehung zum Deutschen Kaiserreich und allem, was als deutsch wahrgenommen wurde. So war Frankreich einer der besiegten Gegner im Rahmen der Reichseinigung gewesen und im Falle eines Konflikts als zukünftiger Feind Deutschlands gesetzt.[78] Der Franko-Deutsche Konflikt, der häufig als der Kampf von Kultur gegen Zivilisation verkürzt dargestellt wurde, spielte eine massive Rolle in Fragen der jeweiligen Identitäten, wurden sie schließlich als gesetzte Antipoden betrachtet. Die elsässische Bevölkerung, die genau zwischen beiden Nationen stand und mit als Zankapfel galt, wird sich hierbei in allen drei Blöcken wiederfinden lassen. Großbritannien, im Gegensatz dazu, befand sich trotz bestehender Spannung in einer deutlich näheren kulturellen und historisch argumentierten Verbindung zu Deutschland, was zu einem offeneren Umgang zwischen beiden Identitäten führte. So gesehen wird es deutlich, dass sich „ethnische" Deutsche auf vollkommen unterschiedlichen Punkten im Spektrum zwischen einer deutschen, britischen, oder französischen Identität wiederfanden. Wie einfach es war, innerhalb dieses Spektrums von einer deutschen zu einer französischen oder britischen Identität zu wandern, hing eben von dieser Offenheit der Identitäten ab, ein Phänomen welches von Lisa Tabili treffend als „Permeabilität" beschrieben wurde.[79]

Diese Kontextualisierung legt den Grundstein für die Entwicklungen, welche sich schließlich im Krieg zwischen 1914 und 1918 zeigen würden. Zuerst widmet sich der Block in Kapitel 2 den deutschen Staatsbürgern in Großbritannien um im dritten Kapitel auf Frankreich einzugehen. Beide Kapitel beginnen mit der Julikrise und dem Weg hin zum Krieg. In diesem Zeitraum blieb es zunächst unklar, ob es überhaupt zu einem Eintritt Großbritanniens in diesen Konflikt kommen würde auch wenn es mit Frankreich und Russland verbündet war. Zwar war auch in

78 Siehe zum Beispiel die Agadir-Krise von 1911: Keith Robbins, „The Foreign Secretary, The Cabinet, Parliament and the Parties", in Sir Francis Harry Hinsley (Hrsg.), *British Foreign Policy under Sir Edward Grey* (Cambridge: Cambridge University Press, 1977), 15. Über den Krieg zwischen Zivilisation und Kultur, siehe: Olivier Remaud, „Culture versus Civilisation. La Genèse d'une Opposition", *Revue de Synthèse*, 129:1 (2008), 105–123; Mark Hewitson, *Germany and the Modern World 1880–1914* (Cambridge: Cambridge University Press, 2018), 84–94. Ein Krieg mit Deutschland wurde auch in Großbritannien besprochen, allerdings eher durch fiktionalisierte Werke, als in diplomatischen Planungen. Siehe: Ailise Bulfin, „‚To Arms!'. Invasion Narratives and Late-Victorian Literature", *Literature Compass*, 12:9 (2015), 482–496; Andreas Rose, „Waiting for Armageddon? British Military Journals and the Images of Future War (1900–1914)", Francia, 40 (2013), 317–331; Keir Waddington, „‚We Don't Want Any German Sausages Here!' Food, Fear, and the German Nation in Victorian and Edwardian Britain", *Journal of British Studies*, 52:4 (2013), 1017–1042.

79 Lisa Tabili, „‚Having lived close beside them all the time'. Negotiating National Identities Through Personal Networks", *Journal of Social History*, 39:2 (2005), 379.

Frankreich nicht gesetzt, dass überhaupt ein Krieg ausbrechen würde, doch war die Annahme dort, dass, sollte es zu einem Krieg kommen, es auf jeden Fall gegen Deutschland ins Feld ziehen würde.[80] Anschließend wird der diskursive und physische Weg der deutschen Staatsbürger und -bürgerinnen in die Internierung verfolgt. Ebenso wie der Kriegseintritt, der in Frankreich mehrere Tage vor Großbritannien stattfand, entwickelte sich dieser Weg in beiden Ländern unterschiedlich. Gerade die physische Reise bewies sich in Frankreich als deutlich komplexer, wo sich deutsche Staatsbürger und -bürgerinnen mit Kriegseintritt mehr oder weniger plötzlich in einem Land wiederfanden, dass sie jetzt als gefährlich betrachtete. Auf größerer Ebene betrachtet werden die Unterschiede über die beiden Kapitel noch stärker, wobei in Frankreich eine schnellere, umfassendere Internierung einer eher langsamen und gegenderten Internierung in Großbritannien entgegenstand. Auch bei der Ankunft in den Lagern und den anschließenden Jahren des Lebens hinter Stacheldraht machte sich dieser Unterschied bei den Menschen bemerkbar. Um diesen Unterschieden und Erfahrungen gerecht zu werden, verlassen beide Kapitel mit Eintritt in die Lager die chronologische Abfolge und der Schwerpunkt auf die Betrachtung einzelner Erfahrungsaspekte gelegt, wie die Erfahrung von Isolation und Gedränge, Hoffnung, Krankheit und Langeweile. Doch bleiben diese Erfahrungen nicht unkommentiert stehen, sondern werden immer kritisch im Hinblick auf Aspekte wie Gender, Religion, Alter und auch Klasse untersucht. Schließlich waren auch diese Erfahrungen, so umfassend sie wirken mögen, von den einzelnen Personen allein aufgrund ihrer Umstände und den zeitgenössischen Annahmen individuell und historisch geprägt und müssen in einen kontextualisierenden Rahmen gesetzt werden. Gerade die Frage der nationalen Identität, die, wie Panikos Panayi bemerkte, eine Obsession der Kriegszeit wurde, ist so einzubetten.[81] Doch bedingten diese Aspekte nicht nur die Erfahrungen der Menschen hinter dem Stacheldraht, sondern auch die der „ethnisch" Deutschen, die nicht interniert wurden. Mit ihnen befasst sich das vierte und letzte Kapitel im Kriegsblock.

Auch wenn die Kriegserklärung den Krieg in allen drei Ländern offiziell begann, war sie weniger von Bedeutung für die „ethnisch" Deutschen als die Mobilisierung ein paar Tage zuvor. In vielen der analysierten Berichte stehen sie am Beginn ihrer Erzählungen. Ähnlich wie bei den deutschen Staatsbürgern und Staatsbürgerinnen liegt gerade nach Beginn der Kampfhandlungen der Fokus weniger auf eine chronologische Nacherzählung der Erfahrungen „ethnisch" Deutscher, sondern mehr auf den übergeordneten Aspekten eben jener Erfahrungen. Diese reichten von negativer sozialer Einordnung im Hinblick auf Isolation und *Othering* bis hin zu tatsächlicher physischer Gewalt, die die Menschen erfuhren. Wie bereits

80 Siehe: „Für den Frieden. Frankreich und Deutschland", *Pariser Zeitung*, Paris 29 Juli 1914, 1.
81 Panayi, *Dominant Societies and Minorities*, 7.

erwähnt, war Isolation auch hinter dem Stacheldraht eine erlebte Realität, doch wird sich in diesem Kapitel noch einmal genauer zeigen, wie ähnlich und doch unterschiedlich der gleiche Begriff auf beiden Seiten erlebt wurde. Was in diesem Kapitel auch leider deutlich wird, ist die geringe Bandbreite an Erfahrungsberichten im Vergleich zu den vorangegangenen Kapiteln, was sich in einer gemeinsamen Betrachtung der beiden Länder im Rahmen einer vergleichenden Analyse, sowie einer stärkeren Einbindung anderer Quellen niederschlägt. So soll die Imbalance der Fülle an Erfahrungsberichten ausgeglichen werden, ohne sie aktiv zu verschleiern oder ignorieren. Ein Einblick in die Erfahrung „ethnisch" Deutscher, die nicht von Internierung betroffen waren, kann hierbei auch noch einmal dabei helfen, die Ähnlichkeiten und Unterschiede im Rahmen eines Spektrums von nationaler Identität deutlicher zu machen; ein Spektrum, das nicht nur während des Krieges sondern auch in den anschließenden Jahren von diversen Entwicklungen geprägt war.

Daher ist es nach dem Kriegsblock nicht überraschend, dass der Nachkriegsblock direkt mit dem Waffenstillstand von 1918 anknüpft. Hierbei verlegt sich der Blick erneut auf die Erfahrung von Internierung nach dem 11. November und geht auf zeitgenössische Entwicklungen ein, wie beispielsweise den Einfluss, den die Spanische Grippe auf die internierte Bevölkerung hatte, die die Lager noch nicht verlassen hatte. Aufgrund der Tatsache, dass allerdings bereits viele der Internierten die Lager verlassen hatten, verlässt dieses Kapitel auch den Schauplatz der Lager und befasst sich mit den Erfahrungen von Internierung, die von den deutschen Staatsbürgern in ihr ziviles Nachkriegsleben mitgenommen wurde. Die Politisierung des Themas im Heimatland, die physische und emotionale Versehrung aus dieser Zeit oder schlicht die Erinnerungskultur im Hinblick auf die erfahrenen Jahre in den Lagern rückt in den Vordergrund. Kapitel 7 befasst sich anschließend mit den verbliebenen „ethnischen" Deutschen in Großbritannien, die nicht interniert worden waren, im Anschluss im Land blieben oder im Anschluss an eine Repatriierung nach Großbritannien zurück migrieren wollten. Auch wenn Feindseligkeiten bestehen blieben und Hürden im weiteren Leben jener darstellten, die geblieben waren oder zurückkehren wollten, konnte nachgewiesen werden, dass sich langsam wieder eine gewisse Normalität einstellte. Diese Normalität steht wiederum in starkem Kontrast zu der Situation der „ethnisch" Deutschen in Frankreich nach dem Waffenstillstand von 1918. Hier hatten die anti-deutschen Einstellungen einen so tiefen Einschnitt verursacht, dass die Feindseligkeiten innerhalb der nächsten 6 Jahre nur langsam abnahmen. Jedwede Form einer „ethnischen" *Community* war vernichtet worden und politische sowie soziale Bedingungen sorgten dafür, dass dies auch bis 1924 so blieb. Im Elsass, welches nach dem Krieg zurück an Frankreich fiel, entspann sich wiederum ein anderer Konflikt, der mit der besonderen Stellung des Elsässischen zwischen einer deutschen und einer französischen Identität einnahm. In diesem Sinne kam zwar eine Permeabilität im

Rahmen nationaler Identitäten wieder, doch war ihr Ausmaß und die Geschwindigkeit, wie sie zurückkehrte je nach Land enorm verschieden.

1.4 Die Erfahrung „ethnisch“ Deutscher im weiteren Kontext

Dieser Einblick, gerade auch im Kontext einer vergleichenden Analyse von „ethnisch“ Deutschen in Großbritannien und Frankreich, stellt eine wichtige Erweiterung unseres Wissens auf verschiedenen Ebenen dar. Ihre Erfahrungen sind nicht rein historisch, Minderheiten die als gefährlich verstanden werden, werden in Rahmen von Konflikten immer wieder zur Zielscheibe der Mehrheitsgesellschaft. Ein Beispiel von frappierender Ähnlichkeit, wie jüngst von Arnd Bauerkämper in diesem Kontext festgestellt wurde, ist der Umgang mit vermeintlich gefährlichen Minderheiten im globalen Westen nach den Anschlägen des 11. September.[82] Zeitlich noch näher an der Gegenwart kann hier die komplexe Stellung von russischen Minderheiten in Europa seit dem Ausbruch des Ukrainekrieges gesehen werden.[83] Auch in einem größeren Maßstab, lassen sich Parallelen finden, die die heutige Zeit mit dem Beginn des 20. Jahrhunderts verbinden. Beide Zeiten sahen und sehen das Aufeinandertreffen zweier gegensätzlicher Ideologien, namentlich die der Globalisierung auf der einen und dem Nationalismus auf der anderen Seite. Auch wenn vor 1914 der koloniale Appetit und die nationalen Identitäten Europas zu Kriegen, Annexionen und Unterdrückung geführt hatte, hatte sich an dessen Seite auch ein globales Netz aus Handel, Migration und kulturellem Austausch entwickelt. Der technologische Fortschritt hatte Kommunikation, Reisen und Migration so stark anwachsen lassen, dass es bis ins späte 20. Jahrhundert brauchen würde, um nach den Auswirkungen zweier Weltkriege wieder auf einem vergleichbaren Level zu stehen.[84] Atemberaubende technologische Entwicklungen, Migration im Gegensatz zu starken territorialen und nationalistischen Spannungen wirken aus heutiger Sicht tatsächlich nicht allzu fremd, wenn nicht sogar ähnlich. Heute, genauso wie es vor über einem Jahrhundert der Fall war, betreffen diese Spannungen auch ganz aktiv eben jene, die die Globalisationstrends für eine Migration nutzen.

Daher ist es heute noch genauso wichtig, das Schicksal von Minderheiten in Zeiten des Konfliktes zu verstehen. Wie sie Xenophobie und anti-migrantische

82 Bauerkämper, *Sicherheit*, 1–5.

83 Inta Mieriņa „The War in Ukraine and Latvia’s Russian-speaking Community“, *ZOiS Spotlight*, 26. Juni 2024.

84 Maurice Obstfeld und Alan Taylor, „Globalization and Capital Markets“, in Michael Bordo et al (Hg.), *Globalization in Historical Perspective* (Chicago: University of Chicago Press, 2003), 144; Paolo Mauro, Nathan Sussman und Yishay Yafeh, *Emerging Markets and Financial Globalization. Sovereign Bond Spreads in 1870–1913 and Today* (Oxford: Oxford University Press, 2006), 4.

Hysterien erlebten, verleiht dieser Gruppe eine Stimme in einem Feld, das den Ersten Weltkrieg noch immer hauptsächlich als Konflikt ethnisch homogener, fast schon monolithischer, Gruppen betrachtet. Der „ethnisch“ deutschen Minderheit eine Stimme zu verleihen, bricht diese Annahmen nicht nur weiter auf, sie lenkt den Ausblick auf Gruppen, die in solchen Konflikten schnell aus dem Blickfeld geraten. Gerade „ethnisch“ Deutsche, die immer wieder als Block verstanden wurden und nicht nur Mühen hatten die negativen Konnotationen bezüglich ihrer nationalen Identität abzuschütteln, sondern wenige Jahrzehnte später Teil einer Gruppe waren, die schlimmste Verbrechen an anderen Gruppen beging, sollten nicht ausgesondert werden. Es mag kontraintuitiv erscheinen, die Leiden einer Gruppe zu erforschen, die an die koloniale und industrielle Macht des Deutschen Kaiserreiches gebunden war und somit in ihrem Leid auf einer niedrigeren Stufe war als so manch andere Gruppen während des Ersten Weltkrieges und darüber hinaus. Doch gerade die Tatsache, dass auch so eine privilegierte Minderheit Feindseligkeit, Gewalt, Verhaftung und Ausschluss erfahren konnte, deutet auf größere Trends hin. Es bricht die monolithische Täter-Opfer Rolle auf, um zu zeigen, wie einige Erfahrungen in gewisser Weise universal erlebbar sein können. Dieses Buch geht zwar nicht nur, aber gesondert auf die migratorische Idee der nationalen Identität und dessen Zwischenräumen ein und wie migrantische Gruppen davon beeinflusst werden. Es zeigt, dass nationale Prädispositionen, namentlich hier die Verbindungen zwischen Großbritannien, Frankreich und Deutschland, die Permeabilität und die dadurch verfügbaren Zwischenräume zwischen nationalen Identitäten beeinflussen, wie schnell diese in Zeiten des Konflikts zugunsten monolithischer Annahmen an homogene nationale Ideen verschwinden können und wie sie im Anschluss wieder zurückkehren können oder auch nicht. Hauptpunkt und einer der schwerwiegendsten Erfahrungen für die „ethnisch“ Deutschen, die sich in diesen Zwischenräumen befanden, war genau dieser Verlust. Sie fanden sich in einer Situation wieder, die der Biograph von Ernest Cassel, Kurt Grunwald, treffend beschrieb. Ernest Cassel war 1852 als jüngster Sohn einer jüdischen Bankerfamilie in Köln geboren worden, wo er bei seinem Vater erste Arbeitserfahrungen machen konnte.[85] Bereits mit 16 Jahren emigrierte er nach Liverpool wo er für Getreidehändler arbeitete, war kurz in Paris für die *Anglo-Egyptian Bank* tätig und mit Beginn des Krieges von 1870 zurück auf die Insel gezogen.[86] Wieder zurück betätigte sich Cassel nun als Finanzier, nahm 1878 die britische Staatsbürgerschaft an und entwickelte ein Netzwerk aus engen Freundschaften, welches ab 1896 sogar den zukünftigen König Großbritanniens mit einschloss. Als

85 Tessa Murdoch, „Sir Ernest Cassel, A ‚Jew of taste‘“ *Journal of the History of Collections* 34:3 (2022), 399.

86 Murdoch, „Cassel“, 399.

teils kalt aber immer loyal beschrieben, stieg er so immer weiter auf und übernahm diplomatische sowie geschäftliche Aufgaben, die im Interesse des Empire lagen.[87] Doch als 1914 der Krieg ausbrach, war sein Freund der König bereits seit vier Jahren tot und nun begannen weitere Freunde seine Gesellschaft zu meiden.[88] Mit einem Mal fand sich ein Mann, der für das Empire gearbeitet und seit über 30 Jahren dessen Staatsbürgerschaft hatte, isoliert wieder. 1921 starb er allein, an seinem Schreibtisch sitzend.[89] Er war, so Grunwald, „im Niemandsland gestorben".[90]

Das Schicksal Ernest Cassels, welches hier kurz angerissen wurde, ebenso wie das von Richard Noschke, Gertrud Köbner, Hugo Ringer, Paul Cohen-Portheim und vielen anderen legt solch ein Niemandsland nahe. Und auch der Tod Cassels zeigt erneut, wie wichtig es ist, zu erforschen wie sich dieses Niemandsland nach dem Ende des Konfliktes entwickelte. So gesehen ist dieses Buch struktureller ausgelegt, als es vielleicht auf den ersten Blick erscheint. Es geht von den persönlichen Erfahrungen auf eine größere Ebene, vom Menschen zur Gruppe um etwas über diese Gruppe aussagen zu können. Doch wird dies natürlich nur durch einen Blickwechsel hin zur Minderheitssicht bewerkstelligt, komplimentiert also in vielerlei Hinsicht einen strukturellen Ansatz eher als ihm entgegenzulaufen. So entstehen neue Fragen, die im Laufe dieses Buches ebenfalls aufgezeigt und beantwortet werden sollen: Wurden ethnische *Communities* wirklich zerstört oder konnten sie sich anpassen? Kann ein nationaler Diskurs, der nationale Identität als unüberbrückbar homogene Blöcke wahrnahm, wieder eine Permeabilität erreichen, die einer nicht-binären Migrantenidentität entgegenkommt? Was bedingte diese Entwicklungen? In Zeiten wachsenden nationalistischen Konflikts in einer globalisierten Welt ist es wichtiger denn je die Feindseligkeiten gegenüber Migrantengruppen nicht nur vom Blickpunkt einer Mehrheitsgesellschaft zu verstehen sondern aus ihrer Sicht. Welchen Einfluss haben sie auf die staatlichen Maßnahmen und wie beeinflussen diese Maßnahmen sie selbst? Um es mit den Worten Sara Maza's zu sagen: „Eine zentrale Agenda der sozialen Geschichte war es immer, die Leben, Stimmen und Kämpfe gesellschaftlich entmachteter Gruppen zu bergen."[91] Doch war diese Gruppe, diese „ethnisch" Deutschen, auch schon im heißen Sommermonat Juli 1914 entmachtet? Das folgende Kapitel wird diese und andere Fragen versuchen zu beantworten.

---

87 Murdoch, „Cassel", 399.

88 Kurt Grunwald, „‚Windsor-Cassel'- The Last Court Jew. Prolegomena to Biography of Sir Ernest Cassel", *The Leo Baeck Institute Year Book*, 14:1 (1969), 153.

89 Grunwald, „Windsor-Cassel", 161.

90 Grunwald, „Windsor-Cassel",161.

91 Sara Maza, *Thinking about History* (Chicago: University of Chicago Press, 2017), 28.

2 Strukturen des Austauschs: Die deutschen *Communities* in Großbritannien und Frankreich vor 1914

Auch vor 1914 wurde bereits heftig diskutiert, was Deutsche im Ausland zu Deutschen mache.[1] War es die Staatsbürgerschaft, Herkunft, Kultur oder alles zusammen? Diese Frage war keine rein philosophische, sie hatte eine aktiv politische Komponente die sowohl das Deutsche Kaiserreich, seine Außenpolitik, als auch „ethnisch" deutsche Migranten direkt betraf.[2] Dass Migranten ihre deutsche Identität, woraus auch immer diese sich konstituierte, ablegen würden und somit für das Land verloren gingen, war eine der größeren Sorgen des Kaiserreiches.[3] Würden diese Migranten auch im Ausland deutsch bleiben, könnten sie dort aktiv die Interessen des Kaiserreiches vertreten, würden sie sich integrieren oder assimilieren, so der Gedanke, würden sie zum „Völkerdünger" anderer.[4] Um sie also an sich gebunden zu halten, war es im Interesse des Reiches, den deutschen Migranten besonders im Auge zu behalten.[5] Dies geschah durch aktive politische Entscheidungen wie das Reichs- und Staatsangehörigkeitsgesetz von 1913, welches „ethnisch" Deutschen „Erhalt, Vererbung und Wiedererwerb" der Staatsangehörigkeit ermöglichte.[6] Doch auch durch aktive Zuwendung wie das Entsenden deutscher Prediger oder Besuche des Adels wurden deutsche Gemeinden im Ausland angehalten, ihre Treue gegenüber dem Kaiserreich aufrecht zu halten.[7] Es ist daher nicht verwunderlich, dass auch 1914 im Britischen Empire unter „ethnisch" deutschen Migranten ein deutscher Nationalismus verbreitet war. Doch waren bei aller Mühe seitens des Kaiserreichs nicht alle Migranten nationalistisch geprägt oder zeigten ihre „Loyalität gegenüber Reich und Kaiser".[8]

Eine vollständige Rekonstruktion der deutschen Minderheiten und ihrer *Communities* in beiden Ländern ist in diesem Rahmen praktisch unmöglich; nicht um-

1 Manz, *Diaspora*, 62. Für weitere Informationen zu der Debatte von Emigration und Deutschtum, siehe: Roger Brubaker, *Citizenship and Nationhood in France and Germany* (Cambridge: Harvard University Press, 1992), 114–119.

2 Manz, *Diaspora*, 70–73; Panikos Panayi (Hrsg.), *Germans in Britain since 1500* (London: The Hambledon, 1996), 6–7.

3 Manz, *Diaspora*, 70–73.

4 Manz, *Diaspora*, 62.

5 Brubaker, *Citizenship*, 70–71.

6 Bade, 215.

7 Patrick Wiegand, *The German Orphanage Dalston 1879–1939* (Weston-Super-Mare: Anglo-German Family History Society, 2016), 16, 35.

8 Brubaker, *Citizenship*, 403.

Open Access. © 2025 Mathis J. Gronau, publiziert von De Gruyter. BY-NC-ND Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung – Nicht-kommerziell – Keine Bearbeitung 4.0 International Lizenz.
https://doi.org/10.1515/9783111561493-002

sonst haben solche Rekonstruktionen bereits ganze Bücher gefüllt. Eine kurze Kontextualisierung soll daher ausreichen, um zu zeigen, wie unterschiedlich nicht nur einzelne Migranten, sondern ganze Migrantengruppen die Zeit um 1914 in Frankreich und Großbritannien erfuhren. Hierbei werden zuerst die bestehenden Strukturen der deutschen Kolonien in beiden Ländern getrennt voneinander umrissen. Auf dieser Grundlage aufbauend werden jeweils migrantische Prozesse vorgestellt, wie sie in der jeweiligen Gruppe vorherrschten. Die Reihenfolge ordnet sich nach dem individuellen Fokus der „ethnisch" Deutschen, nämlich erst innerhalb des neuen Heimatlandes und anschließend hin zum Herkunftsland und darüber hinaus. So zeigen Integration und Assimilation den Fokuswechsel hin zum Einwanderungsland und Weltbürgertum und Nationalismus einen Fokuswechsel weg vom Einwanderungsland. Diese Prozesse und Einstellungen sind wichtig, um die zuvor erwähnte Permeabilität oder Durchlässigkeit nationaler Identitäten in den jeweiligen Ländern zu demonstrieren, genauso wie den Einfluss, den sie auf andere Teile der individuellen Identität „ethnisch" Deutscher hatten. Was hierbei deutlich wird, ist die Tatsache, dass nationale Identität innerhalb eines deutlich komplexeren Nexus aus Identitäten und ihren Beziehungen zu Aus- und Einwanderungsland existierte.[9] Doch zuerst ist eine strukturelle Kontextualisierung vonnöten, die die Diskurse um Identitäten und nationale Identitäten angemessen einrahmt, und zwar durch Informationen wie Größe, Verteilung, ethnisch spezifische Einrichtungen und demographische Zahlen.

2.1 Die deutsche Kolonie in Großbritannien und Frankreich um 1914

Als 1914 der *Führer durch London* erschien, herausgegeben vom Editor des deutschsprachigen *Londoner General-Anzeiger*, war er nicht nur voll von Sehenswürdigkeiten, Adressen von Ärzten, Schulen, Kirchen und anderen wichtigen Anlaufstellen.[10] Auch eine Geschichte des Deutschtums in Großbritannien war dabei, die angeblich bis ins Jahr 990 reichte.[11] Damals hatte König Aethelred deutschen

9 Nexus wird hier im Sinne des Soziologen Roger Brubakers verstanden, der argumentiert, dass nationale Minderheiten zusammen mit „nationalisierenden Staaten und einem externen nationalen Heimatland innerhalb eines einzelnen, interdependenten Nexus verbunden sind": Roger Brubaker, *Nationalism Reframed. Nationhood and the National Question in the New Europe* (Cambridge: Cambridge University Press, 2010), 60.

10 Henry Detloff, *Führer durch London und Ratgeber für Fremde in England* (London: Henry Detloff Ltd., 1914), 21.

11 Detloff, *Führer*, 21.

Kaufleuten die „Befreiung von allen Marktgefällen und sonstigen Abgaben“ gewährt.[12] Dementsprechend konnte, so die Logik des Reiseführers, das Deutschtum bereits auf mehrere Jahrhunderte Geschichte zurückblicken. Doch war es nicht nur lange in Großbritannien verwurzelt, es war auch 1914 noch zahlenmäßig gut vertreten. Kurz hinter dem historischen Abschnitt fand der interessierte Leser ein argumentatives Sammelsurium aus Zahlen und Einschränkungen, die der Reiseführer über die Deutschen in Großbritannien zusammengestellt hatte. Hier ein kleiner Auszug:

> Ueber die Zahl der der Deutschen im Vereinigten Königreich ergibt sich aus den amtlichen Angaben der Volkszählung von 1911 folgendes. In England und Wales gab es 65 261 in Deutschland geborene Personen, [...] 5447 waren britische Staatsangehörige durch Abstammung oder Heirat, 6490 durch Naturalisierung, so dass 53 324 als deutsche Staatsangehörige zu betrachten waren. [...] Die an Engländer verheirateten deutschen Frauen und die Naturalisierten sind natürlich vollständig zu der ständigen deutschen Kolonie zu rechnen. Ausser den zugewanderten Deutschen gehören zur hierländischen deutschen Bevölkerung auch die im Vereinigten Königreich geborenen Kinder deutscher Eltern. Obgleich sie durch die Geburt britische Untertanen geworden sind, gelten sie in vielen Fällen nach deutschem Gesetz als deutsche Staatsangehörige. Zur Feststellung ihrer Zahl fehlt es aber an jeder verlässlichen Unterlage. [...]Es würde sich somit für die deutsche Bevölkerung im Vereinigten Königreich, einschliesslich der vorübergehend sich Aufhaltenden eine Gesamtziffer von 135 000 bis 140 000 Köpfen ergeben.[13]

Der Reiseführer hatte also in seiner Rechnung die Zahl der deutschen in Großbritannien schlicht durch unterschiedliche Einbeziehungen praktisch verdoppelt. Eine tatsächliche Anzahl „ethnisch“ Deutscher in Großbritannien zu bestimmen, erweist sich aber immer noch als schwierig und beschäftigt die Geschichtswissenschaft heutzutage genauso wie damals. Es handelt sich dabei auch nicht um kleine Abweichungen, reden wir hier von Schwankungen zwischen 56.000 tausend „ethnisch“ Deutschen und 150.000 wobei wieder die Frage der Inklusion die Größe bestimmte.[14] Um diese Debatte abzukürzen, kann von einem Mittelwert zwischen den beiden Zahlen von ungefähr 100.000 „ethnisch“ Deutschen in Großbritannien ausgegangen werden. Da „ethnisch“ Deutsch ein weitreichender Begriff ist, ist eine Tendenz zu einer größeren Zahl nicht nur logisch, sie nähert sich auch den Annahmen an, die um 1914 im Umlauf und daher Teil der Wahrnehmung waren. Was

12 Detloff, *Führer*, 21.

13 Detloff, *Führer*, 23–24.

14 Ältere Quellen, aber auch Historiker wie Arnd Bauerkämper und Stefan Manz tendieren zu höheren Zahlen, Oliver Grant wiederum argumentierte 2004 eher für 56.000. Siehe: Oliver Grant, *Migration and Inequality in Germany 1870–1913* (Oxford: Oxford University Press, 2004), 81; Manz, *Diaspora*, 77; Bauerkämper, *Sicherheit*, 189.

diese Problematik auf jeden Fall hervorhebt, ist die Tatsache, dass Zeitgenossen häufig weniger auf Volkszählungen vertrauten und sich lieber eine möglichst große Minderheit vorstellten.

Was wiederum mit Sicherheit über „ethnisch" Deutsche in Großbritannien gesagt werden kann, ist ihre Verteilung. Die „ethnisch" deutsche Bevölkerung konzentrierte sich größtenteils in den urbanen Zentren, wobei London zirka die Hälfte der „ethnisch" deutschen Bevölkerung beherbergte.[15] Andere erwähnenswerte Zentren waren Glasgow, Liverpool und Manchester.[16] Was die ethnische Infrastruktur in London betraf, konnte man dort mehrere deutsche Kirchen, deutsche Läden, deutsche Musiker, Schulen, ein Kinderheim und einer Arbeiterkolonie für arbeitslose Deutsche finden.[17] Auf Grundlage der gefundenen Kirchen kann davon ausgegangen werden, dass ein Großteil der „ethnisch" Deutschen, genauso wie die britische Mehrheitsgesellschaft, protestantischen Glaubens war, Katholiken und Juden waren eher in der Minderheit.[18] Was die sozio-ökonomische Verteilung der deutschen Staatsbürger betraf, so war diese ebenso divers und, wie Panikos Panayi argumentiert, „bestand aus allen Lebenslagen von Mittellosen bis zu Millionären".[19] Die Mehrheit jedoch arbeitete in einer eher geringen Auswahl an Berufen, namentlich als Bäcker, Kellner, Diener oder Metzger.[20] Auch wenn gerade Berufe wie Kellner oder Diener eine hohe Fluktuation mit sich brachten, die die deutsche Population in den Zentren betraf, war doch ein Großteil der „ethnisch" Deutschen niedergelassen.[21] Hoch war auch die Zahl der internationalen Ehen, wobei über sechzig Prozent der verheirateten deutschen Männer eine englische Ehefrau hatten.[22] Diese Zahl zusammengenommen mit den Berufen, welche häufig ebenfalls von Männern besetzt wurden, kann man von einer deutlich höheren Anzahl „ethnisch" deutscher Männer als Frauen ausgehen. Es lässt sich also von diesem kurzen Überblick bereits sagen, dass die „ethnisch" Deutschen eher männlich, protes-

15 Katja Krebs, „German-Language Theatre in the West End 1900–1914. A History of the Deutsches Theater", in Paul Ulrich et al (Hg.), *In the Mirror of Theatre History. German Theatre Intercultural Relationships from the Past to the Present* (Münster: Lit, 2015), 255.

16 Stefan Manz und Panikos Panayi, *Enemies in the Empire: Civilian Internment in the British Empire during the First World War* (Oxford: Oxford University Press, 2020),162.

17 Manz und Panayi, *Empire*, 178; Elizabeth McKellar, *The German Hospital Hackney. A social and architectural history 1845–1987* (London: Hackney Society, 1991); Patrick Wiegand, *The German Orphanage, Dalston 1879–1939* (Weston-Super-Mare: Anglo-German Family History Society, 2016), 11–16.

18 Panayi, „Immigrants", 84–85.

19 Panayi, *Germans in Britain since 1500*, 7.

20 Panayi, *Germans in Britain since 1500*, 7–8; Panayi, *Enemy*, 22.

21 Panayi, „Immigrants", 120.

22 Stella Yarrow, „The Impact of Hostility on Germans in Britain 1914 to 1918", *Immigrants & Minorities*, 8:1–2 (1989), 98.

tantisch, niedergelassen und häufig international verheiratet waren. Die deutsche Kolonie in Großbritannien war sich darüber hinaus einer langen, durchgängigen Geschichte bewusst, die etablierte Einrichtungen aufwies.

Interessanterweise war dies in Frankreich an vielen Stellen nicht der Fall, auch wenn mehr „ethnisch" Deutsche in Frankreich lebten als in Großbritannien. Beispielsweise waren diese bei weitem nicht so auf die Hauptstadt zentriert, sondern auf mehrere Regionen verteilt.[23] Doch auch hier schwanken die Zahlen, sogar noch mehr als in Großbritannien. Während der französische Forscher George Mauco im Jahr 1932 zurückblickend auf 100.000 Deutsche kam, sprach Langhans 1906 von bis zu 500.000.[24] Diese Schwankung könnte mit Elsässern und Lothringern in Frankreich zusammenhängen, die je nach Sichtweise deutsch oder französisch waren.[25] Tatsächlich ist eher von der niedrigeren Zahl auszugehen.[26] Ungefähr ein Drittel davon lebte in Paris, wobei auch die östlichen Grenzregionen Zentren deutschen Lebens waren.[27] Auch wenn die Forschung noch immer Lücken aufweist, so lässt sich anhand der Kirchen die Theorie aufstellen, dass die Zentren hauptsächlich mit Deutschen aus katholischen Gebieten wie Bayern, Hessen oder dem Elsass-Lothringen bevölkert waren.[28] Genauso wie in Großbritannien, wo die Mehrheit dem protestantischen Glauben angehörte, spiegelten die „ethnisch" Deutschen dementsprechend auch hier die Denomination der Mehrheitsgesellschaft. Gegensätzlich zu Großbritannien wiederum war die Geschlechterverteilung; die Mehrheit der „ethnisch" Deutschen, vor allem in Paris, war nämlich weiblich.[29] Dies schlug sich auch auf die Berufsverteilung nieder, denn hier waren sie vor allem als Diener und Hausmädchen beschäftigt.[30]

---

23 Georges Mauco, *Les Étrangers en France. Leur rôle dans l'activité économique* (Paris: Libraire Armand Colin, 1932), 43.

24 Mauco, *Étrangers*, 43; Manz, *Diaspora*, 73.

25 Elsass-Lothringen war zwar 1871 an Deutschland abgetreten worden, wies jedoch noch immer starke Verbindungen nach Frankreich auf. Siehe: Patrick Weil, *Hot to be French. Nationality in the Making since 1789* (Durham: Duke University, 2008), 183–184.

26 Mareike König spricht von maximal 30.000 Deutschen in Paris um 1914. Siehe: Mareike Könige (Hrsg.), „Brüche als gestaltendes Element. Die Deutschen in Paris im 19. Jahrhundert", in *Deutsche Handwerker, Arbeiter und Dienstmädchen in Paris. Eine vergessene Migration im 19. Jahrhundert* (München: Oldenbourg, 2003), 25.

27 Mauco, *Étrangers*, 43.

28 Siehe: König, Mareike, „Celebrating the Kaiser's Birthday. German Migrants in Paris after the Franco-Prussian War 1870/71", Beihefte der Francia 62 (2006), 79–80; „Deutsche evangelische Gottesdienste", Pariser Zeitung, 20. Juni 1914, 3.

29 König, *Brüche*, 23.

30 König, *Brüche*, 23.

Einige Institutionen waren auch in Paris zu finden, namentlich Kirchen aber auch Läden oder Hilfsgruppen.[31] Gerade die kirchlichen Institutionen waren ein Sammelpunkt, wie die *Pariser Zeitung* 1914 über den CVJM schrieb: „Trotz des herannahenden Sommers und der beginnenden Reisezeit pulsiert das Vereinsleben ebenso stark wie sonst. Das bewies die am letzten Sonntag stattgehabte monatliche Mitgliederversammlung an der wieder 12 neue Mitglieder aufgenommen wurden.“[32] Doch anders als in London mit Fitzrovia oder Dalston, konnte Paris nach 1871 keine spezifisch deutschen Stadtteile mehr aufweisen. La Villette das zu diesem Zeitpunkt „Petite Allemagne“ hieß, hatte die antideutschen Maßnahmen im Zuge des Deutsch-Französischen Krieges von 1870/71 nicht überlebt.[33] Bis 1914, so argumentiert Mareike König, war die deutsche Diaspora in Paris verstreut und zurückgezogen.[34] Eine ähnliche Lage beschreibt auch Wilhelm von der Recke, wenn er folgende Anekdote Christian Zinssers, Sohn des letzten Hügelpfarrers in Paris, nachzeichnet: „in der Hügelgemeinde seien sonntags nach dem Gottesdienst, wenn die Gemeindeglieder vor der Kirche beisammenstanden, die Fenster der umliegenden Mietshäuser aufgegangen, um den Deutschen ‚sales boches‘ zuzurufen“.[35] Laut von der Recke war diese Zurückgezogenheit dementsprechend nicht nur selbstgewählt sondern auch von der französischen Mehrheitsgesellschaft so gewünscht. Während also in Frankreich antideutsche Tendenzen stark zu spüren waren und in Deutschland antifranzösische, erfuhren die „ethnisch“ Deutschen in Frankreich die Konsequenzen aus beidem. Dieses angespannte Umfeld würde auch erklären, warum deutsche Staatsbürger eher für saisonale Arbeit in Frankreich blieben oder, wie viele Dienstmädchen, zeitlich begrenzte Auslandserfahrungen sammeln wollten, anstatt sich langfristig niederzulassen.[36] Obwohl sie um 1900 selbst in den konservativeren Schätzungen die zweitgrößte Minderheit in Frankreich bildete, entwickelte sich nach 1871 keine ethnische *Community* außerhalb kirchlicher Einrichtungen, die mit der in Großbritannien vergleichbar gewesen wäre. Solche strukturellen Unterschiede wirkten sich auch auf die einzelnen Personen und ihre Beziehung zu ihrem neuen Heimatland aus, besonders im Hinblick auf Integration und Assimilation.

---

31 König, *Brüche*, 25.

32 „Aus deutschen Kreisen“ *Pariser Zeitung*, 20. Juni 1914, 3.

33 König, *Brüche*, 20–21.

34 König, *Brüche*, 21–22.

35 Von der Recke, *Fluctuat*, 69.

36 Gaël Cheptou, „L’Organisation Syndicale des Ouvriers de Langue Allemande à Paris“ in Mareike König (Hrsg.), *Deutsche Handwerker, Arbeiter und Dienstmädchen in Paris* (München: Oldenbourg, 2003), 146.

2.2 Integration und Assimilation

Integration und Assimilation sind wichtige Faktoren, nicht nur für die deutsche Diaspora in Großbritannien und Frankreich, sondern für jede Minderheit oder Diaspora.[37] Auch wenn diese Entwicklungen teilweise vom Ursprungsland als Verlust gewertet wurden, waren sie, ideologische Linsen ausgenommen, unausweichlich. Floyd Rudmin formulierte es 2003 bereits wie folgt: „Als intelligente und adaptive kulturelle Wesen, besteht bei allen Menschen die Wahrscheinlichkeit der Annahme oder anderweitigen Reaktion auf die fremden Kulturen, denen sie begegnen."[38]

Daher kann es teilweise schwerfallen, genau zwischen Assimilation und Integration zu unterscheiden oder festzustellen, wann Integration zu einer Assimilation wird. Auch wenn sie heutzutage nicht unumstritten sind, waren diese Begriffe gängig im Kontext von Minderheiten um 1914, gerade auch in einem kolonialen Kontext.[39] Das Konzept der Assimilation baute hierbei auf der Idee einer kulturellen Homogenität auf wobei ein Unterschied zur Hauptgruppe nicht mehr möglich ist, so wie es bei der Begrifflichkeit heute auch noch der Fall ist. Integration kann wiederum als das Beibehalten bestimmter, von der Hauptgruppe als fremd betrachteter Eigenschaften verstanden werden, die von dieser akzeptiert oder sogar als vorteilhaft gesehen werden. Hierbei ist Assimilation häufig ethnisch oder rassistisch geprägt, Integration hingegen beschäftigt sich mehr mit der individuellen Position innerhalb verschiedener sozialer Gruppen oder der Mehrheitsgesellschaft. So ist eine Theorie der sozialen Integration beispielsweise so definiert, dass die „Involvierung in formelle oder informelle Organisationen sowohl Unterstützung als auch Gleichgesinnte bereitstellt, welches ein positives Selbstbild fördert".[40] Die wichtigen Gruppen in unserem Fall sind hier die britische und französische Mehrheitsgesellschaft auf sozialer Ebene und kulturelle und institutionelle

37 Hier nur zwei Beispiele, um die Diversität der Diasporaforschung zu verdeutlichen: Kahn, „Material and Immaterial Bodies"; Ameer Ali, „Assimilation, Integration or Convivencia. The Dilemma of Diaspora Muslims from ‚Eurabia' to ‚Londonistan', from ‚Lakembanon' to Sri Lanka", *Journal of Muslim Minority Affairs*, 30:2 (2010), 183–198.

38 Floyd Rudmin, „Critical History of the Acculturation Psychology of Assimilation, Separation, Integration, and Marginalization", *Review of General Psychology*, 7:1 (2003), 3.

39 So wurde beispielsweise die Assimilation von Juden in einem christlichen Europe im Rahmen einer zeitgenössischen zionistischen Debatte so aufgefasst: Stuart Cohen, *English Zionists and British Jews. The Communal Politics of Anglo-Jewry 1895*-1920 (New Jersey: Princeton, 1982), 168.

40 Jesus Ramirez-Valles et al. „Social Integration and Health. Community Involvement, Stigmatized Identities, and Sexual Risk in Latino Sexual Minorities", *Journal of Health and Social Behavior*, 51:1 (2010), 31.

Teilhabe auf einer systematischen Ebene.[41] Bei 100.000 „ethnisch“ Deutschen in beiden Ländern um das Jahr 1900 herum ist es mehr als wahrscheinlich, dass einige dieser Menschen Integration oder Assimilation erlebten. Stellt man sich deutsche, britische oder französische Identität als Bereiche vor, die sich unterscheiden aber auch in Teilen überlappen können, war die deutsche Minderheit in beiden Ländern auf einem breiten Spektrum zwischen den jeweiligen nationalen Identitäten verstreut, was auch verschiedene Phasen der Integration und Assimilation beinhaltet. Wie sehr dies möglich war, lag hierbei vor allem daran, wie stark sich diese Identitäten überlappten oder als unterschiedlich betrachtet wurden und damit, wie einfach eine Bewegung zwischen den Spektren war. In Frankreich beispielsweise waren Integration und Assimilation mit verschiedenen Herausforderungen verbunden.

Integration in Frankreich als „ethnisch“ deutsche Person war um ein Vielfaches schwieriger zu erreichen als in Großbritannien. Seit der demütigenden Niederlage von 1871 der deutschen Bevölkerung gegenüber misstrauisch geworden, waren diverse französische Institutionen nicht sonderlich einladend, was ethnisch-deutsche Organisationen betraf.[42] Natürlich beruhte dieses Misstrauen nicht überall auf Grundlage der Ethnie. Staatlich finanzierte Kirchen beispielsweise waren auf Grund der Säkularisierung seit der Französischen Revolution und ihrer universalistisch betrachteten republikanischen Werte generell als problematisch betrachtet worden.[43] Auch bedeutete dieses Misstrauen nicht, dass überhaupt kein ethnisch deutsches Leben in Paris oder anderswo existierte. So gab es das *Appenrodt* in Paris, welches als Treffpunkt zum Genuss deutscher Küche bekannt war.[44] Auch andere Geschäfte warben mit ihrer deutschen Identität oder waren spezifisch auf deutsche Kundschaft aus und setzten Annoncen in die *Pariser Zeitung*: Das deutscher Arbeitsheim beispielsweise „empfiehlt seine Schreibstube zur Anfertigung v. schriftlichen Arbeiten, wie Adressen, Abschriften in Hand- und Maschinenschrift, Vervielfältigung etc. unter billigster Berechnung u. sauberster Ausführung“ oder die neue deutsche Apotheke, die schrieb: „Alle deutschen Medica-

41 Der Unterschied zwischen diesen beiden war Gegenstand hitziger Diskussionen. Die hier genutzte Unterscheidung differenziert zwischen Organisationen oder klar definierten Entitäten und Aspekte des sozialen Lebens wie Sprache oder Kleidung. Für eine tiefgreifendere Diskussion, siehe: Margaret Archer, „Social Integration and System Integration: Developing the Distinction“, *Sociology*, 30:4 (1996), 679–699.

42 Wilfried Pabst, „Écoles Allemandes à Paris. Notices sur l’évolution de la colonie allemande à Paris 1858–1914“, *Francia*, 8 (1980), 676; Franz Menges, „Die Deutschen Hilfsvereine in Frankreich vor dem Ersten Weltkrieg“, *Francia*, 3 (1975), 362.

43 Philippe Foray, „Républicanisme Scolaire. Émancaption et Méritocratie“, *Le Télémaque* 1:43 (2013), 37.

44 Victor Auburtin, *Was ich in Frankreich erlebte* (Berlin: Mosse, 1918), 9–10.

mente u. Spezialitäten vorrätig. Medizin. Untersuchungen. Genaue Ausführung Deutscher Rezepte. Rascher Versandt [sic] Deutscher Katalog. Mäss. Preise.“[45] Ferner gab es auch nicht-wirtschaftliche Einrichtungen. Anders als in Großbritannien, wo wiederum häufig der Fokus auf der Hilfe für arbeitslose Männer lag, hatten sich auch diverse Hilfsorganisationen speziell für die Sorgen und Nöte von Lehrerinnen und Dienstmädchen etabliert, da ein großer Teil der „ethnisch“ deutschen Bevölkerung in Frankreich weiblich und katholisch war.[46] Die deutsche Frauenrechtlerin Anna Plothow beschrieb die Probleme, denen Frauen in Paris begegneten eindrücklich in ihrem 1903 in „Die Frau“ erschienen Artikel „Pariser Wohlfahrtseinrichtungen“:

> Die jungen Mädchen haben meist niemand, der sie behütet; allein müssen sie ihres Weges gehen, allein ihr Lebensschifflein durch die brandenden Wogen steuern und wollen sie anständig bleiben und ihr Renommee wahren, so zwingen die Verhältnisse sie erst recht zu einem abgeschlossenen Leben, zu äußerster Zurückhaltung. In schrankenloser Ungebundenheit oder wie eine Nonne leben, diese beiden Wege gibt es nur für das junge Mädchen in Paris, die gesunde, glückliche Zwischenstufe fehlt.[47]

Natürlich gab Plothow jedoch auch Anlaufstellen für genau diese Frauen an und pries deren Wert, nicht nur als sichere Stelle sondern auch für einen sozialen Austausch:

> Der „Cercle“ ist von 10 Uhr Morgens bis 10 Uhr Abends geöffnet [...] Allen jungen Damen, die irgendwie als Angestellte nach Paris gehen, ist der Eintritt in diesen Klub dringend zu raten. Er nimmt sich auch der Interessen der Fremden warmherzig an. An den Unterhaltungsabenden am Donnerstag und an den Sonntagnachmittagen finden sie hier geistige Förderung und den in Paris so schwierigen freundschaftlichen Anschluß. „Wenn wir den Cercle nicht hätten,“ sagten mir verschiedene junge Damen, „würden wir uns noch viel vereinsamter hier fühlen. Gastfreundschaft für Fremde kennt der Pariser nicht. Wir leben hier schon vier, fünf Jahre, ohne jemals Familienanschluß gefunden zu haben. Die Pariser Familien lieben es, Feiertage und Mußestunden im Restaurant zu verbringen; auch sind die Wohnungen sehr beschränkt, daß alles schränkt die Gastfreiheit ein. Dann verkehren sie intim nur mit der eigenen Familie.“[48]

Diese Institutionen waren häufiger als in Großbritannien vom deutschen Staat finanziert und damit eher von dessen Weisungen abhängig. So fragte der deutsche

---

45 „Adressen-Tafel“ *Pariser Zeitung*, 20. Juni 1914, 7–8.

46 Mareike König (Hrsg.), „‚Bonnes à tout faire‘. Deutsche Dienstmädchen in Paris 1900“, in *Deutsche Handwerker, Arbeiter und Dienstmädchen in Paris. Eine vergessene Migration im 19. Jahrhundert* (München: Oldenbourg, 2003), 78–79.

47 Anna Plothow, „Pariser Wohlfahrtseinrichtungen“ *Die Frau: Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit* 11:1 (1903), 736.

48 Plothow, „Pariser Wohlfahrsteinrichungen“, 738.

Hilfsverein in Paris beispielsweise den deutschen Botschafter um die Erlaubnis, die Teilnahme an der Pariser Weltausstellung 1900 abzulehnen, obwohl diese vom französischen Handelsminister gewünscht worden war.[49] Es gab sie also: Strukturen, die dabei halfen, in Frankreich zu leben und gleichzeitig deutsche Aspekte ihrer Identität zu bewahren. Doch entwickelten sich diese Strukturen auf einem deutlich niedrigeren Niveau als in Großbritannien. Außer den bereits genannten kulturellen und institutionellen Hürden, war einer der Hauptgründe hierfür die bereits erwähnte Zerstörung vorher bestehender Strukturen mit dem deutsch-französischen Krieg von 1871.[50] Zwar gab es, beispielsweise am Gare du Nord, zahlreiche deutsche Restaurants und Hotels und Mareike König spricht von einer wiederbelebten deutschen *Community*, allerdings führte die Pariser Zeitung nur insgesamt 17 Vereine, wobei diese Zahl bereits alle möglichen Aktivitäten umfasste, von Sport bis zu religiösen Zusammentreffen.[51] Ein weiterer Grund für diese systematische Form der Integration war die Motivation, die die meisten „ethnisch" Deutschen nach Frankreich gebracht hatte: ein befristeter Aufenthalt zur Ausbildung und Saisonarbeit.[52] Auch wenn sich die britische *Community* genauso aus Migranten zusammensetzte, die ursprünglich Großbritannien nur als Zwischenstopp gesehen hatten, waren deren Emigrationspläne meist längerfristig oder dauerhaft gewesen. Migranten in Frankreich hatten typischerweise einen Standort in Deutschland zu dem sie zurückkehren wollten und es meist auch taten. Ob es ihr Zuhause außerhalb der Arbeitsmonate war oder der Sitz der Familie, die sie nach Frankreich geschickt hatte, physische Verbindungen nach Deutschland waren deutlich stärker. König beschreibt es so:

> Ein weiterer wichtiger Grund, um nach Frankreich zu emigrieren, war das Lernen der französischen Sprache. In Frankreich gedient zu haben und daher Französisch sowie französische Gebräuche zu kennen war sowohl auf dem Arbeits- als auch Heiratsmarkt profitabel, sobald man wieder zuhause war. Ein Auslandsaufenthalt über mehrere Jahre wurde als Karriereschritt angesehen, um bei der Wiederkehr eine bessere Stellung zu finden. Vor allem für Sprachlehrer war es unerlässlich in dem Land gelebt zu haben, dessen Sprache sie unterrichten wollten. Zuzüglich zur Sprache ermöglichten Dienste es Hausangestellten Aufgaben zu erlernen, die für das Finden einer besseren Position wichtig waren.[53]

Eine Rückkehr war im Aufenthalt also mit eingeplant, bevor überhaupt die Reise nach Frankreich begonnen hatte. Dass die meisten Institutionen strukturell abhängig, affiliiert oder finanziell vom Deutschen Kaiserreich abhängig waren, verstärk-

49 Menges, „Hilfsvereine", 364.
50 König, *Brüche*, 15.
51 König, *Brüche*, 15; Von der Recke, *Fluctuat*, 65.
52 Cheptou, „Syndicale", 146.
53 König, „Femina", 99.

te diese Verbindung nur noch weiter.[54] Es fügt sich auch in das Bild, dass ein wichtiger Austausch zwischen den „ethnisch“ deutschen *Communities* und dem Deutschen Kaiserreich stattfand und von beiden Seiten gewünscht war. Anders jedoch als den nationalistischen Impetus, den diese Verbindung in Großbritannien zur Folge haben würde, sahen deutsche Staatsbürger in Frankreich, gerade wegen der Begrenztheit ihres Aufenthalts, ihre Aufenthalte eher als Abenteuer, Emanzipation (vor allem wenn eine Rückkehr nach Deutschland eher unerwünscht war), eine Form der Lehre und Arbeit, oder ein Ausdruck des eigenen internationalen Geistes.[55] Der Wunsch eines begrenzten Aufenthalts in einer fremden Kultur, war natürlich nicht nur in Frankreich präsent. Auch in Großbritannien war bei deutschen Migrantinnen in den Berufsfeldern Lehrerin und Hausmädchen eine solche Einstellung zu finden. So nannte die Lehrerin Marie Knapp 1913 in *Die Frau* rückblickend ähnliche Gründe für ihre Reise nach Irland: „Aber ich fühle mich versucht, meinem Entschluß, auf ein Jahr nach Irland zu gehen und dort an einer Privatschule zu unterrichten, im wesentlichen demselben Reiz des Neuen, Unbekannten, Seltsamen zuzuschreiben, der mich als Kind von dem kalten Grönland träumen ließ.“[56] Für Knapp war Irland genauso ein fremdes Land, das durch einen befristeten Aufenthalt fast schon exotisch erkundet werden konnte. Was jedoch die Erfahrung von Marie Knapp und vieler Kindermädchen in England von denen in Frankreich unterscheidet, ist schlicht ihr Anteil an der gesamten „ethnisch“ deutschen Bevölkerung. Was in kleinem Rahmen auf Kindermädchen in Großbritannien zutraf, war eine der Haupterfahrungen der Minderheit in Frankreich. Doch dies fiel nicht immer leicht. Obwohl deutschsprachige Kindermädchen und Lehrerinnen in Frankreich beliebt waren, war es die deutsche Nationalität nicht, also mussten deutsche Migrantinnen entweder behaupten Elsässerinnen zu sein oder ihre Staatsbürgerschaft fälschen und Belgien oder die Schweiz angeben.[57]

Es gab eine wahrgenommene, fast unüberwindbare Kluft zwischen deutscher und französischer Kultur, zwischen Deutschen und Franzosen, welche zwar Nachteile mit sich brachte, jedoch auch im Vergleich die positiven Aspekte beider Länder für die „ethnisch“ deutschen Frauen sichtbar machen konnte. Annette Kolb, Tochter eines deutschen Architekten und einer französischen Pianistin, schrieb über diese wahrgenommene Kluft 1914 vor Ausbruch des Krieges:

---

54 Für religiöse Strukturen, siehe: Von der Recke, *Fluctuat*, 67; König, „Femina“, 108. Für die deutsche Schule, siehe: Pabst, „Écoles“, 675–676.

55 So spricht Mareike König von jungen Frauen, die von der Autorität ihrer Eltern oder einer arrangierten Ehe flüchteten. Dies deutet darauf hin, dass Selbstbestimmung ein wichtiger Aspekt der Migration war. Siehe: König, „Femina“, 99.

56 Knapp, Marie „Erlebnisse und Eindrück in Irland“ *Die Frau*, 21 (1913/1914), 407.

57 König, „Femina“, 21.

> Statt daß [sic] aber auf französischem Boden die französische Seite meines Wesens in Schwung gerät, geht es mir gerade umgekehrt; unter Franzosen wird mir so deutsch zumute; Deutschland klingt und rauscht in Frankreich durch mein Herz; wie in ein Wetterhäuschen zieht sich Marianne tief zurück, und einsam wie eine Schildwache rückt Michel vor.[58]

Diese Kluft führte also zur Bewusstmachung der eigenen Identität in Abgrenzung zu dem, was sich in der Erfahrung als offensichtlich fremd darstellte. In diesem Fall führte sie zu dem Erwachen oder wenigstens zur Stärkung einer deutschen Identität bei Kolb. Doch geht die Geschichte weiter und Kolbs Gedanken wurden von der Begegnung mit einem Bettler unterbrochen, dem sie Geld gab. Diese Begegnung und der gefühlte Stolz dieses Bettlers änderten ihre Einstellung und sie fuhr fort:

> Plötzlich aber, wie von einem Schlage, verdunkelte sich mein Blick. Denn ich wurde mir bewußt, wie sehr diese Begegnung durch den Stempel des Stolzes, den jener Unglückliche seiner kläglichen Forderung lieh, mich entzückte und begeisterte. Und Michel trat zurück und ließ Mariannen vortreten. Herrliche Kinder! dachte ich, diese Franzosen. Aus ihren Herzen brach es hervor, jener Gedanke tiefinnerster, rein-menschlicher Gleichheit, über dessen Adel uns nichts hinwegtäuschen darf.[59]

Dieses Bild, welches Kolb hier zeichnet, sollte klar machen, wie selbst der sozial niedrigst-gestellte Franzose ihre Gefühle so sehr widerlegen kann, dass sie nun erneut ihre nationale Identität in Frage stellen musste. Für sie zeigte diese ebenbürtige Begegnung mit einem, für sie, Repräsentanten des französischen Charakters, dass dieser doch gehoben sei und nicht zu ignorieren. Im Gegensatz zu den rigiden sozialen Strukturen im Kaiserreich war die Möglichkeit einer Gleichstellung in Frankreich ein Pull-Faktor für jene, welche Freiheit außerhalb ihrer Familien und vor ihrer Ehe erleben wollten oder sich generell in Deutschland nicht gleichwertig fühlten. Doch war ihre nationale Identität ein Faktor, dem sie nicht zwingend entfliehen konnten.

Gewisse Barrieren wurden eher nicht abgebaut, hinderte doch die Kürze des Aufenthalts eine weitere Integration und das Überkommen von Heimweh, welches noch einmal eher die Verbindung zu Deutschland zementierte als zu Frankreich. Jene, die Jahre oder Jahrzehnte in Frankreich verbrachten, hatten eine Chance, Heimweh und anfängliche Isolation abzuschütteln aber für einige war Heimweh auch ein Grund, schlicht das Land wieder zu verlassen.[60] So hatte Kolb neun Jahre vor ihrer Begegnung mit dem Bettler noch über Paris geschrieben: „Aber noch nie

58 Annette Kolb, „Reinmenschliche Gleichheit“, in Gerhard Kaiser (Hrsg.), *Deutsche Berichte aus Paris 1789–1933. Zeiterfahrung in der Stadt der Städte* (Göttingen: Wallstein, 2017), 361–362.
59 Kolb, „Gleichheit“, 362.
60 König, „Femina“, 104.

war mir so deutsch zumute gewesen, wie heute Morgen, denn nirgends fühlten sich meine Augen so heimisch, mein Herz so eifersüchtig wie in Paris, dem Paris der Renaissance bis zum zweiten Empire, das unsere Kultur so weit übertrifft.“[61] Darüber hinaus sorgte, wie wir aus Kolbs eifersüchtigen Zeilen lesen können, die Idee eines kurzen Einblicks in die französische Kultur noch stärker dafür, dass der aktive Vergleich zwischen der französischen und deutschen Kultur in den Vordergrund rückte. Hierbei sorgten allerdings gerade die sozialen Hierarchien, für ein besonders einseitiges Erleben französischer Kultur, war beispielsweise der Kulturkampf im Kaiserreich ein Grund für Katholiken, das Land zu verlassen aber nicht für Protestanten.[62]

Diese Ausgrenzung war allerdings noch am unteren Ende der potenziellen Probleme, die solche Migration mit sich brachten. Ausnutzung und Missbrauch deutscher Frauen im Ausland, gerade im Hinblick auf ihr junges Alter, waren immer wieder Thema auch im Deutschen Kaiserreich, wie Artikel in *Die Frau* aus der Zeit zeigen. Hier beschwerte sich die Gründerin des *Vereins Deutscher Lehrerinnen in England* Helen Adelmann über Fälle der Ausbeutung junger Frauen, nicht nur in Großbritannien, und hob die Wichtigkeit ihrer schützenden Arbeit in England hervor:

> Im Laufe dieser letzten Wochen sind fünf, ich sage fünf junge Mädchen im Alter von sechzehn bis neunzehn Jahren bei uns gewesen, die um Aufnahme in unsern Verein und um Hilfe baten, weil sie es so schlecht getroffen hätten. Durch Zeitungsanzeigen, durch Agenten sind sie in Not geraten; die eine wird als Dienstmädchen angesehen, muß sogar den mit Linoleum belegten Boden des Schulzimmers wischen, in dem sie nachher lehrt, wird schlechter bezahlt als das Dienstmädchen, hat das kleinste Kind mittags im Kinderwägelchen auszufahren, weil es in der Sonne zu viel ist, dass zweimal täglich zu thun [sic]. Von den versprochenen Sprachstunden, die sie durch die älteste Tochter haben sollte, ist keine Rede.[63]

Von ebenbürtiger Integration konnte bei dem genannten Fall keine Rede sein, auch wenn deutlich wird, dass der ursprüngliche Sinn der Reise ein Wissensaustausch in beide Richtungen gewesen war. In den 1870er Jahren gegründet übernahm der Verein nicht nur schützende, sondern auch bildende Aufgaben, beispielsweise durch Sprachkurse.[64] In Frankreich hatte sich, fast zwanzig Jahre später, ein ähnlicher Verein gegründet, der weitgehend die gleichen Aufgaben

61 Annette Kolb, *Wege und Umwege*, (Berlin: Hyperion, 1905), 53.

62 Helmut Walser Smith, *German Nationalism and Religious Conflict. Culture, Ideology, Politics 1870–1914* (Princeton: Princeton University Press, 2014), 35.

63 Adelmann, Helene, „Zu früh ins Ausland“ *Die Frau*, 5 (1897/1898), 107.

64 Wolfang Gippert und Elke Kleinau, „Interkultureller Transfer oder Befremdung in der Fremde? Deutsche Lehrerinnen im viktorianischen England“, *Zeitschrift für Pädagogik* 53:3 (2006), 341, 343.

übernahm. Vom deutschen Konsulat und deutschem Adel in großen Teilen finanziert, „bietet [er] den dauernd oder vorübergehend in Paris sich aufhaltenden deutschen Lehrerinnen einen nationalen und beruflichen Mittelpunkt, er giebt [sic] ihnen Rat und Auskunft in allen ihren Angelegenheiten und sucht sie nach allen Richtungen hin in ihren Zwecken zu fördern“, schrieb eine der Gründerinnen des Vereins 1900.[65] Auch hier zeigt sich wieder, dass die Strukturen in Frankreich länger brauchten um sich zu entwickeln, obwohl die Notwendigkeit allein schon wegen der größeren Menge an Migrantinnen für eine frühere Einrichtung gesprochen hätte. Ebenso wie in Großbritannien bot der Verein Sprachkurse und riet auch „solchen Lehrerinnen, deren Zweck nicht ausschließlich das Studium der französischen Sprache ist und die keine Prüfung ablegen wollen, sondern nach Paris gekommen sind, um eine Stelle zu suchen, ist zu empfehlen, die oft mehrere Monate dauernde Wartezeit zum Besuche der Kurse zu benutzen“.[66]

So waren diese Vereine in genau dieser integrierenden Schnittstelle angesiedelt. Sie boten einerseits einen spezifisch deutsch-nationalen Mittelpunkt mit Gleichgesinnten aber auch die Möglichkeit des Spracherwerbs, der ein reibungsloseres Leben in Frankreich und, in geringerem Ausmaß, in Großbritannien ermöglichte. Diese Institutionen federten also die negativen Erfahrungen ab, die durch die genderspezifische Migrationserwartung entstanden waren. Nicht umsonst schrieb Adelmann noch zynisch in ihrem Artikel: „Wem in einer auch nur halbwegs gebildeten Familie fällt es ein, einen sechzehn- oder siebzehnjährigen Jungen in die Welt, ins Ausland zu schicken, damit er sich sein Brot als Lehrer verdiene und noch dazu möglichst viel Geld für die seinen erspare? [...] Und doch würde man es für ein Verbrechen halten, von einem siebzehnjährigen Jungen zu verlangen, was man tausendmal von einem gleichaltrigen Mädchen fordert.“[67]

Dabei waren es natürlich nicht nur Frauen, die nach Frankreich reisten und auch nicht immer unter Zwang. Es ist kein Zufall, dass, ähnlich wie Annette Kolb, viele Künstler oder andere Migranten in Frankreich katholischen Glaubens oder bayrisch waren. Der Kulturkampf innerhalb Deutschlands hatte für einen konfessionellen Konflikt zwischen dem evangelisch dominierten Preußen und den katholischen Gebieten gesorgt, weshalb eine Emigration gerade aus katholischen Regionen keine sonderliche Überraschung war.[68] Die romantische Idee einer französischen Kultur, so sehr sie auch verteufelt wurde, strahlte immer noch stark nach Deutschland. So konnte Kunsthändler Wilhelm Uhde nicht umhin zu bemerken:

---

65 S. Schliemann, E., „Der Verein Deutscher Lehrerinnen in Frankreich“ *Die Frau* 8. (1900/1901), 107.

66 Schliemann, „Verein“, 108.

67 Adelmann, „zu früh“, 106.

68 Smith, *German Nationalism*, 35.

> Es ist eine seltsame Versammlung, Franzosen und Deutsche, Engländer und Polen, Schweizer, Amerikaner und Norweger. Und beide Geschlechter sind ungefähr gleich stark vertreten. Sie alle sind zusammengeströmt, um von Paris, der großen Meisterin des Schönen, zu lernen und den Weg zu finden, der zu Ruhm und Reichtum führt.[69]

Uhdes Respekt und Ehrfurcht vor dieser Stadt, die er als Meisterin des Schönen bezeichnet, zeugt noch einmal direkt von der Freiheit und dem Inspirierenden, das Paris für viele „ethnisch" Deutsche ausstrahlte. Diese Freiheit wurde dementsprechend aufgegriffen und emuliert. Auch würde dies erklären, warum Paris noch immer ein wichtiger Ort der Migration war. In der Großstadt, mit ihren vielen verschiedenen Nationalitäten war eine deutsche Identität weniger wichtig als auf dem Land. Dort konnten schon kleinere Vorfälle zwischen Deutschen und Franzosen internationale Schlagzeilen machen, wie schlechter Umgang mit Touristen oder die feindselige Rezeption einer deutschen Zeppelinmannschaft in Lunéville 1913.[70] In seinen Memoiren bringt der Autor Stefan Zweig diese Feindseligkeit auf dem Lande auf den Punkt:

> Es war ein kleines Vorstadtkino, in nichts noch ähnlich den neuzeitlichen Palästen aus Chrom und blinkendem Glas. Nur ein notdürftig adaptierter Saal, gefüllt mit kleinen Leuten, Arbeitern, Soldaten, Marktfrauen, richtigem Volk, das gemütlich schwatzte und trotz des Rauchverbots blaue Wolken von Scaferlati und Caporal in die stickige Luft blies. Zuerst liefen die „Neuigkeiten aus aller Welt" über die Leinwand. [...] Dann als drittes Bild: „Kaiser Wilhelm besucht Kaiser Franz Joseph in Wien." [...] In diesem Augenblick, da Kaiser Wilhelm im Bilde erschien, begann ganz spontan in dem dunklen Raume ein wildes Pfeifen und Trampeln. Alles schrie und pfiff, Frauen, Männer, Kinder höhnten, als ob man sie persönlich beleidigt hätte. Die gutmütigen Leute von Tours, die doch nicht mehr wußten von Paris und der Welt, als was in ihren Zeitungen stand, waren für eine Sekunde toll geworden.[71]

Diese Szene, welche den Österreicher erschrecken ließ, versinnbildlicht, wie wenig nötig war, um den Konflikt zwischen Deutschland und Frankreich außerhalb von Paris aufflammen zu lassen. Integration fand in Frankreich statt, wie wir gesehen haben. Doch war sie durch Geschlecht, Arbeitswelt und Anfeindungen gegenüber „ethnisch" Deutschen massiv eingeschränkt.

Integration in Großbritannien war, im Vergleich zu Frankreich, deutlich präsenter, vor allem da die Institutionen, die eine Integration deutschen Lebens in Großbritannien ermöglichten, entweder länger oder überhaupt existierten.[72] Auf-

---

69 Wilhelm Uhde, „Montparnasse (1904)", in Gerhard Kaiser (Hrsg.), *Deutsche Berichte aus Paris 1789–1933. Zeiterfahrung in der Stadt der Städte* (Göttingen: Wallstein, 2017), 344.

70 Michael E. Nolan, *The Inverted Mirror. Mythologizing the Enemy in France and Germany. 1898–1914* (New York, London: Berghahn, 2005), 16–17.

71 Stefan Zweig, *Die Welt von Gestern*, 242–243.

72 Panayi, *Enemy*, 9 ff.

grund der vorangegangenen Personalunion zwischen Hannover und Großbritannien war deutscher Einfluss in den höchsten Personenkreisen weit verbreitet. Dies ging soweit, dass die Kirche des britischen Königshauses bis in das frühe 20. Jahrhundert noch von einem deutschen Pfarrer geleitet wurde.[73] Ein freier Markt innerhalb des britischen Empire ebenso wie Verbindungen zurück nach Deutschland machten London für viele Migranten zu einem lohnenswerten Ankerpunkt um Geschäfte zu machen.[74] Deutsche Läden, deutsche Fleischprodukte, genauso wie deutsche Orchester in Trinkhallen waren keine Seltenheit in Großbritannien und zeugten ihrerseits von einer bestehenden Integration.[75] So listete allein Henry Detloffs *Führer durch London* mehr als 60 „ethnisch" deutsche Vereine in London um 1914.[76] Theater wie das *Deutsches Theater* förderten ihrerseits noch einmal explizit einen interkulturellen Austausch im Gegensatz zu Exklusivität oder Ausgrenzung.[77] Wie stark deutsche Kultur innerhalb Großbritanniens integriert werden konnte, zeigt auch die Herrscherfamilie selbst, die unverkennbare deutsche Verbindungen hatte. Der britische Monarch Edward VII, welcher von 1901 bis 1910 herrschte, hatte durch seine Erziehung sogar einen ausgeprägten deutschen Akzent entwickelt.[78] Doch nicht nur das; genau wie Integration weniger ein Problem in Großbritannien war, so war auch Assimilation weiter verbreitet in Großbritannien als in Frankreich.

Wie viele oder genau welche Aspekte der Mehrheitskultur für eine vollständige Assimilation übernommen werden müssen, ist eine Perspektivenfrage und wird von Individuum zu Individuum unterschiedlich sein. Daher ist es unmöglich einen Assimilierungsgrad zu attestieren. Was jedoch auf Assimilation hindeuten kann, ist die Präsenz und Annahme kulturell eindeutig englischer Aspekte innerhalb der „ethnisch" deutschen *Community*, welche diese homogener zur Mehrheitsgesellschaft machten. Einer dieser Aspekte waren die internationalen Hochzeiten, also Ehen zwischen jemandem mit deutscher Staatsbürgerschaft und britischer oder französischer Staatsbürgerschaft. In Verbindung mit dem geschlechtlichen Aufbau der *Community* kamen internationale Ehen in Großbritannien häufiger vor, als es in Frankreich der Fall war.[79] Die Ehe war doch, allein schon aufgrund der vergleichsweise kurzen Aufenthaltslänge für Frauen, eher für eine Zeit nach der Rückkehr vorgesehen. Dazu hatten die religiös motivierten In-

73 Panayi, *Immigrants*, 151.
74 Richard Roberts, *Schroders. Merchants & Bankers* (London: Macmilan, 1992), 119.
75 Panayi, *Enemy*, 23–26.
76 Detloff, *Führer*, 72–77.
77 Krebs, „Theatre", 255–256.
78 Jane Ridley, *Bertie. A Life of Edward VII* (London; Random House, 2012), 20–21.
79 Denness, „Germanophobia", 87.

stitutionen in Paris zwar einen schützenden Charakter, minimierten gleichzeitig aber auch den Kontakt zu französischen Männern und damit die Chance auf eine Ehe in Frankreich selbst. Dabei war dies ein wichtiger Anhaltspunkt für eine Assimilation: Wurden in Großbritannien Ehen geknüpft und Kinder geboren, erhielten diese zumeist interkulturell austauschbare Namen, die in beiden Sprachen anwendbar waren und häufig eine englischsprachige Kindeserziehung trotz bestehender deutschsprachiger Schulen.[80] Eine namentliche Anglisierung nahmen auch einige „ethnisch" Deutsche selbst vor und änderten ihren Namen z. B. von Wilhelm zu William.[81] Da weniger Fälle internationaler Ehen in Frankreich vorlagen, kann hier nur ein Beispiel genannt werden, das solche Entwicklungen auch dort zeigt. Gertrud Köbner hatte beide Kinder in Frankreich bekommen und beide hatten sich dafür entschieden ihre Plüschtiere „Simon" und „Jean" zu nennen.[82] Spielzeugnamen sind zwar höchstens Hinweise doch deuten sie auf ähnliche Trends wie in Großbritannien hin, gerade was die zweite Generation von Migranten betraf. Allerdings war auch hier eine sprachliche Anpassung deutlich stärker in Großbritannien ausgeprägt. Des Weiteren könnten die Spielzeugnamen schlicht auch auf die Vielsprachigkeit hindeuten, die in beiden Ländern ein wichtiger identitärer und migrantischer Aspekt für „ethnisch" Deutsche war. So war die Fähigkeit, Englisch oder Französisch zu sprechen, ein wichtiger Grund, um in das Land zu migrieren. Das heißt nicht, dass das Selbstbild als multilinguale Migrantengruppe immer der Realität entsprach. Richard Noschke beispielsweise, gab mit seinen Englischfähigkeiten gerne an, machte aber selbst immer wieder schwerere grammatische Fehler.[83]

Ein weiter Assimilationsaspekt und zwar der offiziellste Weg um zur französischen oder britischen Mehrheitsgesellschaft zu gehören, war die Naturalisierung. Diese auszuführen, bedeutete die deutsche für eine französische oder britische Staatsbürgerschaft abzugeben. Auch wenn eine Naturalisierung nicht der einzige Weg war, um die eigene nationale Zugehörigkeit deutlich zu machen, und manchmal eher aus emotionslosen Gründen geschehen konnte wie dem Entgehen des Wehrdienstes, war sie für einige doch ein gefühlsbetonter Schritt. Der Laryngologe Felix Semon, 1849 in Danzig geboren, war 1874 im Anschluss an sein Studium nach London gezogen und wurde dort 1898 sogar zum Ritter geschlagen.[84] Als er sich 1901 letztendlich entschied, die britische Staatsbürgerschaft anzunehmen, beschrieb er diesen Schritt für sich so: „Dieser Schritt hat mich so einiges gekostet.

80 „Das deutsche Sängerfest auf High Beech", 1.
81 „Der Buchhalter" *Stobsiade*, 14. Januar 1914, 3.
82 Köbner, *Kriegsgefangen*, 18.
83 Noschke, *Papers*.
84 „New Knights", *The London Gazette extraordinary*, 14. März 1898, 1690.

Ich war ein patriotischer Deutscher gewesen also war ich zögerlich gewesen die Verbindungen zu kappen, die mich an mein Geburtsland hielten für das ich 1870–1871 gekämpft hatte."[85] Wie das Zitat zeigt, bedeutete die Naturalisierung einerseits einen wichtigen emotionalen und legalen Schritt aber nicht immer, dass sich die Person vollständig von ihrem alten Heimatland gelöst hatte. Es zeigt aber auch, dass eine Naturalisierung genau dieser Schnitt mit dem Geburtsland sein konnte. Wäre eine Naturalisierung ohne symbolische Bedeutung gewesen, wäre es für Felix Semon kein großer Schritt gewesen. Solche Widersprüche demonstrieren den komplexen Nexus nationaler Identität. Ein besonderer Fall, der sich erst während des Krieges abspielen würde, zeigt dies noch einmal stärker:

> Da war dieser merkwürdige Fall von Herrn P. Er war ein älterer Mann mit einer noch älteren Frau. Sehr deutsch in seinem Akzent und seiner Sprachweise, hatte er nichts destotrotz seit seiner Kindheit in England gelebt und seinen Lohn damit verdient, beliebte Vorlesungen über diverse abstruse Themen zu halten [...] Im Laufe unserer Ermittlungen jedoch, fanden wir heraus, dass Herr P. nie wirklich ein „Ausländer" gewesen war, denn er war auf Helgoland geboren worden als es noch zu Großbritannien gehörte.[86]

Der Fall von Herrn P., wie er hier von der Quäkerin Anna Braithwaite Thomas beschrieben wurde, zeugt von genau dieser Komplexität. Sein Verhalten und Geburtsort markierten ihn für die Quäker zwar als deutsch, seine Nationalität und sein Wohnsitz aber eindeutig als britisch. Andersherum war das Fehlen einer Naturalisierung nicht zwingend ein Indikator für das jeweilige Selbstbild oder die Einstellung der deutschen Migranten. Schlicht um Anmeldungen für eine Naturalisierung zu verringern, wurde die Gebühr sukzessive auf 15 Schilling angehoben; nicht viel für Gutverdienende, doch zu viel für Menschen aus niedrigeren Klassen.[87] Das hielt viele aber nicht ab, denn „ethnisch" Deutsche waren die zweitgrößte naturalisierte Minderheit in den frühen 1900ern.[88] Naturalisierung war also nicht immer eine Entscheidung, genauso wie das Fehlen einer Naturalisierung auch nicht zwingend ein Statement war. Es war viel eher eine Aussage des britischen Staates, welche Individuen er als assimilationswürdig empfand, nämlich hauptsächlich solche mit einem besseren Einkommen.

---

85 Felix Semon, *The Autobiography of Sir Felix Semon*, ed. von Henry C. Semon und Thomas A. McIntyre (London: Jarrolds, 1926), 274.

86 Anna Braithwaite Thomas, *St. Stephen's House. Friend's Emergency Work in England 1914 to 1920* (London: Emergency Committee for the Assistance of Germans, Austrians and Hungarians in Distress, 1920), 25.

87 Thomas, *Friend's*, 25.

88 J. M. Ross, „Naturalization of Jews in England", *Jewish Historical Society of England*, 24 (1970), 67.

Auch in Frankreich war eine Naturalisierung nicht zwingend gleichbedeutend mit Assimilation. Dort waren die Preise für solch einen Behördengang hoch und gingen im Anschluss mit einer Wehrpflicht einher, sodass auch hoch assimilierte Migranten immer wieder davon absahen, die französische Staatsbürgerschaft zu erlangen.[89] Die numerischen Unterschiede sind allerdings mehr als aussagekräftig: 1911 wurden 6.500 britische Staatsbürger mit ehemals deutscher Staatsbürgerschaft gezählt; Frankreich wiederum verzeichnete insgesamt 197 Naturalisierungen zwischen 1890 und 1910.[90] Es mag möglich sein, dass naturalisierte Bürger vor 1890 den Unterschied von über 6.000 Menschen ausgleichen könnten; elsässische Migranten hatten, nach der Annexion Elsass-Lothringens, bis Oktober 1872 die Möglichkeit die französische Staatsbürgerschaft anzunehmen.[91] Doch wäre es bei dieser Gruppe problematisch von „ethnisch" Deutschen zu sprechen, wurden sie doch als französisch angesehen und sahen sich nach der Entscheidung ebenfalls als französisch, waren also nur für eine kurze Zeit mit dem Kaiserreich verbunden.

Der Stellenwert der naturalisierten elsässischen Bevölkerung in Frankreich verdient in diesem Kontext noch einmal eine weitere Erwähnung. Viele von ihnen sprachen zwar Hochdeutsch oder Elsässisch, diese Menschen waren allerdings rechtlich französisch und fühlten sich dementsprechend. Der deutsch-französische Konflikt über Elsass-Lothringen hatte in ganz Frankreich aber auch bei der französisch-elsässischen Bevölkerung zu angeheizten Forderungen nach der Rückgabe des Gebiets an Frankreich geführt. Unter ihnen der Nationalist Maurice Barrès, der sich mit den folgenden Worten an den Tod seines Freundes Paul Déroulède erinnerte:

> Nach dem Krieg erkannte er die Wahrheit und ergriff Maßnahmen. Es hat keinen Sinn und zu sagen, dass eine intellektuelle Allianz, moralisch und politisch, zwischen Deutschland, England und Frankreich eine Macht darstellen würde, die in der Lage wäre, die ganz Welt zu beherrschen und zu retten. Das ist wahr, aber die erste Bedingung ist, dass Frankreich wiederhergestellt wird.
> Wir haben keine Zeit, denen zuzuhören, die uns für eine Haltung loben, die höher steht als der Patriotismus, wenn wir beraubt und fast umgebracht werden von einem fremden Patriotismus, der nur davon träumt uns ein Ende zu machen.
> Er hatte keinen Hass in seinem Herzen gegen Deutschland, genauso wenig wie jeder andere von uns. Nur liebte er Frankreich, Metz und Straßburg.[92]

---

89 Klaus Bade, *Europa in Bewegung. Migration vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart* (München: C. H. Beck, 2000), 212.

90 Alfred Sauvy, „La population étrangère en France et les naturalisations (suite)", *Journal de la société statistique de Paris*, 3 (1927), 96.

91 Susan Foley, „The Christmas Tree of the Alsatians and Lorrainers. Spectacle, Emotion, and Patriotism in Paris during the Early Third Republic", *French Historical Studies*, 41:4 (2018).

92 Maurice Barrès, *Mes Cahiers 1896–1923*, ediert von Guy Dupré, 2. edn. (Paris: Plon, 1994), 715.

Paul Déroulède, von dem Barrès hier spricht, wird eindeutig als französisch beschrieben, einer Identität die zum elsässischen gehört und die Deutsch als fremd betrachtet. Ihrer beider Identität sollte klar als französisch verstanden werden. Sie betrachteten sich als französisch und wurden, gerade im Kontext einer nationalen Wiederherstellung, auch als solche gesehen. Wie zerbrechlich diese Einstimmigkeit sein könnte, würde sich erst nach 1914 mit anti-deutschen Angriffen auf Elsässer zeigen.

Interessanterweise hatte also die Naturalisierung je nach Person sowohl eine hohe als auch niedrige Wichtigkeit für die Einschätzung der Assimilation, sowohl aus einer deutschen als auch aus einer britischen oder französischen Perspektive. Die Erfahrung der Naturalisierung als Form der Assimilation und verbunden mit spezifischen Rechten und Pflichten konnte Vorteile oder ein neues Zugehörigkeitsgefühl mit sich bringen. Für andere war es nur ein Mittel zum Zweck oder nicht wichtig genug um es anzustreben. Zwar war die Naturalisierung eine wichtige Grenze zwischen Dazugehörigen und Außenseitern, aber hinderte es den Staat nicht daran, naturalisierte Menschen als nicht vollkommen assimiliert anzusehen.

Aufgrund des historischen Konflikts zwischen Deutschland und Frankreich, war Integration in Frankreich schwieriger und seltener anzutreffen als in Großbritannien. Diese Unterschiede manifestierten sich auch in der Art der Migration und dem Niveau auf dem in beiden Ländern ethnische Infrastruktur aufgebaut und betrieben wurde. Assimilation, wenn auch schwieriger festzumachen, fügt sich in ein ähnliches Muster ein und war eher in Großbritannien anzutreffen. In Frankreich waren die Unterschiede zu ausgeprägt, der Diskurs zu verhärtet und undurchlässig, um Assimilationslevel wie in Großbritannien zu sehen. Ein hohes Level an Assimilation könnte man höchstens für Migranten aus dem Elsass formulieren, zu dem es in Großbritannien kein Vergleich gibt. Doch wie schon bereits erklärt, zeigt dies selbst wieder die Kluft zwischen einer deutschen und französischen Identität. Innerhalb dieser Analyse wurde auch der Nationalismus deutlich, der ebenso wie bei vielen der französischen Migranten das Weltbürgertum durchschien. Doch lohnt es sich, beide Aspekte noch einmal genauer zu analysieren, um die Unterschiede genauer herausarbeiten zu können.

2.3 Weltbürgertum und Nationalismus

Besonders für die oberen Klassen war Weltbürgertum eine Form der Identität, welche nationale und kulturelle Grenzen überschritt.[93] Die deutsche Oberschicht

93 Das Konzept Weltbürgertum wurde intensiv von Friedrich Meinecke diskutiert, der eine deutsche Reise vom Weltbürgertum zum Nationalstaat nachzeichnete: Friedrich Meinecke, *Weltbür-*

war dort keine Ausnahme. Auch wenn Paul Cohen-Portheim beispielsweise eine beträchtliche Zeit zwischen Frankreich und Deutschland hin und her reiste, die Welt erkundete, war er nicht zwingend in eine französische Gesellschaft integriert. Es gab fast schon eine kosmopolitische Kaste, welche Grenzen und Kulturen praktisch reibungslos transzendieren konnte entweder aufgrund ihrer Bildung oder der internationalen Netzwerke, die sie pflegte.[94] Wie Cohen-Portheim bereits in seinem letzten Vorkriegssommer in Paris schrieb:

> Die Paris-Saison war so gut wie vorbei und ich reiste für ein paar Tage nach England um dort die Landschaft zu malen, so wie ich es schon seit einigen Jahren getan hatte. Ich würde im Oktober zu meiner Wohnung in Paris zurückkehren und meine Leute in Deutschland und Österreich um die Weihnachtszeit besuchen. In der Zwischenzeit war ich in die Magic City gegangen und eine der ersten Personen, der ich dort begegnete, war mein Freund, Graf T. aus Wien.[95]

Auch wenn es nur ein kurzer Einblick in diese Welt war, zeigt er doch schon, mit welcher Einfachheit Grenzen passiert wurden, internationale Netzwerke im Ausland funktionierten und mit welcher Reichweite diese Menschen ihre Reisen planen konnten. Hinzu kam natürlich, dass die Mittel für solche Reise vorhanden waren. Wie teuer eine einzige Reise sein konnte, würde der Kriegsausbruch zeigen; viele deutsche Staatsbürger, Reservisten, konnten nicht aus Großbritannien zurück, denn ihnen fehlte im August 1914 schlicht das Geld für ein Ticket nach Deutschland.[96] Der in England geborene Sohn des Bankers Baron Bruno von Schröder währenddessen konnte freiwillig seinen Sommer in Deutschland verbringen, um dort seine Wehrpflicht abzuleisten und Laryngologe Felix Semon war zu Kriegsbeginn ebenfalls im Urlaub auf dem Kontinent gewesen. Mit Paul Cohen-Portheim als selbsternannter Internationalist und Felix Semon als naturalisierter britischer Staatsbürger bedeutete dieses internationale Reisen natürlich nicht, dass alle „ethnisch" Deutschen der oberen Klassen losgelöst von nationalen Diskursen agierten und damit keine Integration oder Assimilation aufwiesen. Was es viel mehr bedeutete, war, dass die Dringlichkeit und die ideologische Tragweite nationaler Identitätsdiskurse einfacher umgangen werden konnten und somit den Umgang damit einfacher oder unnötig machten. Weltbürgertum war auch nicht nur in den oberen Klassen zu finden: dies sehen wir an den bereits erwähnten

---

gertum und Nationalstaat. Studien zur Genesis des deutschen Nationalstaats (München: Oldenbourg, 2nd ed. 1911).

94 Weltbürgertum und Kosmopolitismus können synonym verwendet werden, allerdings hat kosmopolitisch meist eine politische Komponente. Siehe hierfür zum Beispiel: Enzo Traverso, *The End of Jewish Modernity*, übersetzt von David Fernbach (London: Pluto Press, 2016), 20–34.

95 Portheim, *Time*, 6.

96 „Einberufung der Reserven", *Londoner General-Anzeiger*, 5. August 1914, 2.

Kindermädchen und Lehrerinnen, aber auch an internationalen Sozialisten die sich grenzübergreifend organisierten.[97] Je nach Definition fielen sogar hessische Straßenkehrer darunter, migrierten sie doch zum Arbeiten nach Frankreich und kehrten im Anschluss wieder nach Deutschland zurück.[98] Doch selbst hier wurde wieder der nationale Unterschied deutlich, gab es doch eine nationale Kluft zwischen den Arbeitern mit „ethnisch" deutschem und denen mit französischem Hintergrund. Das Weltbürgertum war daher auch in den niedrigeren Klassen vorhanden, hatte jedoch allein aufgrund der großen nationalen Unterschiede und Rivalitäten zwischen Deutschland und Frankreich einen schwierigeren Stand als in Großbritannien. Diese Hindernisse nahmen allerdings auch in Frankreich ab, je höher die Schicht war, in der man sich befand.

Diese Abnahme an Hindernissen könnte auch erklären, warum die kosmopolitische „ethnisch" deutsche Elite in Frankreich am meisten von Aggression und Krieg überrascht war, selbst wenn diese Aggressionen nicht erst im August 1914 entstanden waren.[99] Ein Beispiel für diese grundliegend angespannte Stimmung liefert der Journalist Victor Auburtin, der am 25. Juli 1914 schrieb:

> Kein Zweifel, daß Paris sich zu leeren beginnt; die Deutschen und Oesterreicher [sic] reisen ab, es wird unbehaglich […] Krieg, Krieg, und wieder Krieg. Ich frage Aulard: „Was geschieht, wenn es dazu kommen sollte, mit den vielen Deutschen hier in Paris?" Er antwortet lächelnd: „Wir werden euch zu Wurst verarbeiten; aber vorher lassen wir euch rasieren." Witziges Volk, diese Franzosen.[100]

Auch wenn Auburtin später im Krieg und den Jahren danach eine deutlich antifranzösische Haltung einnehmen würde, so erscheint dieser Austausch im Vergleich mit anderen Erfahrungen nicht als unrealistisch.[101] Man denke allein an Stefan Zweigs Beschreibung aus dem Kino in Tours. Dass Zweig als international gesinnter Österreicher eine neutralere Stellung im Konflikt zwischen den beiden Nationen einnehmen konnte bestärkt diese Annahme weiter. Mit Ausbruch des Krieges würde ein Weltbürgertum auf Seiten „ethnisch" Deutscher vollkommen

---

97 Marie-Louise Goergen, „Paris, Un Lieu de Recontre Pour les Socialistes Allemands et Français avant 1914", in *Deutsche Handwerker, Arbeiter und Dienstmädchen in Paris. Eine vergessene Migration im 19. Jahrhundert* (München: Oldenbourg, 2003), 187–188; Gaël Cheptou, „Le Club de lecture des sociaux-démocrates allemands de Paris. de l'exil à l'immigration (1877–1914)", *Matériaux pour l'histoire de notre temps*, 84:4 (2006), 21.

98 König, *Brüche*, 18.

99 Sebastian Musch, „Paul Cohen-Portheim. Questions of Nationalism, Messianism and Nostalgia in a Prison Camp in England 1914–1918", *Intellectual History Review*, 28:4 (2018).

100 Auburtin, *Frankreich*, 13.

101 Siehe zum Beispiel: Fanny Hoeßl, *Hundert Tage Gefangene in Frankreich* (München und Leipzig: Süddeutsche Monatshefte, 1917), 11.

zwischen den Fronten eines verhärteten Verständnisses von nationaler Identität verschwinden und eben genau jene gestrandet zurücklassen, die sich darauf verlassen hatten. Nationalismus wiederum würde in beiden Ländern zunehmen und hatte bereits vor dem Krieg tiefere Wurzeln in den „ethnisch" deutschen *Communities* geschlagen als das Weltbürgertum.

Vor dem Krieg war der Nationalismus eher in Wellen gestiegen, als dass es eine klare ungebrochene Entwicklung gegeben hätte. Als zum Beispiel die *German Stage Society* als sichtbare Institution für einen deutsch-englischen Austausch vor Kriegsausbruch schließen musste, hatte deutsches Theater in Großbritannien bereits mehrere Höhen und Tiefen durchgemacht und unter einem wachsenden Nationalismus der Mehrheits- aber auch der Minderheitsgesellschaft gelitten.[102] Betrachtet man zeitgenössische Streitpunkte bezüglich deutscher Kultur in Großbritannien, kann man sehen, wie viel Aufmerksamkeit dieser Minderheit in einem nationalistischen Fokus gegeben wurde. So kursierten Gerüchte um mögliche deutsche Spione in der Massenpresse, deutsche Spione agierten als Gegenspieler in populärer Literatur, deutsche Fleischprodukte wurden aktiv durch Hygienediskurse angegriffen und ein Zuwachs an jiddisch sprechenden Juden aus Russland hatte zu verschärften Migrationsgesetzen geführt.[103] Diese Bilder waren in vielerlei Hinsicht genau auf die „ethnisch" deutsche Minderheit fokussiert, zeugten in einer größeren Betrachtungsweise aber auch von einem wachsenden Unbehagen Großbritanniens bezüglich des Kaiserreiches.[104] Ebenso in Frankreich, wo bereits weit vor dem Krieg anti-deutsche und nationalistische Publikationen zirkulierten. Waren die Bilder in Großbritannien noch weitestgehend auf einer fiktionalen Ebene präsent, hatten diese in Frankreich beispielsweise mit Veröffentlichungen des Nationalisten Léon Daudet wie *L'avant-guerre: Etudes et documents sur l'espionnage juif-allemand en France depuis l'affaire Dreyfus* bereits 1913 verschwörungstheoretische Züge angenommen und antisemitische Schlagpunkte integriert.[105] Die Dreyfus Affäre, die laut Daudet nur ein Teil einer größer angelegten, deutsch-jüdischen Spionage in Frankreich war, hatte in der dritten Republik eine Debatte um Antisemitismus ausgelöst und wurde immer noch Jahre später für anti-deutsche, genauso wie antisemitische Argumente weiter verwendet.[106] Wie Panikos Panayi

102 Krebs, „Theatre", 270–275.

103 Waddington, „Sausage", 1019; David Glover, *Literature, Immigration, and Diaspora in Fin-de-Siecle England. A Cultural History of the 1905 Aliens Act* (Cambridge: Cambridge University Press, 2012), 143.

104 Glover, *Diaspora*, 143.

105 Léon Daudet, *L'avant-guerre. Etudes et documents sur l'espionnage juif-allemand en France depuis l'affaire Dreyfus* (Paris: Nouvelle Librairie Nationale, 1913).

106 Nathalie Hauksson-Tresch, „Visual Rhetoric in the Dreyfus Affair. A Semiotic", *International Journal for the Semiotics of Law*, 34:127 (2019), 127.

und Stefan Manz vor kurzem erst darlegten, waren „ethnisch“ Deutsche ebenso wenig wie das deutsche Kaiserreich nur passive Opfer dieser Anschuldigungen.[107] Die sichtbare ethnische Infrastruktur zeugte, wie bereits angedeutet wurde, auch von einer nationalistischen Motivation seitens „ethnisch“ Deutscher und ihres Ursprungslandes. Offensichtliche nationalistische Tendenzen in Teilen der Minderheit, welche von den auswärtigen Bestrebungen des Kaiserreiches nur noch befeuert wurden, verstärkten hierbei nur das Unbehagen, vor allem in Großbritannien.[108]

Eine Art nationalistische Gesinnung zu zeigen war die aktive Bewerbung und der Schutz deutscher Kulturvereine im Ausland.[109] Zwar waren auch viele Institutionen in Frankreich national gesinnt und zelebrierten beispielsweise den Geburtstag des Kaisers, aber auf einem niedrigeren und privateren Niveau als in Großbritannien. Das Geschlecht spielte hier gerade in Frankreich noch einmal eine gesonderte Rolle, war der Schutz der deutschen Frauen häufig auch mit Diskursen um nationale Fertilität verknüpft, die Gender und Rasse gerne vermischten.[110] Alles in allem aber, gab es in Großbritannien schlicht mehr Vereine, die sich die Bewahrung und Förderung deutscher Kultur zur Aufgabe gemacht hatten, ja sogar aus Großbritannien heraus durch den *Flottenverein* die deutschen Anstrengungen einer maritimen Aufrüstung unterstützten.[111] In der *Pariser Zeitung* wird ein französischer Ableger des Flottenvereins zumindest nicht erwähnt.[112] Dass dieser Verein gerade in Großbritannien genügend Mitglieder finden konnte, wo doch die Rivalität zwischen beiden Ländern über den Flottenbau zu Höchstformen getrieben wurde, zeigt, dass eine Loyalitätsbekundung gegenüber Deutschland nicht innerhalb eines neutralen Vakuums geschah. Wie nah die „ethnisch“ deutsche *Community* mit dem Kaiserreich vernetzt war, bezeugen dazu noch zwei Besuche des deutschen Krankenhauses und des deutschen Waisenhauses durch die deutsche Kaiserin in den Jahren 1906 und 1911.[113] Hunderte deutsche Schüler waren gekommen, um die Kaiserin zu sehen, Fahnen wurden geschwenkt und deutsche Lieder gesungen.[114] 1914 wurde ihr in der ersten Ausgabe des deutschen Kalenders für England ein ganzseitiges Portrait noch vor der Einleitung gewidmet.[115] Solche

107 Manz und Panayi, *Empire*, 55–56.
108 Manz und Panayi, *Empire*, 55–56.
109 Für eine tiefgreifendere Analyse der kulturellen Bedeutung von Vereinen für eine deutsche Identität, siehe: Wolfgang Hardtwig, *Macht, Emotion und Gesellschaft. Studien zur Sozialibilität in Deutschland 1500*-1900 (Stuttgart: Steiner, 2009).
110 König, „Bonnes“, 90.
111 Manz, „Nationalism“, 401.
112 „Adressen-Tafel“, 6–7.
113 Wiegand, *Orphanage*, 35.
114 Wiegand, *Orphanage*, 35–36.
115 Detloff, *Kalender*, 5.

Verknüpfungen existierten in Frankreich zu diesem Zeitpunkt nicht. Dort waren Versuche ähnliche Einrichtungen zu erbauen vorhanden gewesen, aber gerade eine deutsche Schule und ein deutsches Krankenhaus an den französischen Behörden gescheitert.[116] Von beiden konnte sich nur eine deutsche Schule langfristig etablieren.[117] So hatte die „ethnisch" deutsche *Community* in Frankreich schlicht nicht die Möglichkeit eine offenere nationale Infrastruktur zu errichten.

Hinzu kam das Fehlen wirklich reicher Unterstützer, wie es sie in Großbritannien unter anderem mit Baron Bruno von Schröder gegeben hatte. Zwar gab es Spenderfamilien wie die des Grafen Kessler, aber die meisten Unterstützer waren Teil des deutschen Adels oder deutscher Industrieller und ließen sich eher vertreten als selbst im Vorstand zu sitzen, wie es in Großbritannien mit Baron von Schröder der Fall war.[118] Die meiste Unterstützung hatte die deutsche Schule in Paris beispielsweise von eben jenen Industriellen erhalten „die mit Frankreich in regem Geschäftsverkehre stehen", aber eben nicht vor Ort an Veranstaltungen teilnahmen.[119] Die Unterschiede in Infrastruktur und deren Unterstützungsmöglichkeiten vor Ort können erklären, warum Nationalismus eher in Großbritannien ausgeprägt war. Dort existierte schlicht eine Vielzahl an Institutionen, die einerseits einen kulturellen Austausch ermöglichen konnten aber andererseits auch Raum boten, deutsche Kultur und Sprache ebenso wie Nationalismus im Ausland aktiv zu fördern. Es ist daher fast schon eine historische Ironie, dass die temporärere, weniger fest verankerte aber dafür auch weniger offensichtlich nationalistische der beiden *Communities* die stärkere Feindseligkeit erleben würde.

Es ist in sofern nicht verwunderlich, dass in beiden Ländern der Begriff der Kolonie benutzt wurde um die Minderheit zu umschreiben, er aber in Großbritannien verbreiteter war. Zur Einordnung dieser Begriffsnutzung ist es allerdings hilfreich zu wissen, wie Kolonie von zeitgenössischen Lexika definiert wurde:

> im allgemeinen Niederlassungen oder Ansiedelungen in einem fremden Lande oder unter einem fremden Volke. Die Niederlassung muß dauernd sein und von einer größeren Anzahl von Angehörigen derselben Nation ausgehen, die sich ihre heimische Sitte und Sprache bewahren und dadurch, meistens in Verbindung mit einer selbständigen Organisation, unter dem fremden Volke eine gesonderte Stellung einnehmen. Dagegen ist die Aufrechterhaltung der frühern Staatsangehörigkeit mit dem Begriff der K. nicht notwendig verbunden.[120]

---

116 Pabst, „Écoles", 676; Menges, „Hilfsvereine", 362.

117 „Deutsche Schule in Paris", *Pariser Zeitung*, 18. Juli 1914, 3.

118 Diese Art der monetären Unterstützung hatte in den einkommensstarken Segmenten in Großbritannien eine lange Tradition, siehe: Roberts, *Schroders*, 79–80.

119 „Deutsche Schule in Paris", 3.

120 Kolonie, in *Brockhaus Konversationslexikon*, 14. edn., (Leipzig, Berlin, Wien: Brockhaus, 1898), 509.

Aus dieser kurzen Definition wird bereits deutlich, dass die Verwendung von Kolonie einherging mit dem Bewusstsein, fremd zu sein und Aspekte der nationalen Identität nicht durch Assimilation aufzugeben. Selbst Naturalisierung war in diesem Fall kein Hindernis, weiterhin Teil dieser nationalen Gemeinschaft in der Fremde zu bleiben. Auch wenn der Koloniebegriff in Frankreich immer wieder genutzt wurde, waren hier auch andere Begriffe wie „Deutsche Kreise" in der *Pariser Zeitung* geläufiger.[121] Nationalistische Tendenzen waren in Großbritannien schlicht ausgeprägter, oder zumindest offener und nicht nur auf die Nutzung von Kolonie zur Selbstbeschreibung begrenzt.

Doch nicht nur die verwendeten Worte waren wichtig, sondern auch die Nutzung der Sprache an sich. Viele der Vereine in Großbritannien und Frankreich waren deutschsprachig und der Schutz und die Bewerbung der deutschen Sprache ein weiterer Weg, Nationalismus zu unterstützen. Was hierbei deutlich wird ist die fast schon widersprüchliche Entwicklung in beiden Ländern. Je mehr Aufwand in die Weitergabe der Sprache floss, desto stärker war die Assimilation in der nächsten Generation ausgeprägt und die Ironie der Sprachweitergabe sichtbar. So wichtig wie das Erlernen der Ortssprache für „ethnisch" deutsche Migranten der ersten Generation gewesen war, so sehr wurde der Verlust des Deutschen in den darauffolgenden Generationen als Problem angesehen. Wie widersprüchlich die Wahrnehmung war, die stolz auf die Existenz von deutscher Kultur und Sprache in Großbritannien war und gleichzeitig doch Sorge hatte um den Verlust der nächsten Generation „ethnisch" Deutscher, zeigt die Berichterstattung über ein Sängerfest in High Beech im Sommer 1914. Der *Londoner General-Anzeiger* sprach davon, wie gut besucht die Veranstaltung war, konnte jedoch nicht umhin zu bemerken, wie die örtliche Bevölkerung auf die Sprache der Festgruppe reagierte:

> Die Teilnehmer [...] brachten die Bewohner des Dorfes auf die Beine, denen es ein wenig verwunderlich erschien, so viele Leute in geschlossener Gemeinschaft vorbeiwallen zu sehen, die meist eine fremde Sprache redeten oder aber an ihrem Englisch als Ausländer zu erkennen waren mit Ausnahme der Kinder, die meist den Laut des Landes beherrschten – und leider nur in seltenen Fällen das Deutsche.[122]

Hier wird genau dieser beschriebene Trend deutlich: Obwohl man alleine an der gut besuchten Veranstaltung sehen kann, wie stark deutsche Identität und Kultur in der Minderheit verankert waren, hatte die zweite Generation schon angefangen hauptsächlich Englisch miteinander zu sprechen. Die Aufzeichnungen Richard Noschkes sind nicht zufällig auf Englisch verfasst. Diese Entwicklung allerdings, fand in allen Klassen statt. Die Kinder des Baron Bruno von Schröder sprachen

121 „Aus Deutschen Kreisen", *Pariser Zeitung*, 18. Juli 1914, 3.
122 „Das deutsche Sängerfest auf High Beech", *Londoner General-Anzeiger*, 18. July 1914, 1.

beispielsweise hauptsächlich auf Englisch miteinander und selbst der Sohn, der in Deutschland seinen Militärdienst ableistete war nach Eton College gegangen statt in Deutschland zu studieren.[123] Schröders Frau wiederum verfasste Gedichte auf Deutsch und zwar mit klar patriotischer Gesinnung; ein Gedicht von 1913 mit dem Namen *Deutschland 1818–1912* beispielsweise liest sich wie folgt: „In unsern Grenzen, und am deutschen Herd | Da wachen wir, – und unter deutschen Masten | Zieht Deutschland schützend, weit hinaus das Schwert."[124] Auch Eltern mit eindeutig deutscher nationaler Identität konnten dementsprechend Kinder großziehen, die dieser zumindest sprachlich nicht mehr so zugewandt waren.

Wie stark dieser angebliche Verlust des Deutschen als Problem angesehen wurde, wird in den Anstrengungen deutlich, die unternommen wurden um die Nutzung des Englischen einzuschränken. Der deutsche Kalender in England beschrieb diese Einstellung 1914 wie folgt:

> Die wahre Heimat ist nach einem Ausspruch von W. von Humboldt's [sic] in der Sprache zu sehen. Die Sprache schafft in der Tat die Umstände, die den Menschen sich Heimatlich [sic] fühlen lassen. […] Durch die Sprache steht somit der Auslandsdeutsche mit der Heimat in Verbindung und die Einrichtungen, die im Ausland die Lehre der deutschen Sprache pflegen, geben der heranwachsenden Jugend auch mitten im fremden Volk eine deutsche Heimat.[125]

Es ist nicht verwunderlich, dass Henry Detloff, Herausgeber des *Führer durch London*, des *Londoner General-Anzeigers* und des deutschen Kalenders einer der stärksten Verfechter der deutschen Sprache und Kultur in Großbritannien war. Schließlich war sein Geschäftsmodell stark darauf aufgebaut und seine Einschätzung daher durch ein wirtschaftliches Interesse beeinflusst. Doch war Detloff bei weitem nicht der einzige Verfechter solcher Maßnahmen. Die Existenz mehrerer Schulen mit Deutschunterricht zeigt ein sichtbares Interesse der *Community*, solche Einrichtungen zu unterstützen. Und neu war diese Einschätzung ebenfalls nicht. So hatte sich schon 1903 der Pfarrer Götz der Gemeinde in Hull über die rapide Abtrennung von der deutschen *Community* beschwert.[126] Er sprach von einem Kampf in dem die Gemeinde „schrittweise zum Rückzug gedrängt werden" würde, und zwar wegen dem „Erbübel der Deutschen, mit unglaublicher Schnelligkeit die heimische Art aufzugeben und dem fremden Volkstum sich zu assimilie-

123 SF/ES/Bruny/1915.

124 „Deutschland 1818–1912", SF/ES/Poetry, Schröder Archives, London.

125 „Deutsches Schulwesen", *Deutscher Kalender für Großbritannien* (London: Anglo-German Publishing, 1914), 35.

126 Pfarrer Götz, „Das Sprachproblem deutscher Auslandsgemeinden und deren Existenzberechtigung", in *Deutsch-Evangelisch* 2 (1903).

ren“.[127] Unterricht solle nur noch auf Deutsch stattfinden und nicht mehr, um es einigen Teilnehmern recht zu machen, auf Englisch. Offensichtlich war der Trend hin zu einer Assimilation, trotz aller klaren Strukturen zum Schutz der deutschen Sprache innerhalb der „ethnisch“ deutschen Gemeinschaft nicht zu brechen. Ein Trend, der in Frankreich nicht so ausgeprägt war.

Dort war das Können oder Erlernen der Sprache ebenso wichtig für die erste Generation, wie aus den Migrationsgründen bereits deutlich hervorging. Besonders sogenannte *Au Pairs* waren mit dieser Motivation nach Frankreich gekommen und konnten, wie in späteren Kapiteln deutlich werden wird, auch außerhalb der Lehre einen Profit daraus ziehen. Daher hatte Mehrsprachigkeit, genau wie in Großbritannien, mehrere Vorteile. Hinzu kam gerade in Frankreich, dass Deutsch von der französischen Elite gesprochen wurde, aber nicht zwingend mit einer deutschen Identität verknüpft war; schließlich wurde Deutsch noch in mindestens zwei anderen angrenzenden Ländern gesprochen. Die Sprache war damit freier als sie es in Großbritannien war, wo Menschen anhand der Sprache dem Deutschen zugeordnet wurden, wie es beispielsweise mit den jiddisch sprechenden Juden aus Russland der Fall gewesen war. Deutsch war auch eine deutlich sichtbarere Sprache in Frankreich. „Man spricht deutsch“ war nicht nur eine Werbung in Zeitungen, sondern stand auch als Schild vor Restaurants im Paris vor dem Kriegsausbruch.[128] Aufgrund der zurückgezogenen Natur der deutschen *Community* und den divergierenden Gründen für die Migration, ist es schwer klare Aussagen über Assimilation in Frankreich zu treffen. Während Gertrud Köbner ihre Kinder als Anker für ihr Leben in Frankreich beschrieb, sprach sie nicht von deren Selbsteinschätzung. Wahrscheinlich ist, dass die begrenzte Aufenthaltsdauer vieler Deutscher die Dringlichkeit aus Diskursen der Assimilation nahm, wie man sie beispielsweise bei Pfarrer Götz in Hull herauslesen konnte. Die bisher fehlende Forschung zusammen mit geringer Quellendichte machen hier klare Einschätzungen kompliziert. Besorgnis über den potenziellen Verlust der Sprache waren auf jeden Fall nicht so stark verbreitet, wie es in Großbritannien der Fall war.

Was wiederum deutlich wurde, war die Synchronizität mehrerer, fast schon gegensätzlicher Entwicklungen in beiden Ländern. Hierbei schwankte der Grad von Nationalismus, Integration und Assimilation je nach Land. In Großbritannien führten die vergleichsweise entspannten internationalen Beziehungen und der demographische Aufbau der Migrantengruppe zu einem deutlich sichtbareren Nationalismus aber gleichzeitig auch zu einer ausgeprägteren Integration und Assimilation. In Frankreich führten die fast schon entgegengesetzten Grundvoraussetzungen zwar zu einem weniger offen zutage tretenden Nationalismus aber auch zu

127 Götz, „Sprachproblem“, 103–104.
128 „Adressen-Tafeln“.

niedrigeren Integrations- und Assimilationsraten. Im Gegenteil führten diese Voraussetzungen eher zu einem ausgeprägteren Weltbürgertum. Es wirkt kontraintuitiv, dass ein offensichtlicher Nationalismus Hand in Hand mit mehr Assimilation geht während Weltbürgertum dort spross wo Integration erschwert wurde. Um dies erklären zu können lohnt es sich, die Position der „ethnisch" Deutschen in der Sphäre der nationalen Identitäten erneut anzuschauen.

Spricht man von nationaler Identität als Spektrum, wobei Aspekte überlappen können, so kann das Verhältnis britischer und deutscher nationaler Identitäten als überlappend und durchlässiger beschrieben werden. Deutscher Nationalismus war aufgrund der ruhigeren Verhältnisse einfacher zu zeigen, doch führte diese Entspannung auch zur Durchlässigkeit, mit der Personen von einer deutschen zu einer britischen Identität wechseln konnten. Dies wurde zusätzlich durch die Überlappung erleichtert, die es ermöglichte, nicht alle Aspekte einer deutschen Identität aufzugeben. Im Gegenzug zu dieser Beziehung war eine Überlappung und Durchlässigkeit in Frankreich bei weitem geringer. Was als deutsch angesehen wurde, konnte nicht französisch sein und machte so einen Wechsel von Identitäten schwieriger. Elsass-Lothringen war hier ein gutes Beispiel für dieses Problem. Auch wenn beide Seiten die Bevölkerung der Region als klar deutsch oder klar französisch betrachteten, konnten sich beide Seiten der Richtigkeit ihres Anliegens nicht vollkommen sicher sein. Einige Elsässer betrachteten sich als vollständig französisch, andere nahmen diese Komplexität in Frankreich hin und verkauften auch auf Deutsch ihre Waren. Wie schwierig die Einordnung selbst bei argumentativ klaren Linien sein konnte, würde in Frankreich mit der Behandlung des Elsass nach 1918 sichtbar werden, in Deutschland war spätestens seit der Zabern Affäre von 1913 offensichtlich, dass es Konflikte gab.[129] Das Fehlen von Integration und Assimilation lag also an der Undurchlässigkeit und einer als fehlend wahrgenommenen Überlappung, die auch von beiden Seiten nicht verringert wurde. Solche Wechsel waren daher eher von kurzer Natur oder entsprachen einem schon bestehenden weltbürgerlichen Weltbild. Der Krieg nun würde diese Durchlässigkeit und Überlappung stark beeinflussen, egal in welchem Bereich der nationalen Identität sich die „ethnisch" Deutschen vor dem Juli 1914 verortet hatten. Wie wichtig der Krieg für diese Entwicklung war, wird besonders an den „ethnisch" Deutschen in Großbritannien deutlich, die noch ihre alte Staatsbürgerschaft besaßen.

129 Siehe: Christopher J. Fischer, *Alsace to the Alsatians? Visions and Divisions of Alsatian Regionalism. 1870–1939* (New York, Berghahn, 2014), 128–182, 271–317.

3 „Jetzt sitz ich im Lager und heiss Wilhelm Rot“: Die Internierungserfahrung von deutschen Zivilisten in Großbritannien 1914–1918

Auch wenn die Erfahrungswerte persönlicher Geschichten enorm wichtig sind um dem Narrativ der objektiven Empirie zu entgegnen, kann eine einfache Analyse nicht behaupten, das zu erreichen, was der empirische und strukturelle Ansatz in der Geschichte leistet. Erfahrung ist nicht nur „schwer fassbar“, wie Joan W. Scott schreibt, sondern auch vage in ihrer Definition.[1] Diese schwere Fassbarkeit wird noch deutlicher, verfolgt man den Diskurs um Erfahrung historisch zurück bis Hume, Hegel und Kant, wie David Carr es getan hat.[2] Es ist daher nur verständlich, wenn Erfahrung in den Titeln historischer Forschungen auftaucht, jedoch nur selten klar und kritisch definiert wird.[3] Diese Komplexität zeigt, dass die Geschichte persönlicher Erfahrungen nicht ohne Probleme ist. Das muss sie aber auch nicht sein, denn *Erfahrungsgeschichte*, wie Jürgen Kocka schreibt, will hauptsächlich das aufarbeiten, „was die Strukturgeschichte vernachlässigt. Die subjektive Innenseite wird angemahnt.“[4] Es soll daher kein komplettes, exklusives Gegenstück zur empirischen Geschichte darstellen, sondern eine Erweiterung. Kocka stimmt insofern sogar Scott zu, dass Erfahrungsgeschichte größere Veränderungen weder ausreichend verstehen noch diese Erfahrungen eigenständig kontextualisieren kann.[5] Daher steht, wie im vorangegangenen Kapitel gezeigt, der strukturelle Ansatz zwar nicht im Fokus, ist aber für die Kontextualisierung der Erfahrungen unerlässlich. Es ist daher, auch wenn die Erfahrung schon diskutiert worden ist, sinnvoll, sich noch einmal genauer mit dem Konzept der Erfahrung auseinander zu setzen.

Die Frage, was Erfahrung überhaupt ausmacht, zeigt bereits wie vage die Terminologie um den Begriff ist, kritisiert doch gerade Carr dies an der Erfahrung: „So unterschiedlich sind die verschiedenen Bedeutungen dieses Begriffs, das viele

1 Joan W. Scott, „The Evidence of Experience“, Critical Inquiry, 17:4 (1991), 773, 780 ff.

2 David Carr, *Experience and History. Phenomenological Perspectives on the Historical World* (New York: Oxford University Press, 2014), 18–19.

3 Siehe zum Beispiel: Miriam Kochan, „Women’s Experience of Internment“, Immigrants & Minorities, 11:3 (1992), 146–66; Rachel Pistol, „A Comparative Study of Second World War Internment Experiences in Great Britain and the United States of America“ (unpublished dissertation, ProQuest Dissertations Publishing, 2017).

4 Jürgen Kocka, „Sozialgeschichte Zwischen Strukturgeschichte und Erfahrungsgeschichte“, in Volker Sellin Wolfgang Schieder (Hrsg.), Sozialgeschichte in Deutschland. Entwicklungen Und Perspektiven Im Internationalen Zusammenhang (Göttingen, 1986), 74.

5 Kocka, „Sozialgeschichte“, 74.

Open Access. © 2025 Mathis J. Gronau, publiziert von De Gruyter. BY-NC-ND Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung – Nicht-kommerziell – Keine Bearbeitung 4.0 International Lizenz.
https://doi.org/10.1515/9783111561493-003

skeptisch sind, ob überhaupt eine kohärente Bedeutung des Begriffes gefunden werden kann und vermuten, dass der Begriff sogar inhärente Widersprüche in sich birgt.“[6] Was die verschiedenen Bedeutungen allerdings gemein haben, so Carr, ist ihre Verwurzelung in der Jetztzeit; das aber wiederum wirft noch mehr Fragen auf. Der englischsprachige Carr greift hierbei auf das Deutsche zurück. Er teilt das, was er als *experience* versteht, in Erfahrung und Erlebnis auf. Das ist eine wichtige Unterscheidung. Jürgen Rogge, beispielsweise, argumentierte im Kontext des Krieges der frühen Neuzeit und Neuzeit, dass strikt zwischen Kriegserfahrung und Kriegserlebnis differenziert werden muss. Rogge schreibt: „Das Erlebnis ist individuell, unmittelbar und damit im Grunde genommen kaum an andere kommunizierbar. Erfahrung hingegen ist die individuelle, kognitive Be- und Verarbeitung des dadurch mit Sinn versehenen Erlebnisses.“[7] Hier wird deutlich, dass Erfahrung nicht nur stark mit dem Erlebnis verbunden ist, sondern auch mit einem interpersonellen Prozess: „Erlebnisse werden in einen kulturell und gesellschaftlich vorgegebenen Rahmen eingefügt, sie werden dadurch zu Erfahrung und mündlich sowie schriftlich kommunizierbar.“[8] Erfahrungen sind also eher eine Form der Kommunikation, sind bereits soziale Handlungen die von den sozialen Normen und Kulturen sowohl des Sprechers als auch des gedachten Empfängers geprägt wurden. Daher folgt die Notwendigkeit, dass Erfahrungen meist in die Struktur eines Narratives eingebettet werden. Rogge schlägt vor, Erfahrung als „Verknüpfung von Erleben, Wissen, Deuten und Handeln im Wechselspiel zwischen Individuen und gesellschaftlichen Gruppen, Vergangenheit und Zukunft“ zu sehen.[9] Das bedeutet, das Wissen oder Vorwissen beispielsweise in die Erfahrung von Krieg mit einfließen. Die Zukunft ist ebenso von Bedeutung, denn Erfahrung wird praktisch nie wiedergegeben, während sie erlebt wird. Um eine Erfahrung niederzuschreiben, muss sich die Person erst vom Prozess des Erlebens separieren, was eine intellektuelle und zeitliche Trennung vom Prozess des Erlebens und dem Aufschreiben der Erfahrung zur Folge hat. Dieser, immer größer werdende Spalt, wird mit Informationen gefüllt, die das Erlebte nachträglich einordnen. So formt die Zukunft unwiederbringlich das Erlebte. Diese Einordnung muss, genau wie bei den strukturellen Voraussetzungen, bei der Analyse der Erfahrung von Internierung mitbedacht werden um Internierung zu verstehen. Zeitgenössische, aber auch spätere Normen und Werte, die dazu beitrugen, das Erlebte zwischen 1914 und 1918 zu verarbeiten, sollen nicht vergessen werden. Um zu den Worten Rogges zurück-

6 Carr, *Experience*, 9.

7 Jörg Rogge (Hrsg.), „Kriegserfahrungen erzählen. Einleitung“, in Kriegserfahrungen erzählen (Bielefeld: transcript Verlag, 2016), 13.

8 Rogge, „Kriegserfahrungen“, 13.

9 Rogge, „Kriegserfahrungen“, 13.

zukehren: außergewöhnliche Erfahrungswerte des Kriegs und der Internierung mussten mit den sozialen und individuellen Verständnisrahmen, die während einer Zeit des Friedens entstanden, übereingebracht werden. Diese Einbettung wurde zwar im vorangegangenen Kapitel bereits vorgenommen, sollte aber immer wieder auftauchen, um die vorgestellten Erfahrungen einzuordnen, da gerade im Hinblick dessen, was sich als normal etabliert hatte, der Krieg einen massiven Einschnitt bedeutete.

Was der Einschnitt der Internierung im Leben vieler „ethnisch“ Deutscher bedeutete, kann nur im Gegensatz zu dem verstanden werden, was mit einer bestimmten Idee von Normalität einherging. Dies ging natürlich Hand in Hand mit dem, was genau als normal verstanden wurde: das Denkbare und das Undenkbare. Für die deutsche *Community* in Großbritannien bedeutete dies ein Jahrhunderte altes Fundament aus Frieden, ein gemeinsamer protestantischer Glaube und eine wahrgenommene ethnische Verwandtschaft mit dem „Cousin“; Verfolgung von „ethnisch“ Deutschen hatte für sie im Mittelalter stattgefunden, aber nicht mehr in einer zeitlichen Nähe, die so eine Verfolgung denkbar machen würde.[10] Wie bereits gezeigt, war deutscher Nationalismus in Großbritannien präsent während der Nexus der nationalen Identität durchlässig genug war um Assimilierung auf einem ähnlichen Level zu erfahren. Ein Konflikt zwischen den beiden Staaten und eine daraus folgende Internierung existierte in fiktionalen Texten aber nicht als reale Möglichkeit. So argumentierten zwei verschiedene Artikel aus dem *Londoner General-Anzeiger* und dem *Deutschen Kalender in England 1914*:

> In Wirklichkeit bedeutet die heutige Teilung in Dreibund und Entente (…) die glücklichste Ausbalancierung der europäischen Kräfte und damit die größte Friedensgarantie, die Europa seit undenklichen Zeiten besessen hat.[11]
> Das Jahr 1911 stellt einen Wendepunkt […] dar. Die herrschende Spannung begann sich zu lösen und an ihrer Stelle kam auf beiden Seiten der ehrliche Wille zum Ausdruck, den Wünschen des anderen gerecht zu werden.[12]

Doch selbst im Falle, dass ein Krieg ausbrechen würde, war die Erwartung als Gruppe verschont zu bleiben stark. Internierung und die Misshandlung von europäischen Minderheiten war ihnen zwar schon aus dem Burenkrieg Anfang des Jahrhunderts bekannt, aber auch damit schon weit weg; generell kannte man sol-

10 Detloff, *Führer*, 21–23.
11 „Diplomatie Und Presse“ Londoner General-Anzeiger, 20. Mai 1914, 1.
12 H. A. Walter, „England Und Deutschland 1814–1914“, Deutscher Kalender Für Grossbritannien 1914 (London, 1914), 28.

ches Verhalten eher in einem kolonialen Kontext.[13] Paul Cohen-Portheim, der im Juli 1914 in Großbritannien stranden würde, fasste diese Unklarheit zusammen: „Was ist Internierung? Ich erinnerte mich, dass zum ersten Mal in der Geschichte Konzentrationslager für Zivilisten während des Südafrikakrieges aufgetaucht waren und als grausames Hilfsmittel betrachtet wurden. Doch zur jetzigen Zeit besteht kein Zweifel, dass Internierung etwas vollkommen anderes bedeutet."[14] Dies Unklarheit war gepaart mit einem „ethnisch" deutschen Selbstverständnis als Minderheit, die sich in Großbritannien durch ein gutes Standing, harte Arbeit und Rechtstreue hervortat. Internierung war dementsprechend weder eine erwartbare Möglichkeit noch etwas, von dem man überhaupt genau wusste, was sie bedeutete. Das würden viele deutsche Staatsbürger in Großbritannien allerdings bald erfahren, und zwar über einen Zeitraum mehrerer Jahre.

Viele Staatsbürger heißt nicht alle und es ist wichtig dies zu betonen, denn um die Erfahrung einordnen zu können, muss erst einmal geklärt werden, wer diese Erfahrung überhaupt machte und durch welche Identitätsaspekte sie beeinflusst wurden. Auch wenn eine „ethnisch" deutsche Minderheit auf einer Vielzahl verschiedener Identitäten existierte, kann Internierung bereits grob mit einem Teil davon eingeordnet werden: Staatsangehörigkeit, Alter und Geschlecht (wobei Klasse und Religion auch eine Rolle spielten). Internierung exkludierte nämlich Frauen mit deutscher Staatsbürgerschaft, sowie Männer deutscher Staatsbürgerschaft unter 18 Jahren und über 45 Jahren aber auch alle „ethnisch" Deutschen, die vor dem Krieg bereits britische Staatsbürger geworden waren. Ihre Erfahrung wird in späteren Kapiteln beleuchtet. War diese Differenzierung in den letzten Tagen des Julis und den ersten Tagen des Augusts, vor der Kriegserklärung Großbritanniens, für alle Beteiligten erst einmal nicht wichtig gewesen, würde sich dies mit Kriegseintritt drastisch ändern.

3.1 Der Ausbruch des Krieges und der Weg zur Internierung

Die Lage vor der Kriegserklärung Österreichs war angespannt und unübersichtlich. So schrieb beispielsweise der Sohn der von Schröders, Bruno oder auch Bruny, von Norddeutschland nach London noch am 28.07. bezüglich einer Reise nach Deutschland: „Wird Papa auch mit kommen [sic] trotz der politischen Lage? Hier ist alles schon wieder viel ruhiger. Am Sonntag war es ganz interessant in der

13 Sibylle Scheipers, „The Use of Camps in Colonial Warfare", Journal of Imperial and Commonwealth History, 43:4 (2015), 692–93; Mareike König, „Celebrating the Kaiser's Birthday: German Migrants in Paris after the Franco-Prussian War 1870/71", Beihefte der Francia, 62 (2006), 71.
14 Portheim, *Time*, 13.

Börse. Alles schrie und schimpfte, und eine kleine Panic [sic] herrschte. Gestern aber war es nicht halb so schlimm. Hier ist kolossale Begeisterung für Oestreich [sic]“[15] Diese Unübersichtlichkeit würde sich auch in den folgenden Tagen noch halten.

Bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges war die „ethnisch“ deutsche *Community* in Großbritannien genauso gespalten wie die Bevölkerung in Deutschland. Konservative Stimmen, wie sie in der *Londoner Zeitung* geäußert wurden, waren erpicht darauf, die Position des Kaiserreichs zu unterstützen:

> Die Würfel sind gefallen. Die Donaumonarchie und das Königreich Serbien befinden sich seit Samstag abend [sic] im Kriegszustand. Der 25. Juli ist ein historischer Tag. Er bedeutet den Wendepunkt in einer jahrelangen, schwer über Europa lastenden Krisis. […] Aber weder in Oesterreich-Ungarn noch im Deutschen Reiche konnte man etwas von einer Panikstimmung bemerken. Feste Entschlossenheit, ruhige Gefasstheit, die dem Ernst der Lage entsprachen, herrschten überall.[16]

Als Deutschland in den kommenden Tagen zunehmend Kriegspartei wurde, reisten kriegstaugliche deutsche Staatsbürger in den Süden Englands oder nach London, um zum Kontinent zu segeln und in der Armee zu dienen, wie die Zeitung in der folgenden Woche berichtete: „Tausende sind Ende voriger Woche von London abgefahren, um dem Rufe zur Verteidigung des Vaterlandes Folge zu leisten. Die Zaudernden, die sich erst später einstellten, konnten keine Fahrgelegenheit mehr finden“.[17] Der deutlich zurückhaltendere *Londoner General-Anzeiger* beschrieb diesen Andrang ähnlich wie die Londoner Zeitung: „von dem genannten Bahnhofe wie von Fenchurch Street Station fuhren am Sonntag etwa je 1000 Mann ab, die zu den Fahnen einberufen sind“.[18] Dieser hier beschriebene Wunsch, sich der deutschen Armee anzuschließen war nicht nur in Großbritannien groß, wie die Abreise deutscher Staatsbürger aus den Vereinigten Staaten bezeugen; viele von ihnen würden allerdings nie ihr Ziel erreichen, da sie von britischen und französischen

---

15 Brief von Bruno „Bruny“ Schröder nach London 28. Juli 1914, SF/ES/Bruny/1915–1924.

16 „Der österreichisch-serbische Krieg“ *Londoner Zeitung* 1. August 1914, 1.

17 Auch wenn die *Londoner Zeitung* aufgrund einer Zusammenlegung zweiter Zeitungen ebenfalls *Londoner Zeitung Hermann* hieß, wird aus Übersichtsgründen die Quelle im Weiteren nur mit dem ersten Namen genannt: „Ruhig Blut!“, Londoner General-Anzeiger, 5. August 1914, 2; „Der Europäische Krieg“, Londoner Zeitung, 8. August 1914, 2.

18 „Der Europäische Krieg“, 2. Die Massen, die auf eine Überfahrt nach Deutschland warteten wurden auch von dem deutschen Missionar Krüger beschrieben und decken sich. Allerdings ist hier nicht klar, ob Kröger nicht von den Zeitungsartikeln wusste. Siehe: J. L.O Krüger, „Zwei Kriegsjahre in London“, *Meereskunde. Sammlung Volkstümlicher Vorträge Zum Verständnis Der Nationalen Bedeutung von Meer Und Seewesen*, 10:9 (1916), 1.

Schiffen abgefangen und gefangen genommen wurden.[19] Weniger begeistert waren die „ethnisch“ Deutschen, die in den oberen Schichten Großbritanniens integriert waren oder jene „ethnisch“ Deutsche, die ein Familienmitglied im Militär hatten. Wie bei den von Schröders, deren Sohn in Deutschland nun direkt eingezogen und an die Front geschickt wurde. Eine Angestellte der Baronin von Schröder, Frau des Baron Bruno von Schröder, gestand dieser beispielsweise in einem Brief: „In meinem letzten Brief nach Hause konnte ich nicht anders als zu erwähnen wie du anriefst und ein paar Wörter über diesen furchtbaren Krieg sprachst und wie sehr alle euch bemitleiden.“[20] Dieses Mitleid kam hierbei sowohl von englischer als auch deutscher Seite. So erhielt die Familie von Schröder bei Ausbruch des Krieges viele Briefe die sowohl von Sympathie als auch von einer „anxiety“ oder Ängstlichkeit schrieben, wobei sich gerade die Ängstlichkeit auch in der Mehrheitsgesellschaft durch die Kriegsjahre halten würde.[21] Die Pastorenfamilie Scholten beispielsweise schrieb den Schröders, dass sie für ihren Sohn beten würden auch wenn dies alles sei, was sie tun könnten. Der Glaube sei wichtig in Zeiten, in denen jeder Opfer bringen müsse.[22] Auch der British Army Officer Sgt. Francis Davies schrieb Baron Schröder: „Ich habe ängstliche Erkundungen gemacht und war sehr beruhigt zu hören, dass Sie sicher in London sind.“[23] Weiter schrieb Davis über ihren gemeinsamen Freund, den Wissenschaftler Karl von Donat: „Ich habe gehört, dass er nach Deutschland gereist ist, um seine Dienste anzubieten und dass er seine 82-jährige Tante zurück gelassen hat.“[24]

Da es zu Beginn des Krieges noch unklar war, ob Großbritannien eintreten würde, waren viele „ethnisch“ Deutsche in Großbritannien verunsichert. Frede-

19 Panayi, Prisoners, 43; Dr. Wilhelm Dyes, „Erlebnisse, Eindrücke und Gedanken in Englischer Gefangenschaft“, Sonderabdruck Aus Den Süddeutschen Monatsheften (1915), 3.

20 Brief von John Masson an Lizzy Masson am 10. August 1914, SF/ES/1914 Schröder Archives, London.

21 Der Begriff „anxiety“ taucht im Laufe des Krieges immer wieder auf, vor allem wenn englische Staatsbürger angesprochen werden. Dies deutet auf eine öffentlichere Emotion hin, die den englischen Mitbürgern gezeigt wurde um die eigene Situation hervorzuheben. Anxiety war auch ein geläufiger Begriff in der Mehrheitsgesellschaft. Siehe: London, Schroder Archive, Letters to Lady Baron Schröder 1914, SF/ES/1914; Semon, Autobiography, 303; August. Cohn, Some Aspects of the War as Viewed by Naturalized British Subjects (Oxford: Oxford University Press, 1917), 3. Für die Nutzung des Begriffs innerhalb der Mehrheitsbevölkerung, siehe: Michal Shapira, „The Psychological Study of Anxiety in the Era of the Second World War“ *Twentieth Century British History*, 24:1 (2013), 37.

22 Brief von A. Scholten an die Baronin von Schröder 14. August 1914, SF/ES/1914 Schröder Archives, London.

23 Brief von Sgt. Francis Davies an Baron von Schröder August-Dezember 1914, SF/ES/1914, Schröder Archives, London.

24 Davies an Schröder, SF/ES/1914.

rick Lewis Dunbar von Kalckreuth, der den Sommer am Stand in Großbritannien verbracht hatte, fasste diese Unsicherheit vieler pointiert zusammen:

> Ich möchte das Fenster aufreißen und den ersten besten Vorübergehenden anrufen: „He, was ist passiert, ist die Welt verrückt, wird auch dieses Land in den furchtbarsten Kriegszustand fallen oder bilde ich mir es nur ein?“ […] Ich blickte verstört auf die headlines „Deutschland hat Rußland und Frankreich den Krieg erklärt“. Stimmt das wirklich? (Ich kann es jetzt noch nicht richtig fassen.) Und was wird England machen, bleibt es neutral oder geht es mit Deutschland gegen den alten Erbfeind? […] Ich stürzte zum Postamt, um ein Telegramm nach Berlin für Reisegeld aufzugeben.[25]

Auch wenn die Erinnerungen Kalckreuths wegen ihres Veröffentlichungsdatums mit Vorsicht zu genießen sind, war er nicht der einzige, dem diese Situation unübersichtlich erschien und direkt die Frage einer britischen Beteiligung aufwarf, stellten sich beispielsweise die deutschsprachigen Zeitungen genau diese Frage Anfang August.[26] Rudolf Rocker beschrieb diesen Schwebezustand in seinen Memoiren wie folgt: „Ein ominöses Gefühl hing über London in diesen schicksalhaften Tagen. Die Leute hofften entgegen aller Erwartung, dass sich Großbritannien aus dem Krieg heraushalten würde.“[27] Auch wenn die Möglichkeit einer britischen Intervention ausgiebig diskutiert wurde, blieb der Gedanke bestehen, dass sich Großbritannien nichts von einer Kriegsbeteiligung erhoffen könne und daher neutral bleiben würde. Diese Sichtweite wurde weiterhin vom britischen Außenministerium bestärkt, da es sich so vage wie möglich verhielt.[28] Dementsprechend zeigte sich auch der deutsche Botschafter in London, Fürst Lichnowsky, noch bis zum 3. August optimistisch, was die britische Neutralität betraf.[29] Deutsche Staatsbürger, die nach Deutschland reisten um in der Armee zu dienen, ebenso wie jene, die zurückblieben und auf Neutralität hofften, zeigen erneut dass sowohl moderate als auch deutsch-nationalistische Meinungen in Großbritannien vertreten waren.

Mit Eintritt Großbritanniens in den Krieg wandelte sich die Stimmung noch einmal. Der *Londoner General-Anzeiger* schrieb nun stärker mahnend, sogar kriegskritisch: „Man darf der vaterländischen Begeisterung den wenig glücklichen Gedanken zugutehalten, aber […] [w]ir sind Gäste dieses Landes von dessen Volke wir hoffen, daß es den Deutschen die Freundschaft bewahrt, von der in den letz-

25 Kalckreuth, Männerinsel, 18–19.

26 „Der Österreich-Serbische Krieg“; „Kriegsgefahr“, Londoner General-Anzeiger, 29 July 1914, 1.

27 Rocker, *London*, 142.

28 Jérôme aan de Wiel, „1914. What will the British do? The Irish Home Rule Crisis in the July Crisis“, *The International History Review*, 37:4 (2015), 672–673.

29 Heinz Günther Sasse, 100 Jahre Botschaft in London: Aus Der Geschichte Einer Deutschen Botschaft (Bonn, 1963), 39.

ten Jahren so viel geschrieben und gesprochen worden ist.“[30] Eine panischere Mahnung erschien in der *Londoner Zeitung*:

> Angesichts der sich in geradezu überstürzender Hast folgenden Ereignisse ist es von der größten Wichtigkeit, die Ruhe zu bewahren und alles zu vermeiden, was unter unserer englischen Umgebung Anstoß erregen könnte. Aus unseren früheren Freunden und Genossen mögen uns auf einmal gereizte Gegner erstehen. Suchen wir der neuen Sachlage mit Verständnis zu begegnen und uns in die Denkungsweise des Engländers zu versetzen, was denen, die schon lange in England sind, nicht schwer fallen sollte. So lange England erfolgreich ist, ist nichts zu befürchten; sollte es aber eine Niederlage erleiden, dann ist doppelte Vorsicht nötig, insbesondere den niederen und leichter erregbarer Klassen des englischen Volkes gegenüber, wo Großtuerei gewiß am wenigstens angebracht wäre.[31]

Eine Gegnerschaft wurde dementsprechend nun akzeptiert, die Folgen gefürchtet. Trotz allem blieben beide Zeitungen auf Seiten des deutschen Kaiserreichs. Auch wenn Kritik an Nationalismus und Krieg vorhanden waren, machte keine der beiden Zeitungen das Kaiserreich verantwortlich, sondern die Umstände, Frankreich oder eine vermeintliche slawische Bedrohung.[32] Die Stimmung allerdings hatte sich gewandelt, von jubelnden deutschen Massen voller vaterländischer Begeisterung an den Bahnhöfen der Hauptstadt hin zu einem vorsichtigen Abwägen der Aktionen auf feindlichem Territorium. Stefan Manz argumentierte ähnlich und sagte, dass die meisten Deutschen sich nun zurückhielten und ihre Staatsbürgerschaft versteckten, um den Wellen der Germanophobie zu entkommen, die über Großbritannien einbrachen.[33] Offener Nationalismus verschwand zusehends und die deutsche Staatsbürgerschaft wurde versteckt.

Anders als die Aussage von Manz es andeutet, wurde die deutsche Staatsbürgerschaft nicht nur versteckt, wie aus den Zeitungen der Zeit hervorgeht. Mit Kriegsausbruch stieg auch die Nachfrage nach Naturalisierungen sprunghaft an. Leserbriefe, deren Antwort im *Londoner General-Anzeiger* gedruckt wurden, fragten nach ihrer persönlichen Stellung bezüglich des Einberufungsbefehls, einmal, um diesen zu befolgen aber auch um diesen zu umgehen.[34] Die Menge an Briefen scheint so groß gewesen zu sein, dass sich die Zeitung am 8. August bereits gezwungen sah, diese Briefe gesammelt zu beantworten:

---

30 „Der Europäische Krieg“, *Londoner Zeitung Hermann*, 8. August 1914, 1.

31 „Der Europäische Krieg“, 1.

32 „Der österreichische Thronfolger und seine Gattin ermordet“, *Londoner Zeitung Hermann*, 4. Juli, 1914, 1–2.

33 Manz, „nationalism“, 412.

34 „Briefkasten“, *Londoner General-Anzeiger*, 8. August 1914, 6.

> Alle Anfragen über Staatsangehörigkeit, Militärangelegenheiten, sowie alles andere, was in diesen Zeiten bei uns täglich und hundertfach angefragt wird, finden die Leser im Schriftteil unserer heutigen Ausgabe an den verschiedenen Stellen beantwortet, an denen wir diese Fragen besprechen.
> Abreise – Wir verweisen die Anfrager, die gern England noch verlassen möchten, auf den Sonderbeschluß zu dem neuen Fremdenüberwachungsgesetz, in heutiger Ausgabe, wonach bis einschließlich nächsten Montag das Land von den in der erwähnten Mitteilung angegebenen Häfen verlassen werden kann. Ob und wann von diesen Häfen Schiffe abgehen, konnten wir noch nicht erfahren.[35]

Die genannten Informationen fanden sich bereits auf der zweiten Seite und argumentierten, dass eine Naturalisierung zu diesem Punkt unmöglich war und alle einberufenen deutschen Staatsbürger „Fahnenflucht“ begingen, würden sie der Einberufung nicht folgen.[36] In der *Londoner Zeitung* erschienen zwar keine Antworten auf Fragen in der Art, doch tauchten nach Kriegsausbruch verstärkt Werbungen für schnelle und unkomplizierte Naturalisierungen auf, ebenso wie Anzeigen für einen schnellen Verkauf von Möbeln „Für Ausländer, die abreisen wollen!“[37] Auch wenn nicht zu ergründen ist, wie groß das Echo auf diese Anzeigen war, legt ihr Erscheinen, zusammen mit den Leserbriefen aus dem *Londoner General-Anzeiger* den Schluss zumindest nahe, dass Fragen der Naturalisierung und Finanzierung zur Reise nach Deutschland häufig genug auftraten um monetarisiert zu werden. Naturalisierungen waren, wie der General-Anzeiger richtig bemerkte, zu diesem Zeitpunkt allerdings nicht mehr möglich oder vergeblich. Fast nicht mehr möglich träfe es allerdings besser, denn, wie vieles, war auch die Naturalisierung nach Kriegsausbruch kein Ding der Unmöglichkeit, hatte man die richtigen Kontakte und das nötige Einkommen. Baron Bruno von Schröder beispielsweise hatte es noch am 7. August, also drei Tage nach Kriegserklärung, geschafft, die britische Staatsbürgerschaft anzunehmen. Diese Möglichkeit zeigt erneut eindrücklich, wie stark auch nationale Identität von Status abhing. Die anschließende Internierung ist ebenfalls unter diesem Gesichtspunkt zu betrachten. Die Folgen, die eine deutsche Staatsbürgerschaft in Großbritannien mit sich bringen würde, waren zu diesem Zeitpunkt allerdings noch unbekannt. Der Anstieg von Naturalisierungen und Naturalisierungsversuchen, der Rückgang eines offenen deutschen Nationalismus, aber auch die verzweifelten Versuche der Reise nach Deutschland zeigen hier noch einmal eindrucksvoll den widersprüchlichen Charakter der „ethnisch“ deutschen *Community*. Der Krieg hatte beide Länder nun als feindlich ge-

---

35 „Briefkasten“; 6.

36 „Kein Vorwurf Der Fahnenflucht“, Londoner General-Anzeiger, 8. August 1914, 2.

37 „Zu kaufen gesucht“, *Londoner Zeitung Hermann*, 15. August 1914, 8; „Vermischtes“, *Londoner Zeitung Hermann*, 15. August 1914, 8.

setzt und zwang, so scheint es, „ethnisch“ Deutsche dazu eine der beiden Seite zu wählen; was viele in beide Richtungen versuchten. Der vorher so offene Diskurs der nationalen Identität begann sich zu verhärten und die Permeabilität begann zu verschwinden, war sie doch auf rechtlicher Ebene bereits fast vollständig verschwunden. Dies wird noch stärker deutlich, betrachtet man die Eingriffe der britischen Behörden in die Leben deutscher Staatsbürger.

Eine weitgreifende Internierung deutscher Staatsbürger begann nicht direkt mit der britischen Kriegserklärung. Lediglich 21 Spionageverdächtige wurden sofort inhaftiert und weitere 1.980 zwischen dem 7. und 13. August, die „verdächtigt wurden in jeglicher Weise eine Gefahr für das Königreich darzustellen, diese konnten jedoch freikommen, sollten sie die Bürgschaft von zwei britischen Bürgern von Stand erhalten“.[38] Für die meisten deutschen Staatsbürger erwuchsen die direkteren und größeren Probleme viel mehr aus den neuen Richtlinien, denen sie nun zu folgen hatten. Alle Feindstaatsangehörigen mussten sich registrieren lassen, was zu langen Schlangen vor Polizeigebäuden und der US-Botschaft führte, welche nach Kriegsbeginn und Schließung der deutschen Botschaft deren Geschäfte übernommen hatte.[39] Sondergenehmigungen wurden benötigt, sollte man außerhalb eines vom Wohnort aus festgesetzten, fünf-Meilen Radius reisen, was vielen die Arbeit erschwerte.[40] Maßnahmen wie diese wurden von vielen als deutschfeindlich betrachtet:

> Angemeldeten wurde dringend eingeschärft, nicht über den Umkreis fünf englischer Meilen […] zu gehen […]. Die Polizei ist bei diesen Bestrafungen zu Beginn ziemlich willkürlich vorgegangen. […] Ich kenne Fälle, wo „gütige Nachbarn“ den Gang eines Mannes zum nahegelegenen Briefkasten oder das Stehen vor der Haustür zur Kenntnis der Polizei brachten[41]

Die härteren Regierungsmaßnahmen wurden daher eher als persönlicher Affront gewertet, denn als notwendige Kriegsmaßnahme. Jeder Aspekt deutschen Lebens wurde nun durch staatliche Kontrolle unterworfen, war es der Umgang als deutscher Staatsbürger mit dem Staat oder auf interpersoneller Ebene. George Kenner, der zum Malen nach Großbritannien gekommen war, fasste diesen Umgang kurz und bündig zusammen, als er ihn 1929 in einen Text für einen Wettbewerb beschrieb: „Wir Deutschen sollten ruhig sein und es war uns nicht erlaubt uns mehr

38 Panayi, *Enemy*, 71.
39 Portheim, *Time*, 8.
40 Panayi, *Enemy*, 50.
41 Krüger, *Kriegsjahre*, 8. Ähnlich beschrieben auch in Noschkes Aufzeichnungen, siehe: Noschke, *Papers*, 3.

als 5 Meilen von unserer Wohnadresse zu entfernen.“[42] Dass es in den ersten Tagen und Wochen nicht zur größeren Protesten kam, hat viele mögliche Gründe. Ein Grund für eine eher resignierte Befolgung dieser neuen Regeln und einer eher privaten Beschwerdekultur war die Tatsache, dass der Konflikt als deutlich kurzlebiger antizipiert wurde. Da Propaganda in allen Ländern zu der Überzeugung geführt hatte, dass der Krieg kurz und siegreich sein würde, akzeptierten viele „ethnisch“ Deutsche diesen gefühlten Affront der Deutschfeindlichkeit und hofften darauf, möglichst bald wieder zu einer Normalität in Großbritannien zurückkehren zu können. Auch später in den Lagern würde diese Annahme noch fortdauern. Der internierte Wissenschaftler Dr. Wilhelm Dyes, der behauptete, neun Jahre in Großbritannien gelebt zu haben, schrieb hierüber:

> Wer fachlich, historisch, nicht einseitig die Weltkampflage in den Lagern erörterte, galt als Englandfreund. Ich wurde monatelang ähnlich eingeschätzt, als Pessimist angesehen und beinahe verhauen, als ich im November 1914 den 600–700 Mann im kleinen Camp Douglas nahelegte, sich zu beschäftigen und ihre Zeit nützlich zu benutzen, da der Krieg wahrscheinlich mindestens bis Juni 1915 dauern würde. Noch damals dachten die meisten, daß sie Weihnachten 1914 wieder zu Hause sein würden.[43]

Ähnliche Hoffnungen zeigten sich auch in den Briefen an die Familie von Schröder.[44] Viele deutsche Staatsbürger, die noch in Großbritannien waren, versuchten nicht aufzufallen und das Leben zu behalten, das sich viele von ihnen dort aufgebaut hatten. Viele Fälle in britischen Zeitungen, die vom mutwilligen Bruch der neuen Regeln berichteten, behandelten Personen die zwar Regeln gebrochen hatten, aber meist argumentierten, dass sie gar keine deutschen Staatsbürger seien, sondern Schweizer oder zwar die deutsche Staatsbürgerschaft hatten aber eigentlich Polen seien.[45] Ein weiterer hatte seine Identität gefälscht um Arbeit zu erhalten, oder, wie im Fall von Mr. Honigs, um die Ehre einer Frau zu retten, mit der er in unehelicher Gemeinschaft gelebt hatte.[46] Es gab auch Fälle, in denen die öffentliche Darstellung deutsch-nationaler Zugehörigkeit für Aufregung führte, meist in

42 George Kenner, Sketches of a German Interned Civilian Prisoner in England (1914–1919) (Cheltenham, 1929), 1.

43 Dyes, „Erlebnisse“, 17.

44 Briefe an die Familie von Schröder zwischen August und Dezember 1914, SF/ES/1914, Schröder Archives, London.

45 „Germans Charged at Wigton. ‚Alien Enemies‘ Pose as Swiss. Captured in a Wood after Exciting Hunt. Alleged Theft of £19“, *Wigton Adviser*, 10. October 1914, 5; „Alien Enemy Sentenced. Failed to Register at His Reasons and His Exuses. Considered Himself a Pole.“, *Chichester Observer*, 4. November 1914, 5.

46 „Sheffield Courts. False Registration by Germans.“, Sheffield Daily Telegraph, 29. September 1914, 5.

Form von Schlägereien oder Ausschreitungen. So hatte eine Auseinandersetzung damit begonnen, dass ein Bäcker die deutsche Reichsflagge vor seinem Laden gehisst hatte.[47] Dass solches Handeln nicht nur zu Ausschreitungen führte, sondern sogar einen Nachrichtenwert hatte lädt zu der Annahme ein, dass die Zurschaustellung deutscher Nationalität nicht nur eine Seltenheit war sondern, im Umkehrschluss, dass die meisten deutschen Staatsbürger sich kooperativ verhielten. Stefan Manz, der viele dieser Fälle erforscht hat, meint ebenfalls, dass Provokationen meist bereits nach den ersten Monaten des Krieges aufhörten.[48] Auf der anderen Seite, wie die Ausschreitungen bereits andeuten, stieg Hass auf Deutsche und antideutscher Patriotismus in Großbritannien stark an. Ein feindseligeres Umfeld verhärteter nationaler Identität war nicht nur auf Seiten der Regierung sichtbar, sondern auch in den Handlungen der britischen Mehrheitsgesellschaft.

So führten Kampagnen gegen „ethnisch" Deutsche zu massiven Entlassungswellen. Richard Noschke ebenso wie die „Stelle gesucht"-Anzeigen in den ersten Kriegswochen erzählen die Geschichte weitverbreiteter Auflösungen von Arbeitsverträgen. So wurde der Krieg als Begründung deutlich präsenter in den Arbeitsgesuchen oder die Stellengesuche blieben über Wochen bestehen:

> „Junger Deutscher Buchhändler, welcher durch jetzige Verhältnisse stellungslos geworden ist, sucht irgendwelche Stellung"[49]
>
> „Junger erster Pastrycook, durch Krieg arbeitslos, würde jede Arbeit zu jeder Bedingung annehmen."[50]
>
> „Deutsches besseres Mädchen, das durch den Krieg ihre Stellung im Hotel verloren hat, sucht Stellung im Privathaus"[51]

Auch hier machte sich die Hoffnung bemerkbar, dass der Krieg bald vorbei sein würde, wie dieses Stellengesuch zeigt: „Wer wird einen jungen Deutschen als Diener aufnehmen, bis der Krieg vorbei ist?"[52] Diese Probleme trafen nicht nur deutsche Staatsangehörige, sondern alle Feindstaatenangehörigen oder „ethnisch" Deutschen: „Wer würde einem Oesterreicher, 22, m. einj. Freiw. E., welcher durch jet. Verh. Ohne Stelle ist, irgendw. Beschäft. geben."[53]

Wie groß die Not war, lässt sich aus diesen kurzen Sätzen bereits erahnen. Ein „gebildetes deutsches Mädchen" war sogar bereit ohne Gehalt zu arbeiten.[54] Ar-

---

47 Manz, *Nationalism*, 412.
48 Manz, *Nationalism*, 414.
49 „Stellengesuche", Londoner General-Anzeiger, 2. September 1914, 7.
50 „Stellengesuche", 2. September 1914, 7.
51 „Stellengesuche", Londoner General-Anzeiger, 5. September 1914, 7.
52 „Stellengesuche", 5. September 1914, 7.
53 „Stellengesuche", 5. September 1914, 7.
54 „Stellengesuche", 5. September 1914, 7.

beitslose deutsche Staatsbürger, die normalerweise in einem funktionierenden System der ethnischen *Community* zum Teil durch deutschsprachige Arbeiterkolonien aufgefangen worden wären, mussten nun in einem feindseligen Umfeld auf Arbeitssuche gehen.[55] Dass es hierbei, wie oben erwähnt, auch zur Fälschung von Staatsangehörigkeiten kam, überrascht daher nicht. Was in Frankreich vor Kriegsausbruch nicht unüblich war, begann nun auch in Großbritannien um sich zu greifen. Der Missionar J. L. Krüger, der zwei Jahre vor Kriegsausbruch nach Großbritannien gekommen war, berichtete in einem Artikel für eine deutsche Zeitschrift von den wirtschaftlichen Problemen und der Effektivität der germanophoben Kampagnen.[56] Er berichtete von naturalisierten „ethnisch“ deutschen Arbeitgebern, die deutsche Staatsbürger entlassen hatten, um der Verfolgung zu entgehen.[57] Ein Schicksal das er beschrieb, verdeutlicht die allgemeine Unsicherheit und Notlage am besten:

> Ein Fall von vielen sei nur erwähnt, dem neben der traurigen auch die beinahe spaßige Seite nicht fehlte. Herr B. hatte bei der Tombola eines Wohltätigkeitsfestes im Berliner Zoo eine Freikarte gezogen, die ihm eine vierzehntägige Vergnügungsfahrt mit einem Dampfer des Norddeutschen Lloyd nach England, daselbst freie Eisenbahnfahrt und Verpflegung in einem Hotel erster Klasse zusicherte. Lange Zeit hatte sich Herr B. auf diese Reise gefreut und sie Ende Juni angetreten. Bei Kriegsausbruch war er Gast in einem der besten Hotels Londons. Die Hotelverwaltung teilte ihm mit, daß mit Beginn des Krieges alle Verpflichtungen aufgehört hätten. Da der Herr sich sonderbarerweise ganz auf die Gastfreundschaft verlassen hatte und nicht genügende – ja gar keine – Mittel besaß, mußte er das Hotel sofort verlassen. Nun saß er auf der Straße und war auf die Gaben der Wohltätigkeitsgesellschaften angewiesen.[58]

Die sich verringernde Permeabilität war daher nicht nur eine diskursive sondern brachte physische und reale Aspekte mit sich wie die Unfähigkeit zu arbeiten, das Land oder den Wohnort zu verlassen, sich generell frei zu bewegen und sich selbst finanziell zu erhalten. Wie man aus Krügers Artikel lesen kann, war er nicht frei von einem englandfeindlichen *Bias*. Bedenkt man jedoch das Schicksal Dunbar-Kalckreuths oder Cohen-Portheims, die auch in Großbritannien gestrandet waren, oder das von Felix Semon in der Schweiz, waren solche spezifischen Erlebnisse auch nicht unwahrscheinlich. Das Schicksal von Herrn B. versinnbildlicht das Gefühl, in scheinbar willkürliche Ereignisse verstrickt zu sein, verbunden mit dem Gefühl der Machtlosigkeit gegenüber diesen Ereignissen und ihrer Wirkung auf das Selbst. Doch handelte es sich bei diesen Erfahrungen noch nicht um den Höhe-

55 Noschke, *Papers*, 3; Panayi, Enemy, 129–30.
56 Krüger, *Kriegsjahre*, 9.
57 Krüger, *Kriegsjahre*, 9.
58 Krüger, *Kriegsjahre*, 9–10.

punkt der Feindseligkeiten. Im Mai 1915, knapp ein Jahr nach Kriegsausbruch, wurde das britische Kreuzfahrtschiff *HMS Lusitania*, und mit ihr 1.959 zivile Passagiere, von einem deutschen U-Boot getroffen und versank vor der Küste Irlands.[59] „Mit dem Untergang der ‚Lusitania'", so schrieb Krüger in seinem Artikel, „begann ein neuer Abschnitt für uns Deutsche in England. Die lange gedämpft gehaltene Flamme des Hasses brach völlig zu einem lodernden Feuer durch. Nun erst begann das eigentliche Leiden unserer Landsleute".[60]

Eine ruhige Fügsamkeit war nach der Versenkung der *Lusitania* nicht mehr möglich. In mehreren Städten Großbritanniens brachen Ausschreitungen aus und konzentrierten die Wut auf „ethnisch" deutsche Läden und Menschen. Krüger beschrieb diese Ausschreitungen rückblickend:

> Da sprühten die Zeitungen Haßfunken, da fühlte sich England an seiner Ehre gepackt, das Volk bäumte sich auf und wurde dabei wie von unsichtbaren Händen getrieben. Tausende von Männern, Frauen und Kindern zogen unter Leitung bezahlter Anführer von Straße zu Straße, um alles, was deutsch war, deutsch hieß oder auch nur einen fremdländischen Namen führte, zu bedrohen und zu vernichten. [...] Die Ladengeschäfte wurden gestürmt, Scheiben zerbrochen, Lebensmittel geraubt, der Eigentümer damit bombardiert oder auf der Straße zertreten. Dann ging es in die anschließenden und oberen Wohnräume, um alles, was beweglich war, mitzunehmen.[61]

Die Beschreibung geht noch weiter und wird noch deutlicher in ihrer abschätzigen Haltung gegenüber der britischen Bevölkerung und der Rolle der britischen Polizei, daher soll sie an dieser Stelle reichen. Die verschwörungstheoretischen Ansätze, die Krüger hier für die Ausschreitungen verantwortlich macht, haben sich in der Forschung nicht erhärten lassen, gab es doch genügend andere Gründe für das Handeln der Bevölkerung. Dass es wiederum zu Wut und aktiver physischer Gewalt gegen Menschen und Objekte kam ist unbestritten und verdeutlicht die neue Qualität, die die Feindseligkeit gegenüber allem, was als deutsch betrachtet wurde, erreicht hatte. Die britische Regierung, musste angesichts der wirtschaftlichen Notlage der entlassenen Deutschen und der zunehmend gewaltbereiten britischen Bevölkerung reagieren und nun ihre Möglichkeiten abwägen. Um beiden gerecht zu werden, entschloss sie sich dafür, dass jene, die Not oder Arbeitslosigkeit litten interniert werden sollten: „alle erwachsenen Männer dieser Klasse sollten, zu ihrer eigenen Sicherheit und der Sicherheit der Gemeinschaft, segregiert oder interniert werden oder, sollten sie das wehrfähige Alter überschritten haben, re-

59 Krüger, *Kriegsjahre*, 9.
60 Krüger, *Kriegsjahre*, 10.
61 Krüger, *Kriegsjahre*, 23–24.

patriiert werden“.[62] Männer im Alter von 17 bis 65 Jahren wurden nun mit einer legalen Internierung konfrontiert, wohingegen Frauen, Kinder und Ältere davon ausgenommen waren und eine Rückführung nach Deutschland, also einer Repatrierung, antizipieren konnten. Waren im September 1914 um die 10.500 Zivilisten interniert gewesen, stieg die Zahl nach der Versenkung der *Lusitania* auf 32.440.[63] Die oben genannte Begründung der Regierung war zu ihrer Zeit zwar nicht ungewöhnlich, allerdings immer noch weniger harsch als in anderen Ländern. So trug sich in Kanada eine ähnliche Debatte bezüglich Feindstaatenangehöriger zu, allerdings nahm die kanadische Regierung dies zum Anlass zivile Internierte als Kriegsgefangene zu klassifizieren und zur Arbeit zu zwingen.[64] Auch ist es bei der Begründung wichtig mitzubedenken, wie sie von Seiten der Betroffenen verstanden wurde. Die Lusitania-Ausschreitungen sind nicht nur in Krügers Artikel zu finden, sondern in diversen Aufzeichnungen „ethnisch“ Deutscher aus der Zeit.[65] So schrieb Noschke: „Das Gefühl der unteren Klassen wurde so verbittert in dieser Zeit, dass sie einen Mann fast vom Dach eines Omnibusses geworfen hätten […] hätten sie gewusst, dass er Deutscher war.“[66] Natürlich, ähnlich wie bei Krüger, könnten hier nicht nur anti-englische Ressentiments mit hineingespielt haben, sondern auch eine bewusste Übertreibung zur Selbstviktimisierung und damit Hervorhebung der eigenen Unschuld. Die Zahlen allerdings unterstützen die genannten Erfahrungen. In seiner Studie über die Ausschreitungen beschreibt Panikos Panayi Fälle, in denen bis zu 2.000 Menschen an der Stürmung eines einzelnen Geschäftes beteiligt waren.[67] Im Rahmen dieser Ausschreitungen bestand, wie Krüger es beschrieb, keine Differenzierung mehr zwischen deutschen Staatsbürgern, naturalisierten Deutschen oder „ethnisch“ Deutschen im Allgemeinen. Schuld durch Assoziierung wurde gleichgesetzt mit eigener Schuld, vor allem mit den Taten des deutschen Militärs. Deutschtum in Großbritannien war nun nicht mehr etwas, das bekämpft werden musste, sondern etwas, das gewaltsam bekämpft werden musste. Da viele deutsche Staatsbürger bereits Erfahrungen mit den vorangegangenen Maßnahmen gesammelt hatten und nun einer realen Gefahr durch die britische Bevölkerung ausgesetzt waren, ist in keinem der Erfahrungsberichte von

62 House of Commons, *Statement by Prime Minister* (13 Mai 1915, vol. 71 col. 1841) (London: Hansard).

63 Panayi, *Prisoners*, 44.

64 Bohdan S Kordan, *No Free Man. Canada, the Great War, and the Enemy Alien Experience* (Montreal: McGill-Queen’s University Press, 2016), 556–57.

65 Panayi, Enemy, 72–74; Nicoletta F. Gullace, „Friends, Aliens, and Enemies: Fictive Communities and the Lusitania Riots of 1915“, *Journal of Social History*, 39:2 (2005), 352–53.

66 Noschke, *Papers*, 4.

67 Panikos Panayi, ‚Anti–German Riots in London during the First World War‘, German History, 7:2 (1989), 76.

einer Widersetzung die Rede, als es schließlich in die Lager ging.[68] Auch wenn sich über die Ausführung beschwert wurde und Beschwerden im Laufe der Internierung immer wieder aufkamen, bedeutete eine Internierung zu Beginn tatsächlich auch Sicherheit.

Gerade in den ersten Tagen der neuen Anordnung, gingen viele Feindstaatenangehörige selbst zu den Polizeistationen, um die versprochene Sicherheit anzunehmen.[69] Allerdings war die Aussicht auf Sicherheit nicht die einzige Perspektive, von der aus deutsche Staatsbürger diese Maßnahme betrachteten; nicht alle ergaben sich ihr freiwillig. So sah der Anarchist Rudolf Rocker die Festnahmen als aktiven Versuch jene mundtot zu machen, die schon seit langem ein Dorn im Auge der britischen Regierung gewesen waren und glaubte ihrer Argumentation daher in keiner Weise. Er selbst antizipierte seine Internierung mit den Worten: „Während ich meine Artikel über Kropotkin schrieb, fühlte ich, dass sie die Polizei gegen mich aussenden würden. Ich hielt meinen kleinen gepackten Koffer bereit. Tatsächlich, mein letzter Artikel war gerade gedruckt und erschienen da wurde ich festgenommen."[70] Hier, ähnlich wie bei Krüger, formte eine politische Einstellung die wahrgenommene Motivation anderer, in Rockers Fall die der britischen Regierung. Auch Richard Noschke wusste, dass er interniert werden würde und nutzte noch die Zeit, um seine Angelegenheiten zu ordnen bevor er sich ergab: „Ich wünschte meiner Familie auf Wiedersehen und fand mich um 9 Uhr morgens auf der Polizeiwache ein wie angeordnet."[71] Wie er zu den Hintergründen stand, ließ er allerdings im Dunkeln. Dunbar-Kalckreuth hatte aufgrund des Besuchs der Polizei ebenfalls frühzeitig von seiner Internierung erfahren und nutzte die verbliebene Zeit, um seiner Liebschaft Alberta einen Abschiedsbrief zu schreiben. Aus ihren Reaktionen kann man fast ein Handeln schließen, dass dem eines antizipierten Todes nicht unähnlich war. Mag dieser Vergleich etwas weit hergeholt wirken, so waren sich Tod und Internierungsaussichten nicht immer fremd. Denn, obwohl Rocker, Noschke und Dunbar-Kalckreuth der Internierung mit der bereits erwähnten Fügsamkeit begegneten, war die Vorstellung einer Internierung für andere schlicht zu viel.

Auch wenn Panikos Panayi und Stefan Manz argumentiert haben, dass Selbstmorde in den Lagern nicht über dem Durchschnitt lagen, so gab es doch Suizide aufgrund von Internierung.[72] Auf einen soll hier kurz näher eingegangen werden:

---

68 Kenner, Noschke und Cohen-Portheim reden davon, zuhause abgeholt worden zu sein oder gingen selbst zur Polizeistation. Niemand sprach von Widerstand.

69 Panayi, *Enemy*, 79.

70 Rocker, *London*, 148.

71 Noschke, *Papers*, 7.

72 Manz und Panayi, *Empire*, 240.

Heinrich Hauck. Mit einer Engländerin verheiratet, hatte Hauck vor dem Krieg gutes Geld verdient „aber war seitdem sorgenvoll und depressiv geworden. Letzten Dezember hatte er Selbstmord versucht wurde aber heruntergeschnitten, als man ihn hängend fand, und hatte seiner Frau, einer Engländerin, versprochen, er würde keine weiteren Versuche gegen sein eigenes Leben unternehmen.“[73] „Als“, so schrieb der *Daily Mirror* im Mai 1915 weiter, „die letzte Anordnung zur Internierung erschien, wurde er depressiv und untröstlich und sagte, dass er sich fürchte seine Frau und Tochter zu verlassen. Die Jury kam zu dem Verdikt des Selbstmordes aufgrund von temporärer Unzurechnungsfähigkeit.“[74] Für den, vom Konflikt und dadurch entstandenen Nöten, angeschlagenen Hauck bedeutete Internierung weder Sicherheit noch politische Gängelung oder eine Frage der eigenen Fügungsbereitschaft, sondern der Tropfen, der das Fass seiner Depression zum Überlaufen brachte. In geringerem Ausmaße war auch für andere deutsche Staatsbürger die Internierung eine unangenehme Überraschung. So beschwerte sich Dr. Dyes über die Schnelligkeit, mit der seine Internierung vollzogen wurde: „ahnungslos betrat ich mein Hotel abends um 7 Uhr; um 9 Uhr war ich bereits gepäcklos in Olympia“.[75] Gemeinsam hatten alle Erfahrungen, dass sie im Rahmen ihrer Internierung eine drastische Veränderung ihrer Lebensweise antizipierten, die sich im Kontext ihrer eigenen Positionalität jeweils anders gestaltete. Rocker sah sie eher als politischen Akt, andere stimmten mit der Regierung überein, wieder andere sahen Internierung als Abschied oder zu viel zu ertragen. Egal welche Lebenslage, alle empfanden ihre Situation als eine, in die sie hineingeworfen worden waren und die nun ihre vorher etablierten Vorstellungen von Normalität, Sicherheit, Handlungsmöglichkeiten und Sinngebung zerstörte. Während ihrer Zeit in den Internierungslagern würden sie damit kämpfen, diese Vorstellungen wiederzuerlangen oder zu erhalten.

3.2 Internierung erfahren

Um die Erfahrung der Internierung besser zu verstehen, ist es hilfreich sich die Zahlen und Strukturen noch einmal näher anzuschauen: Während zu Beginn über 10.000 Menschen mit Feindstaatsangehörigkeit interniert und ungefähr 3.000 von ihnen aus Kapazitätsgründen wieder freigelassen wurden, stieg die Anzahl der Internierten bis zum 13. Mai 1915 auf 12.871 und sechs Monate später auf 32.440.[76] Die

73 „Fatal Dread of Internment“, Daily Mirror, 26 May 1915, 4.
74 „Fatal Dread of Internment“, 4.
75 Dyes, Erlebnisse, 3.
76 Stibbe, *Internment*, 93.

Hauptlager für Zivilisten, Knockaloe auf der Isle of Man, Alexandra Palace für besser Gestellte in London und Stobs in Nordengland, welches im Verlauf des Krieges zu einem Kriegsgefangenenlager wurde, wurden von den Internierten häufig gewechselt und diverse Erzählungen berichten von einem oder mehreren Stopps in anderen Lagern. Die Internierungslager selbst waren in sogenannte Compounds unterteilt, welche wiederum in Camps aufgespalten waren.[77] Diese Camps wurden nach Staatsbürgerschaft, Wohlstand, Religion oder Klasse aufgeteilt und unterschieden sich daher in ihren Routinen und Lebensstandards.

Die erste Erfahrung der Internierung wurde von ihrer Behelfsmäßigkeit geprägt. Wie wir später in Frankreich sehen werden, wurden zu Beginn schlicht größere Gebäude zur Unterbringung der Internierten genutzt. Einer der Gründe dafür könnte der plötzliche Anstieg an Gefangenen aufgrund der neuen Maßnahmen gewesen sein, allerdings traten auch vorher schon Beschwerden auf. Verteilungslager, welche die Internierten sammelten und in größere Lager wie Knockaloe aufteilten, befanden sich, wie es etwa in Stratford der Fall war, in einer alten Fabrikanlage und waren nicht darauf ausgelegt Menschen zu beherbergen, die eigentlich stabile Lebensverhältnisse und Einkommen gewohnt waren. Jene, die solch ein Leben geführt hatten, hatten nicht das Gefühl in Sicherheit gebracht oder von der Straße geholt werden zu müssen. Wilhelm Dyes beispielsweise beschrieb Stratford wie folgt:

> In der Ausstellungshalle Olympia war das erste Konzentrationslager unorganisiert und sehr schlecht geleitet (unter der Unteraufsicht eines rüden Sergeant-Major, der trotz aller Klagen noch im Herbst 1915 im Stratford war). Im August und September 1914 mußten [sic] die Gefangenen auf dem Steinfußboden ohne genügende Decken schlafen; sie wurden anfangs ohne Auswahl der Person zum Steineklopfen [sic], Klosettreinigen usw. von den einfachen Soldaten herausgeholt. Der Ton der Soldaten (Garde-Regimenter) war unglaublich.[78]

Sie fühlten sich eher wie Inhaftierte ohne jedwedes Gefühl einer eigenen Schuld, die solche gegen sie gerichteten Maßnahmen gerechtfertigt hätten. Das Verhalten der Lagerverwaltung, sei es Taschendurchsuchungen oder die Beschlagnahmung persönlicher Gegenstände, wurde als Eingriff in die Privatsphäre verstanden, die entweder einer Böswilligkeit oder kühlen Indifferenz entsprang.[79] Paul Cohen-Portheim durchlief ebenfalls solch ein Verteilungslager und trotz seiner eher weltoffenen und sympathischen Art hatte er wenig Positives darüber zu schreiben. Er kam am Lager in einem Taxi an, welches er ausnahmsweise zusammen mit anderen Gefangenen hatte benutzen können:

---

77 Panayi, *Prisoners*, 86.
78 Dyes, *Erlebnisse*, 5.
79 Panayi, „Museum“, 350.

> Das Taxi hielt in einer engen, dreckigen Gasse. Wieder Tore, ein anderer Innenhof, eine Fabrik. Keine Polizei mehr; anstelle davon Soldaten und Beamte. Das Gepäck wurde ausgeladen und die Soldaten begannen es zu inspizieren. Mein Zeichenbuch amüsierte sie immens. „Das wird sich gut machen“, sagte einer von ihnen. Ich sah meine Bücher nie wieder. Ein Beamter stand daneben und betrachtete die Szene gleichgültig. Jemand reichte mir eine Metallscheibe, auf der eine Nummer stand und sagte „Geben sie das im zweiten Lager ab“, wonach ich das Gebäude betrat wie die anderen vor mir. Ich wurde von einer großen Halle mit Glasdach begrüßt, an dem schon einige Gläser zerbrochen waren. Der Boden war dicht gepackt mit Betten oder viel mehr *paillasses* die auf einer Art Bettgestell lagen. Da waren Mengen an Männern – ich hatte mich noch nicht daran gewöhnt, sie als Gefangene zu bezeichnen – die herumstanden, saßen oder vollständig angezogen auf diesen Couchen lagen. […] Dies, dachte ich, war das erste Camp und es war schlimmer als alles, was ich mir vorgestellt hatte.[80]

Die ersten Erfahrungen mit Internierung waren daher alles andere als positiv, gerade in den Verteilungslagern. So mischte sich zu der Erfahrung der Behelfsmäßigkeit und dem Eingriff in die Privatsphäre auch das Gefühl der Entrüstung und der Ungerechtigkeit. Versinnbildlicht wurde dies auch durch ein Gedicht in einer der Lagerzeitungen, dass das Schicksal eines Mannes beschreibt, der bereits durch sein Pech dem Pfarrer Krüger aufgefallen war: Herr B., der Tombola Gewinner. Anscheinend war er von der Straße in das Lager Stobs gebracht worden:

> Und, wie erklärlich, sitzt er auch in der Falle drin.
> O tombola etc.
> Er sitzt bei uns im Lager und seufzt in sich hinein:
> O tombola, o mores,
> Das Schwein mit jenem Lose, das war fürwahr kein Schwein.[81]

Die Gefangenen fühlten sich nicht in Sicherheit gebracht, sondern, als seien sie in eine Katastrophe geraten, aus der sie nicht entkommen konnten. Paul Cohen-Portheim, der wusste, dass er Stratford für die Isle of Man verlassen würde, schilderte es wie folgt: „Ich fühlte mich sowohl erleichtert als auch verängstigt. Erleichtert, weil ich in dieser Umgebung sonst wahnsinnig geworden wäre und verängstigt, weil ich von meinen Freunden getrennt werden würde, die, so glaubte ich, es schaffen würden, mich in ein oder zwei Tagen freizubekommen.“[82] Solche Sorgen, Probleme und Beschwerden waren nicht ungewöhnlich, wie der Bericht des Roten Kreuzes von 1915 zusammenfasst:

---

80 Portheim, *Time*, 38–39.
81 „O Tombola, o Mores.“, Stobsiade, 8. Oktober 1915, 2.
82 Portheim, *Time*, 39.

> Dass die Zivilgefangenenlager zu Klagen Anlass geben, ist natürlich und es kann kaum anders sein. Was die Zivilpersonen empört, ist, Gefangener zu sein. […] Der Wechsel ist für ihn so einschneidend, dass er gar nicht zufrieden sein kann, mit dem was er bekommt, ganz zu schweigen von dem Verlust seiner Freiheit, der schwer auf ihm lastet.[83]

Solche schlechten Erfahrungen hinterließen Spuren, wie auch Rudolf Rocker über einen Kameraden berichtete, der nach einiger Zeit aus dem Verteilungslager Olympia freigekommen war, einem Lager mit notorisch schlechtem Ruf: „Er muss eine schlechte Zeit im Internierungslager gehabt haben. Doch schlossen wir das nur von seiner Erscheinung. Er weigerte sich ein Wort darüber zu verlieren, was er durchgemacht hatte.“[84] Viele der Probleme rührten zwar nicht von einer sinistren Absicht, sondern hauptsächlich, wie Panayi und Manz argumentieren, von der Behelfsmäßigkeit der Lager, wurden aber häufig so wahrgenommen.[85] Was in den Erzählungen jedoch zumeist fehlt, ist die dauerhafte Präsenz von Gewalt. Gewalt fand auf jeden Fall statt, wie ein berühmter Vorfall in Camp Douglas zeigt: Dort hatte sich bereits im November 1914 eine Meuterei, wahrscheinlich aufgrund der schlechten Verpflegung, zugetragen.[86] Gefangene hatten am Nachmittag damit begonnen, Tische, Stühle, Geschirr und Besteck durch den Speisesaal zu werfen und unbeaufsichtigte Wachen hatten daraufhin in die Menge geschossen.[87] Insgesamt kamen bei dem Vorfall fünf Gefangene ums Leben, weitere wurden verletzt und die Soldaten wurden durch eine Kommission freigesprochen.[88] Wilhelm Dyes berichtete von dem Vorfall in größerem Detail:

> Aber am 17. wurden Würmer im Mittagessen gefunden, und die Erregung stieg auf den Höhepunkt, so daß am 18. sämtliche Kapitäne und die etwa 3000 Mann das Mittagessen nicht anrührten, mithin einen Protest-Hungerstreik veranstalteten. Am Nachmittag des 18. wurden wegen der großen Erregung Soldaten mit aufgepflanztem Seitengewehr im großen Saale aufgestellt – und eine blutige Krisis schien nahe. […] Da aber neue Versprechungen gemacht wurden, beschwichtigte ich die 600–700 Mann im kleinen Saal und dieselben nahmen auch am 19. November ruhig ihr Mittagsmahl ein. Im großen Saale aber, wo 2000 oder mehr Mann zu gleicher Zeit speisten und sehr viel unbotmäßige Elemente vorhanden waren, wurden von der Galerie des Saales plötzlich Haufen von Schüsseln und Tischgeräten auf die unten vorübergehenden Angestellten des Lieferanten heruntergehagelt – da öffnete sich uner-

83 Eduard Naville und Viktor van Berchem, „Bericht der Herren Eduard Naville, Mitglied des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz, und Viktor van Berchem über ihren Besuch der Gefangenenlager in England, im Januar 1915“, in *Internationales Komitee vom Roten Kreuze, Dokumente herausgegeben während des Krieges 1914–1915* (Basel & Genf: Red Cross, 1915), 23.
84 Rocker, *London*, 148.
85 Manz und Panayi, *Empire*, 123 ff.
86 Panayi, *Prisoners*, 156–157.
87 Panayi, *Prisoners*, 156–157.
88 Panayi, *Prisoners*, 156–157.

> wartet schnell und plötzlich die große Tür zur Küche, und – ohne Befehl eines Offiziers- feuerten die Soldaten erst in die Luft, dann – als keine Ruhe eintrat und das Blechgeschirr-Bombardement anscheinen fortgesetzt wurde – in die Menge.[89]

Die persönliche Darstellung als Vermittler, ebenso wie angeblich unbotmäßige Elemente, sind mit Vorsicht zu nehmen und deuten eher auf die persönliche Situierung des Autors hin. Trotz alledem zeigt Dyes hier den Verlauf, mit dem sich der Konflikt hin zur Gewalt entwickelte. Gewalt fand also auch in Großbritannien statt, wie man hier jedoch sieht, nicht zwingend willkürlich und plötzlich wie es beispielsweise in Brasilien, Australien oder den Vereinigten Staaten der Fall war.[90] Internierung in Großbritannien war, anders als in anderen Ländern, nicht strafend angelegt. Dieser Unterschied hinderte die Internierten allerdings nicht daran sich in ihrer Identität, ihrem Wohlbefinden und in ihrer Sicherheit angegriffen zu fühlen. Funktionale, kohärentere Hierarchien und Strukturen würden sich entwickeln und als eine der wenigen Konstanten innerhalb der Lagerverwaltung bestehen bleiben. Diese Strukturen waren wichtig, gaben sie doch die Chance eine Form von Selbstbestimmung und daher auch ein Stück der verlorenen Normalität wieder zu erlangen.

Die von Dyes erwähnten Kapitäne, genauso wie zivile Kommandanten, wurden demokratisch gewählt und sollten die Interessen der Internierten vor der Lagerverwaltung repräsentieren. Auch wenn sie als handelnde Figuren häufig auftauchten, fühlte sich keiner der Internierten dazu genötigt, ihre Existenz und ihr Verhalten näher zu erklären. Es schien selbsterklärend, dass diese Struktur eingerichtet und in ordentlich demokratischer Weise ausgeführt wurde. Mit so einer Struktur im Lager Alexandra Palace konfrontiert, notierte der ungarische Armeeoffizier Paul Stoffa: „Aufgrund ihres numerischen Übergewichts aber auch aufgrund ihrer organisatorischen Kapazitäten, waren die zahlreichen Lagerorganisationen in ihrer [deutscher] Hand.“[91] Paul Cohen-Portheim kommentierte sogar eher genau diese fehlende Erklärung: „Unser Compound, in jeder Hinsicht, war gemischt und vielleicht machte genau das eine interne Organisation umso wichtiger, aber zu selben Zeit wunderte ich mich wie es sich aus dem Nichts selbst erschaffen hatte.“[92] Wie aus den Aufzeichnungen von Noschke, Cohen-Portheim und Dyes hervorgeht, war die Stellung eines Lagerführers oder Kapitäns sogar etwas, was

89 Dyes, *Erlebnisse*, 7–8.

90 Stibbe, *Internment*, 38–39.

91 Paul Stoffa, Round the World to Freedom. Being the Escapes and Adventures of Major Paul Stoffa (of the Hungarian Army), ed. von L Harta, Round the World Series (London: John Lane, The Bodley Head Ltd, 1933), 188–89.

92 Portheim, *Time*, 54.

einen mit Stolz erfüllen konnte.[93] Portheim schrieb weiter: „Er [Der Kapitän] fühlte allerdings die Wichtigkeit seiner Rolle; er sah sich wirklich als vorgesetzter Offizier und der merkwürdige Teil davon war, dass es eine gute Menge an Menschen gab, die diese Meinung teilten und denen es gefiel eine Autoritätsperson über sich zu haben.“[94] Sie waren die Ansprechpartner innerhalb der Lager, konnten die Internierten in Fällen wahrgenommener Ungerechtigkeit mobilisieren und gaben denen einen Sinn, die diese Position bekleideten. Innerhalb der Hierarchie der Internierten dienten sie als Mittelsmänner um Selbstbestimmung zurückzuerlangen. Diese Selbstbestimmung erkämpften sich Internierte auch an anderen Stellen wie beispielsweise bei der Zubereitung und Verteilung von Essen, dem Mittelpunkt des Tages wie Panayi und Manz es nennen.[95]

Essen damals, genauso wie die Forschung es auch in modernen Gefängnissen sieht, war eine tägliche Erinnerung „an den Verlust von Autonomie und vielleicht auch eine Quelle von Anspannung, Frustration oder sogar Wut“.[96] Tatsächlich war Essen auch eine Quelle von Aufständen in Internierungslagern, wie bei dem Camp Douglas Aufstand 1914. Dass Essen als Hauptgrund für diesen Aufstand gesehen wurde, wird weiter durch die Tatsache untermauert, dass die Zubereitung und Verteilung des Essen im Anschluss schnell und unter strenger Aufsicht an die Internierten übergeben wurde.[97] Verpflegung aber auch die Verteilung waren daher wichtige Probleme, die es zu Beginn für die Internierten und die Verwaltung zu lösen gab. Solche Aspekte waren, wie in modernen Gefängnissen, unerlässlich um „ein Gefühl von Selbstbestimmung und Identität wiederherzustellen“.[98]

Das Bild, veröffentlicht im November 1915 in dem Lager-Magazin *Quosque Tandem*, zeigt so ein Küchensystem. Es war darauf ausgelegt, effizient Essen an 1.000 Internierte zu liefern, sollte aber auch Konflikte innerhalb der Gruppen vermeiden. Strukturen wie diese waren wichtig für den Zusammenhalt der Internierten und die Wiedererlangung der Selbstbestimmung im Lager. Wie weit dieses Streben nach Strukturen ging, wird durch die Lagerzeitungen deutlich, die von den Internierten geschrieben, gedruckt und an die Internierten herausgegeben

93 Als Baron Bruno von Schröder sich entscheid, Geld an einen jeden Internierten in Großbritannien als Weihnachtsgeschenk zu schicken, erhielt er diverse Dankesschreiben aus den Lagern, die alle stellvertretend von den Lagerführern oder Kapitänen geschickt worden waren. Siehe: Schröder Geschenke an die Internierungslager während Weihnachten, SF/BC/POW, Schröder Archives, London.

94 Portheim, *Time*, 54.

95 Manz und Panayi, *Empire*, 235.

96 Michael Owen Jones, „Eating Behind Bars. On Punishment, Resistance, Policy, and Applied Folkloristics“, *The Journal of American Folklore*, 130:515 (2017), 76.

97 Manz und Panayi, *Empire*, 141, 236.

98 Jones, „Eating“, 75.

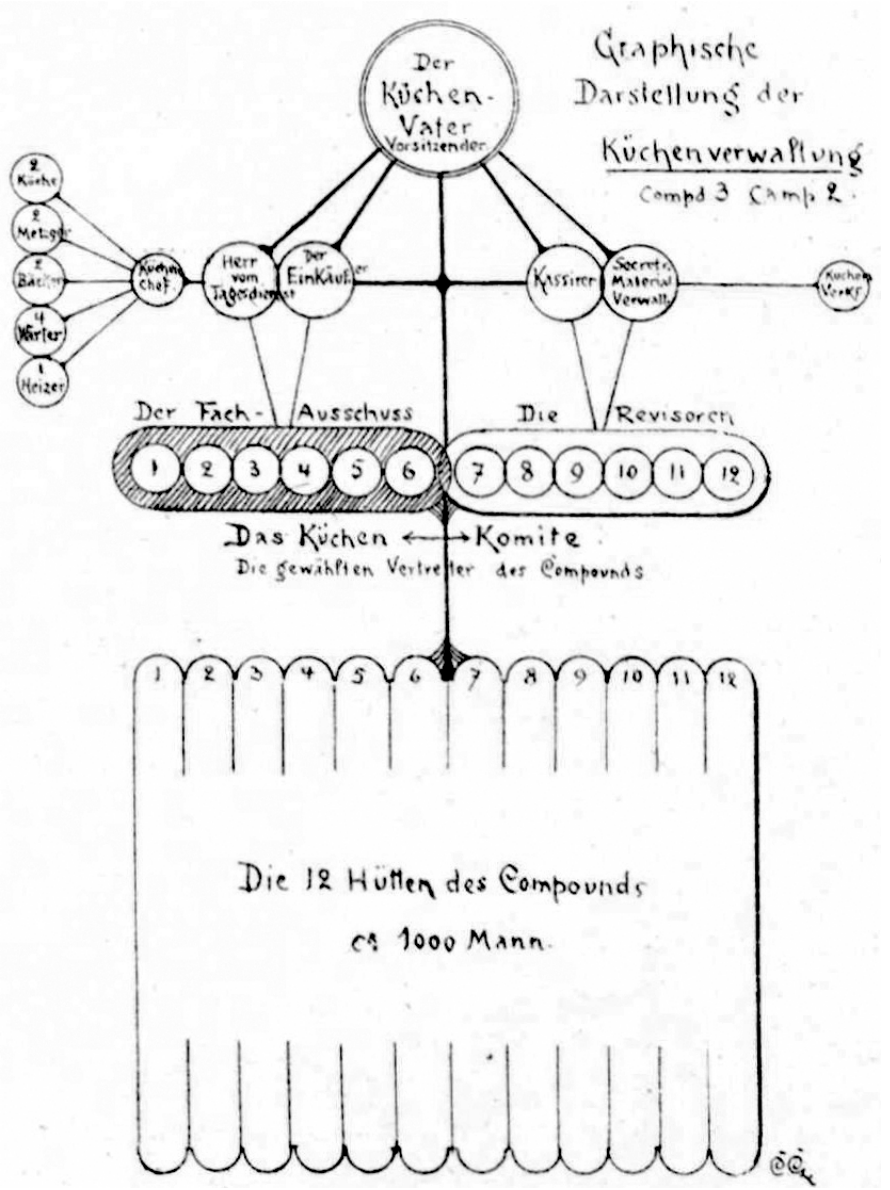

Abb. 1: Das Organigramm der Küchenverwaltung mit einem Küchenvater als Vorsitzendem und diversen Ausschüssen und Rollen, die 12 Hütten eines Compounds mit ca. 1000 Mann versorgen. Quelle: „Kuechensorgen“, *Quosque Tandem*, November 1915, 3.

wurden. Auch wenn, wie Rainer Pöppinghege umfassend dargestellt hat, die Information in den Zeitungen eher selbst-reflektiv als informativ war, ist ein anderer Aspekt viel wichtiger. Die Zeitungen gaben zwar häufig Erfahrungen des Lagers schlicht wieder und waren sehr auf spezifische Camps eingestellt, allerdings ähnelten sie im Aufbau sehr stark normalen Zeitungen, inklusive Anzeigen für Dienstleistungen, die Internierte anboten.[99] Sie spiegelten somit das Leben außerhalb der Lager wider. Die meisten Zeitungen dieser Art waren sporadisch in ihren Veröffentlichungen und verschwanden manchmal so schnell wie sie aufgetaucht waren, allerdings zeigten sich gerade die Zeitungen in den Zivillagern als stabil.[100] Durch sie, ebenso wie durch die demokratischen Verwaltungsstrukturen und Essensverteilung, konnte der Verlust an Selbstbestimmung und Normalität abgeschwächt werden. Diese Strukturen bestärkten die Internierten, der Regulierung in den Lagern etwas entgegenzustellen. Umfassend konnten sie die Internierten allerdings nicht vor den mentalen Herausforderungen schützen, vor die die Internierung den Einzelnen stellte.

Adolf Vischer, Schweizer Psychiater, interviewte behandelte Internierte und veröffentliche seine Funde über mentale Verschlechterungen im Jahr 1918, die er mit dem Namen bezeichnete, den auch die Internierten häufig genutzt hatten: „Stacheldrahtkrankheit".[101] Symptome umfassten depressive Lebensaussichten, exzessives Rauchen, erhöhte soziale Reizbarkeit und Rastlosigkeit.[102] Diese Symptome konnten, so Vischer, langfristige Auswirkungen auf die Betroffenen haben, sofern nicht Bewältigungsstrategien zur Vermeidung entwickelt wurden. Weitere Studien zu den Mechanismen dieser Krankheit und den mentalen Gefahren der Internierung zeigten, wie viele Bewältigungsstrategien die Internierten hierfür entwickelten.[103] Das ist insofern nicht überraschend, als dass Internierung nicht nur den Verlust der Selbstbestimmung und Identität, sondern auch des eigenen Sinnes mit sich brachte. Die Lagerzeitung *Stobsiade* fasste die Stimmung im Lager in diesem Kontext pointiert zusammen: „Je beschränkter das Dasein, desto grösser [sic] der Drang nach Abwechslung bei dem geistigen Regen".[104] Tagesstrukturen, außerhalb der morgendlichen und abendlichen Appelle sowie das tägliche Durch-

99 Für Werbungen, siehe: Die *Stobsiade*, das *Lager Echo* in Camp Douglas und das *Lager-Echo* in Knockaloe. Beispiele hierfür wären: „Anzeige", *Stobsiade*, 14. November 1915, 4; „Anzeige", *Lager-Echo*, 30. September 1915, 4; „Anzeige", *Camp Echo*, Ostern 1915, 16.

100 Pöppinghege, Lager, 320–21.

101 Avi Ohry und Zahava Solomon, „Dr Adolf Lukas Vischer (1884–1974) and ‚Barbed-Wire Disease'", Journal of Medical Biography, 22:1 (2014), 16–18.

102 Stibbe, *Internment*, 217.

103 Harold Mytum identifizierte insgesamt fünfzig Bewältigungsmechanismen, welche von Ursano und Rundell genannt wurden. Siehe: Mytum, „Materiality", 173.

104 „Stobser Stimmungsbild", *Stobsiade*, 14. Oktober 1915, 2.

zählen, mussten selbst aufgebaut werden.[105] Langeweile, Entrüstung und Unsicherheit waren unter diesen Umständen die großen zu bekämpfenden Probleme. Jene, die vor allem die Unsicherheit und Langeweile nicht bekämpften, standen vor der Gefahr die Stacheldrahtkrankheit oder andere mentale Schäden davon zu tragen.[106] Was für ein großes Problem gerade die Langeweile darstellte, wird in Kapitel 3 noch deutlicher, daher soll hier nur eine Erfahrung reichen. Der Missionar Otto Schimmig verbrachte insgesamt 13 Monate in Internierung, darunter in Alexandra Palace, Knockaloe und Stratford, bevor er wegen einer Erkrankung repatriiert wurde. Wie sehr Langeweile und Unsicherheit sich nicht nur bedingten, sondern auch auf das Gemüt verschiedenster Internierter schlagen konnte, beschrieb er so:

> Manche Stunde brachte einem das Elend der Gefangenschaft so recht zum Bewußtsein. In den langen untätigen Abendstunden hatte man Zeit, über sein Los nachzudenken. Warum? fragte man sich seufzend, wie lange noch? Je nach der eigenen Gesinnung und Weltanschauung fiel die Antwort auf dieses „Warum?“ gar verschieden aus: „Wenn es einen Gott gäbe, so wäre dieses Elend nicht. Die Kirche ist nichts wert, sonst wäre dieser Krieg schon lange zu Ende. Der Kapitalismus ist schuld oder die geheime Diplomatie.“[107]

Langeweile führte zur Grübelei, führte zu Depression, egal welche Weltanschauung man hatte. Dieses Wissen im Sinn, häuften die internierten Zivilisten in Großbritannien eine Fülle an Aktivitäten an, um ihre Zeit aktiv zu nutzen. Der Missionar Adolf Vielhauer beschrieb das Angebot in Knockaloe um 1917 wie folgt:

> Weil es so sehr an zugewiesener Arbeit fehlt, so suchen sich die Gefangenen selbst zu beschäftigen und zu unterhalten. Manche beschäftigen sich mit Knochen- und Holzschnitzereien und Einlegearbeiten, und fertigen Blumenvasen und Serviettenringe aus Knochen, sowie Schatullen aus Holz. Wenige andere malen auch, und viele studieren. Doch ist die große Unruhe in den engen Räumen künstlerischen und wissenschaftlichen Arbeiten sehr hinderlich. Trotzdem steht das Lagerschulwesen in der Blüte. […] Eine Art Erweiterung des Schulwesens stellen die öffentlichen Vorträge dar […]. Am meisten Anklang finden überall die Vorlesungen von kleinen und größeren Schriften über den gegenwärtigen Krieg und von deutschen Zeitungen, wenn solche ins Lager gelangen und besonders interessante Artikel enthalten. Des Weiteren sollen der Unterhaltung und Anregung die Theater dienen, deren in Camp I jeder Compound außer Compound 5 ein eigenes hat. Die spielenden Gesellschaften bestehen meist aus Dilettanten. […] Trotz allem, was in Kirche und Schule, in Vorträgen und Theatern, in Musik und Sport geboten wird, kann sich bei dem Mangel an Arbeit und dem mit der Zeit immer ärger um sich greifenden Stumpfsinn die Masse der Gefangenen nicht anders be-

105 Panayi, *Prisoners*, 134.
106 Pöppinghege, Lager, 159–60.
107 Otto Schimming, *13 Monate Hinter Dem Stacheldraht. Alexandra Palace, Knockaloe Isle of Man, Stratford* (Stuttgart: Missionsagentur Stuttgart, 1919), 14.

> schäftigen als mit Zigarettenrauchen, Schwatzen, Romanelesen, Schach-, Domino-, Karten- und Glücksspiel.[108]

Die Auswahl an Aktivitäten war also groß und sprach unterschiedliche Internierte mit unterschiedlichen Interessensfeldern an. Es gab strukturierte, aber auch unstrukturierte Angebote, soziale, kreative und geistige Angebote. Sie alle hatten, wenn auch teilweise schädlich, wichtige Funktionen. Musik von und für Interniert war, wie Jutta Raab Hansen 2006 vorgeschlagen hat, nicht nur als verbindender Punkt zwischen den Internierten wichtig, sondern brachte auch verschiedene Klassen und Nationen zusammen.[109] Alexandra Palace, als Lager für jene mit Familie in London oder solche von höherem sozialem Rang, bot eine europäische Auswahl an Musik an. So fanden sich Stücke von russischen, skandinavischen, italienischen und französischen Komponisten, wenngleich die meisten Stücke von deutschen Komponisten stammten. Die Musik selbst war häufig ohne politischen Impetus, allerdings konnte die Entscheidung für ein bestimmtes Stück eine politische Motivation haben, wie das Spielen von *Finlandia* am Tag als Finnland seine Unabhängigkeit von Russland erklärte.[110] Musik aus Feindstaaten war also, wie es scheint, nicht von der Bühne verbannt worden und Patriotismus, der durch Musik ausgedrückt wurde, war nicht zwingend mit der Notwendigkeit verbunden, zuvor geliebte Musik zu verbannen, so wie es in Großbritannien außerhalb der Lager der Fall war.[111]

Religiöse Aktivitäten wie Zeremonien oder Gottesdienste gab es auch in den Lagern und sie fungierten in Teilen als Brücke zu den Bildungsaktivitäten, wurde doch die erste Schule in Knockaloe nach dem Vorbild der Schulen in Camp Douglas von den Pastoren Hartmann und Rosencrantz eingerichtet.[112] Allerdings waren die Gottesdienste selbst bei weitem nicht so erfolgreich und erhielten nicht genug Aufmerksamkeit um bis zum Ende des Krieges bestehen zu bleiben.[113] Möglichen Gründe dafür liefert Adolf Vielhauer:

---

108 Adolf Vielhauer, *Das englische Konzentrationslager Knockaloe bei Peel (Insel Man) und das Leben der dort internierten Deutschen und österreichisch-ungarischen Zivilgefangenen* 3. Edn. (Bad Nassau: Evangelische Blättervereinigung für Soldaten und Kriegsgefangene Deutsche, 1917), 6–8.
109 Jutta Raab Hansen, „Die Bedeutung Der Musik Für 26.000 Internierte Zivilisten Während Des Ersten Weltkriegs Auf Der Isle of Man“, in Richard Dove (Hrsg.), ‚Totally Un-English'?. Britain's Internment of ‚Enemy Aliens' in Two World Wars (Amsterdam: Rodopi, 2005), 74.
110 Hansen, „Musik“, 69.
111 Dieser Gegensatz innerhalb der britischen Kultur wurde in Frankreich wahrgenommen: Esteban Buch, „'Les Allemands et Les Boches'. La Musique Allemande à Paris Pendant La Premiere Guerre Mondiale“, Mouvement Social, 208:3 (2004), 50.
112 Ludwig Meyn und Wolfgang Mörlins (Hg.), *1914–1917. Drei Jahre Schularbeit* (Knockaloe: Camp, 1918), 1.
113 Panayi, *Prisoners*, 173.

> Hiezu [sic], wie zu den sonntäglichen Gottesdiensten, die für die Katholiken von 9–10, für die Protestanten von ½11 – ½12 stattfinden, müssen die Teilnehmer durch einen Unteroffizier von ihren verschiedenen Compounds nach Compound 2 geführt werden. Die Leute, die zur Kirche wollen, müssen daher – oft im Regen- am Tore warten, bis der Unteroffizier kommt, und wer nicht gerade in dem Augenblick, in dem der Unteroffizier erscheint, am Tor steht, kommt nicht mehr mit. […] Geeignete Laien halten unter Pastor Hartmanns Oberleitung in ihren Compounds Bibelstunden und Andachten (in Compound 2 und 6 waren sie trotz vieler Mühe nicht einzubürgern), die viel unter den Anfeindungen der Masse der Gefangenen zu leiden haben und eine beschämend kleine Anzahl von Teilnehmern aufweisen[114]

So war nicht nur einmal die allgemeine Stimmung eher abgeneigt gegenüber kirchlichen Messen, auch wurde durch die Lagerverwaltung eine gemeinsame christliche Messe erschwert. Anders war dies bei den kreativen oder Bildungsaktivitäten. Malen beispielsweise beinhaltete die Möglichkeit des privaten Malens, Malunterricht oder Zeichnen für die Zeitungen und zog daher Teilnehmer an. Die Zeitungen *Stobsiade*, *Camp-Echo* oder *Quousque Tandem*, unterstützten so auch weitere Aktivitäten. Poesie beispielsweise war ein weiterer wichtiger Aspekt; selbstgeschriebene Gedichte innerhalb der Internierungszeitungen über belaufen sich auf über 200 gedruckte Einreichungen zwischen 1915 und 1918, sie waren in jeder Ausgabe zu finden. Diese Beschäftigungen wurden auch nicht nur von den Internierten selbst befeuert. Die *Society of Friends*, die Markel Gesellschaft, die Kirche und nicht-internierte „ethnisch“ Deutsche taten ihr Bestes, um den Internierten dabei zu helfen, sie aufrecht zu halten.[115] Eine gute mentale Gesundheit auch unter schwierigen Umständen zu bewahren war daher eine gemeinsame und andauernde Anstrengung, der von beiden Seiten des Stacheldrahtes betrieben wurde. So wurden die Güter, die in den Lagern hergestellt wurden, auch an die Außenwelt verkauft.

Die Motivation hinter der Errichtung und Aufrechthaltung dieser Aktivitäten war die Langeweile, das Fehlen an Sinn, aber auch eine Möglichkeit, eine Konstante in ihrem Leben aufzubauen, die nach der Freilassung fortgeführt werden konnte. Gerade die Beliebtheit der Kurse weist darauf hin. Panayi erklärte es so: „Tatsächlich repräsentierte das Leben hinter dem Stacheldraht wirklich ein Substitut

---

114 Vielhauer, *Knockaloe*, 7–8.

115 Yvonne Cresswell, „Behind the Wire: The Material Culture of Civilian Internment on the Isle of Man in the First World War“, in Richard Dove (Hrsg.) ‚Totally Un-English‘?. Britain’s Internment of ‚Enemy Aliens‘ in Two World Wars (Amsterdam: Rodopi, 2005), 49; Stefan Manz, „Civilian Internment in Scotland during the First World War“, in Richard Dove (Hrsg.), ‚Totally Un-English‘?: Britain’s Internment of ‚Enemy Aliens‘ in Two World Wars (Amsterdam: Rodopi, 2005), 90; Noschke, *Papers*, 24.

für ihr Leben vor dem Krieg.“[116] Viel wichtiger für die Internierten war nämlich das Verlassen der Lager und eben diese Rückkehr, denn die meisten Arbeitsorte wurden schnell aufgegeben als die Repatriierung bevorstand.[117] Eine noch tiefgreifendere Analyse der errichteten und aufrecht erhaltenen Aktivitäten wäre an dieser Stelle lohnenswert, wurde allerdings schon in mehreren Veröffentlichungen vorgenommen und soll daher hier nicht viel tiefer gehen.[118] Es gab noch andere Wege, Normalität zurück zu erlangen, auch wenn diese entweder zu größeren Aufspaltungen führten konnten oder nicht ausreichten und sich als schädlich herausstellten.

3.3 Aufspaltung und Aufteilung

Auch wenn alle männlichen deutschen Staatsbürger einer bestimmten Altersgruppe eine allgemeine Erfahrung mit Internierung machten, waren viele Erfahrungen von Gefangenen innerhalb der Lager differenziert. Gefangene separierten sich oft in bereits bestehende oder neu geformte Gruppe, anstatt zu einer homogenen Gruppe von Internierten zusammenzuwachsen. Nicht nur ethnische oder sprachliche Grenzen waren in den Lagern präsent und sorgten für Spaltungen. Klasse und Religion blieben starke Identifizierungspunkte. Jüdische Internierte beispielsweise wurden in separaten Barracken untergebracht, konnten jüdische Rituale besuchen oder generell ihre jüdische Kultur ausleben.[119] Aufgrund ihrer Religion hatten sie auch ein anderes, gemeinschaftliches Verhältnis miteinander, wie das Gedicht „Ankunft in Douglas-Camp“ zeigt:

> ACH, wie sympathisch ist mir dies
> Echt Douglas’sche Gestade,
> Die Sonne hell, die Duefte suess [sic]
> Auf Douglas Promenade.
>
> Und Heimatsklaenge [sic] wecken mir
> Sympathische Gefuehle,
> Bekannte Toene klingen hier,
> Man ist nicht im Exile.

116 Panayi, *Prisoners*, 193.
117 Cresswell, „Wire“, 49.
118 Siehe zum Beispiel: Cresswell, „Wire“, 45–62; Hansen, „Musik“; Nadja Durbach, „Comforts, Clubs, and the Casino. Food and the Perpetuation of the British Class System in First World War Civilian Internment Camps“, Journal of Social History, 53:2 (2019), 487–507.
119 Cresswell, „Wire“, 33; „Warnung“, *Camp Echo*, März 1915, 14; „Das Gelobte Land“, *Camp Echo*, März 1915, 15.

> Da drueben gruesst [sic] der kleine Cohn,
> Den ich so gerne sehe;
> Auch Levinsohn und Isacksohn
> Erfreuen durch ihre Naehe [sic].
>
> Da ist ja auch Herr Rosenhain,
> Herr Veitel, Bresl, Mosen,
> Ei, guten Tag, Herr Silberstein,
> Und all die andern Chosen.
>
> Van allem, was vertraut dem Ohr,
> Ist nichts, das ich vermisste.
> Das kommt mir so bekannt hier vor: -
> Die reinste jued'sche Kueste [sic]![120]

Solch eine Gemeinschaftlichkeit war nicht nur religiös sondern auch nützlich für jene, die eine bestimmte ethnische oder ideologische Identität teilten, was auch Aspekte wie Anglophobie und Antisemitismus beinhaltete.[121] Diese Unterteilungen formten sich nicht zwingend auf natürlichem Wege sondern wurden auch aktiv verfolgt. Dyes beispielsweise beschwerte sich, dass Gefangene anfangs nicht ausreichend aufgrund ihrer Ehrbarkeit getrennt wurden und schrieb:

> Wie leicht hätte man es gehabt, wenn man die Verbrecher usw. von Anfang an von den anständigen Elementen getrennt hätte! Wie viele von den anständigen strebsamen (zur Erlernung der englischen Sprache nach England gegangenen) Kellnern, Barbieren, Köchen, jungen Kaufleuten mögen seelisch und moralisch für ihr ganzes Leben geschädigt werden, weil sie 1¼ – 1½ Jahre oder noch länger mit Verbrechertypen zusammenleben mußten![122]

Trennung war also gewünscht und gefordert, nicht nur ein verhasster Aspekt der räumlichen Trennung durch die Internierung. Cresswell beschreibt diese Separierung ebenfalls überzeugend, auch wenn ihr Fokus sich eher auf die materielle Kultur des Lagers beschränkte: „Jene, die interniert waren, existierten nicht in einem zeitlichen oder räumlichen Vakuum sondern entwickelten eine alternative Gesellschaft mit ihren eigenen spezifischen sozialen Systemen und eigener materieller Kultur.“[123] Auch Paul Stoffa erwähnte diese Entwicklung und Abspaltung nach Klasse, argumentierte, dass diese Abspaltung tatsächlich von den Internierten selbst angetrieben worden war und nannte es einen „natürlichen Prozess der ökonomischen Selektion und sozialen Gravitation“.[124] In dem Versuch, soziale Struktu-

120 „Ankunft in Camp Douglas“, *Camp Echo*, 10. Dezember 1915, 12.
121 „Abschied vom Militaer“, *Stobsiade*, 8. Oktober 1915, 1; „Das Gelobte Land“.
122 Dyes, *Erlebnisse*, 4.
123 Cresswell, „Wire“, 48.
124 Stoffa, *Adventures*, 185.

ren außerhalb der Lager zu emulieren, errichteten die Internierten auch Strukturen, die sie selbst voneinander trennten. Wie sehr die Internierungserfahrung selbst zu dieser Abgrenzung beitrug, wollte Paul Cohen-Portheim erkannt haben:

> Der Stacheldraht trennte nicht nur die Gefangenen von der Außenwelt, sondern durch ihn wurde das Lager wieder in mehrere Unterabteilungen geteilt und dieses künstliche Hindernis genügte, damit sich im Laufe der Jahre ein immer größerer Gegensatz, eine immer stärkere Abneigung zwischen den getrennten Lagern herausbildete.[125]

Die Lagererfahrung war daher keine zwingend einigende sondern im Gegenteil eine Erfahrung, die Aufspaltungen aus der Zeit vor der Internierung aufgriff und durch mehrere räumliche Trennungen erweiterte; die Trennung von dem ursprünglichen Wohnort und die Trennung zwischen den einzelnen Gruppen im Lager. Die Erfahrungen von Cohen-Portheim und Dyes werden auch von einem Bericht des Roten Kreuzes von 1915 weiter untermauert:

> Was die größte Unzufriedenheit in dem Lager hervorruft, ist der Umstand, dass man die Gefangenen nicht in Gruppen teilen kann. Man hat wohl in einem Saal Gefangene von etwas höherer Lebensstellung […] diese bezahlen etwas, aber trotzdem wiederholt sich immer und immer die Klage über die unmittelbare Nachbarschaft eines Menschen, der Ungeziefer oder Syphilis hat.[126]

Diese Erfahrung war nicht zwingend einzigartig für deutsche Internierte. Wie Nadja Durbach beispielsweise in ihrer Analyse der Klassenstruktur englischer Internierter in Deutschland argumentiert hat, blieb Klasse dort ein wichtiger separierender Faktor, selbst wenn die Klassenunterschiede sich in Großbritannien selbst bereits verändert hatten.[127] Während Durbach sich in ihrer Analyse auf höherwertiges Essen und Trinken stützt, ist das Argument weiter zu fassen. Das Internierungssystem selbst half dabei diese Spaltungen voranzutreiben, da höhergestellte deutsche Staatsbürger eine bessere Behandlung in separaten Lagern erwarten konnten. Einige wechselten in höherklassige Internierungsform, etwas, dass die Lagerverwaltung akzeptierte.[128] In einem Bericht an das Innenministerium, bezog sich W. T. Walker auf die Finanzen des Knockaloe Lagers, als er schrieb: „Die Privilegien in Camp Douglas scheinen wertgeschätzt zu werden, urteilt man nach der hohen Zahl an Internierten, die diese Möglichkeit nutzen. […] [Die] Bezahlung für Privilegien erfolgt nicht über die Konten, sondern Arrangements werden di-

125 Paul Cohen-Portheim, Asien Als Erzieher (Leipzig: Kessinger, 1920), V.
126 Naville und Berchem, *Bericht*, 1915, 25.
127 Durbach, „Comforts“, 487–507.
128 Siehe: W. H. T. Walker, „Report on the Finance of the Interned Aliens' Camp in the Isle of Man“, 1917. Cunningham war der Besitzer und Verwalter des Ortes. Siehe: Panayi, Prisoners, 84.

rekt mit Mr. Cunningham ausgemacht.“[129] Es herrschte also zwischen der Lagerverwaltung und den Internierten ein Übereinkommen, solche Klassenunterschiede auch physisch zu realisieren.

Andere Formen der Aufspaltung oder Trennung wurden jedoch weder als positiv betrachtet noch angefragt. Wie Panayi in *Prisoners of Britain* zeigt, war der Kontakt zur Familie, ob nun „ethnisch“ deutsch oder „ethnisch“ britisch, oberste Priorität für die Internierten.[130] Tausende von Briefen wurden verschickt, fungierten sie doch als Anker in eine Welt außerhalb der Lager.[131] Mangelnder Kontakt oder Kontaktabbruch zur Familie wurde als persönliche Folter betrachtet.[132]

George Kenner beschrieb gezielt den Einfluss, den diese Separation auf die deutschen Internierten hatte: „Einige hatten Geschäft und Einkommen verloren, Frau und Kinder zurückgelassen. Sie betraten das Lager mit braunem Haar und gesundem Aussehen; nur ein paar Wochen waren vergangen und der Kummer hatte sie in weißhaarige alte Männer transformiert.“[133] Dass es wichtig war, diese Trennung zu erwähnen, sehen wir auch an der Beschreibung des Schicksals von Herrn Z., wie es Pfarrer Krüger schilderte:

> Der Kolonialwarenhändler Z., verheiratet an eine Engländerin und Vater von drei Kindern, war auf der Isle of Man. Z. wußte, daß seine Frau einer Niederkunft entgegensah und war darüber sehr in Sorge. Als die schwere Stunde glücklich vorüber war, beruhigte Frau Z. ihren Mann durch Briefe und hoffte bald das Bett verlassen zu dürfen. Von befreundeter Seite wurde dann an Z. einige Tage später geschrieben, daß seine Frau den Besuch des Armenvorstehers erhalten hatte, der anordnete, daß die drei Kinder im Alter von zwei-einhalb bis fünf Jahren einem Workhouse (Arbeitshause) überwiesen werden sollten. Darüber wurde die Mutter so erregt, daß sich ihr Zustand verschlechterte. […] Nur zwei oder drei Tage später wurde Herr Z. zum Kommandanten gerufen, wo ihm die Kunde wurde, daß seine Frau heimgegangen war. […] Nach Festlegung des Termins für die Beerdigung suchten wir den kleinen Erdenbürger in der Infirmary auf. Es war rührend anzusehen, wie der bisher so starke Mann wie ein Kind weinend am Bettchen seines Sohnes jetzt zusammenbrach. […] Abends wurde Herr Z. dann von mir auf der Botschaft dem Wachsoldaten gegen Quittung wieder übergeben, der ihn dem „Alexandra Palace Camp“ zuführte. Am folgenden Tage durfte ich die Frau in ihrer letzten Ruhestätte einsegnen. Unvergeßlich wird mir die Viertelstunde an diesem offenen Grabe sein. Z. fühlte mit dem Sarge sein ganzes Erdenglück versinken und brach schier zusammen. Zum Wagen mußte er geführt werden.[134]

129 Walker, „Report“, 2.
130 Panayi, *Prisoners*, 149–152.
131 Panayi, *Prisoners*, 146–149.
132 Noschke, *Papers*, 31.
133 Kenner, *Sketches*, 8.
134 Krüger, *Stacheldraht*, 13–15.

Herr Z. hatte in diesem Fall im Glück, der Zeremonie beiwohnen zu können, aber Krüger berichtete auch über die Hürden, die erst einmal genommen werden mussten, um dies möglich zu machen. Wie aus Noschkes Notizen hervorgeht, hatten nicht alle dieses Glück.

Die Isolation ging dabei noch über Freunde oder Familie hinaus und schloss jedwede weibliche Präsenz mit ein. Sie waren, trotz oder gerade wegen ihrer physischen Distanz, in vielerlei Hinsicht auf Frauen angewiesen, ob dies nun eine tatsächliche oder repräsentative Präsenz war. Sie versuchten alles, um das Leben im Lager in dieser Hinsicht ertragbar zu machen. Man könnte nun argumentieren, dass, anders als beispielsweise in Frankreich oder Indien, Internierungslager in Großbritannien hypermaskuline Orte waren.[135] Doch Aufzeichnungen widersprechen dieser Annahme eines männlichen Raumes, waren Frauen doch immer präsent, ob nun durch Besuche und Briefe oder als Gedanken in den Köpfen der Gefangenen. Von den zuvor genannten Gedichten erwähnen eine gute Menge direkt oder indirekt reale oder fiktive weibliche Figuren, genauso wie es fiktionale Texte in den Lagerzeitungen taten.[136] Dies konnte die Mutter sein, der man hinterher trauert, wie in dem Gedicht „Muetterchen“:

> Ich sehe dich ueber mein Briefchen gebueckt
> ich sehe dich lesen und nicken,
> ich sehe dich laecheln – ich seh’ dich gedrueckt: du folgt mir mit liebenden Blicken. Grau bist du geworden Du sehnst sich nach mir. Ich kenn’ diese bitteren Schmerzen.
> Auch mich pack oft wild die Sehnsucht nach dir,
> ich moechte dich kuessen und herzen.[137]

Es konnte sich aber auch um eindeutig fiktive und repräsentative Frauen handeln, wie die schöne und zärtliche Frau, die plötzlich im Tabakdunst eines lyrischen Ichs auftaucht, nachdem dieses Ringe in sein Zelt geblasen hat.[138]

Maza beschreibt es wie folgt: „fast alle Männer werden von Frauen großgezogen, schlafen mit ihnen, werden ihre Väter oder begegnen ihnen jeden Tag auf eine andere intime Weise“.[139] Ihr Fehlen musste ausgeglichen werden und so waren Frauen eine Präsenz in diesem hypermaskulinen Umfeld und sei es nur unzureichend. Ein Weg, wie Weiblichkeit in die Lager gebracht und dort erfahren werden konnte, war die Darstellung weiblichen Verhaltens durch Schauspieler auf

135 Manz und Panayi, *Empire*, 222.
136 Siehe zum Beispiel: Fritz Blauwolke, „Rauchwolken“, *Camp Echo*, März 1915, 10–11; „Die Lagermuse“, *Lager-Zeitung*, 4. Juli 1917, 3.
137 „Muetterchen (Aus dem Leserkreise im Lager)“, *Lager Echo*, 10. Juli 1918, 1.
138 „Rauchwolken“, 10.
139 Maza, *History*, 36.

Abb. 2: Ein Mann auf dem Bett in seinem Zelt greift nach einer Frau, sie aus dem Rauch seiner Zigarette hervorsticht. Fritz Blauwolke, ’Rauchwolken’, *Camp Echo*, March 1915, 10.

der Bühne. Die Darstellung von Frauen auf der Bühne konnte, zumindest für eine kurze Zeit, die Lücke füllen, die die Abwesenheit der Frauen in den Internierten hinterlassen hatten. Wie der Reporter einer Lagerzeitung über Herr Wache’s Darbietung in „Filmzauber“ schrieb: „durch seine taenzerischen Leistungen und durch seine echt weiblichen Bewegungen sich stuermischen Applaus zu sichern wusste“.[140] Hier ist der Gebrauch von männlichen Pronomen im Zusammenhang mit der Darstellung von Weiblichkeit, der als Trennlinie zur realen Gegenwart von Frauen fungiert, noch sichtbar. Die Gegenwart des Weiblichen wurde daher durch Stellvertreter erlebt. Auch wenn wir es bei Herrn Wache nicht wissen können, so mischte sich in der Darstellung aber auch die Möglichkeit für einige Internierte, eine vielleicht vorhandene Weiblichkeit stärker hervorzuheben, weil dies

140 „Von Den Buehnen“, Lager-Echo, 1. Januar 1917, 7.

positive Reaktionen nach sich zog. Dies wird in der Beschreibung eines Typus an Internierten deutlich, den die Stobsiade Zeitung im Mai 1916 veröffentlichte:

> Sie ist der gute Engel der Hütte, sorgt und arbeitet den lieben langen Tag. Verlierst du einen Knopf an deinem Unaussprechlichen, Mutter repariert den Schaden, bekommst du bei dem nasskalten Wetter den Hexenschuss im Genicks, sie reibt die schmerzende Stelle mit Kampheröl [sic] ein. Im vollen Glanze aber zeigt sie sich in ihrer Kochkunst. [...] Natürlich spielt sie im Theaterverein nur Damenrollen und war ein Star im Beauty Chorus der Revue „Hallo Stobs“. Sie ist eine Seltenheit.[141]

Hier ist nun zu beobachten, dass dem Typus explizit weibliche Pronomen gegeben wurden. Wenn auch selten, waren also auch männliche Internierte in der Lage die fehlende Rolle der Frau noch stärker annehmen und das sowohl auf der Bühne als auch im Lagerleben selbst. Sie nahmen den Platz der Frauen ein und konnten so, mit positiver Bestärkung, zwischen Genderidentitäten wechseln. Trotzdem war häufig noch eben genau diese Dissonanz vorhanden, das Bewusstsein einer physisch fehlenden Weiblichkeit blieb bestehen. So entstand auch Frustration darüber, dass Normalität immer nur dargestellt aber nie vollends erreicht werden konnte. Eine Möglichkeit diesen Frust loszuwerden war die Beschwerde.

3.4 Frustration und Nationalismus

Der Akt der Beschwerde wurde ein Ausdruck der eigenen Identität im Lager. Sich über das eigene Schicksal zu beschweren war in Teilen der Internierung geschuldet, war aber auch abhängig von nationaler Kultur, denn britische Internierte in Deutschland „tolerierten niemals Selbstmitleid oder die Beschwerde über das eigene Schicksal“.[142] Bei den deutschen Internierten kamen Beschwerden häufig vor und umfassten alle Aspekte der Internierung ob nun den Weg zum Lager, die Internierung selbst, das Ende der Gefangenschaft, Hygiene, Organisation oder Essen:

> Die Männer wurden oft, ohne vorher Mitteilung zu erhalten, aus ihren Wohnungen oder Arbeitsstätten geholt [...] war es Arbeitern nicht einmal erlaubt, nach den über dem Arbeitsraum befindlichen Kleiderräumen zu gehen.[143]

---

141 „Mutter“, *Stobsiade*, 10. Mai 1916, 1–2.

142 J. Davidson Ketchum, Ruhleben. A Prison Camp Society, ediert von Robert B MacLeod, 2020 edn., (London: Oxford University Press, 1965), 67. Für Südafrika, siehe: Stefan Manz und Tilman Dedering, „‚Enemy Aliens‘ in Wartime: Civilian Internment in South Africa during World War I“, South African Historical Journal, 68:4 (2016), 542–43.

143 Krüger, *Kriegsjahre*, 13.

In diesem Fall beschwerte sich Krüger über die Organisation der frühen Internierung. Ähnliches wurde auch von Noschke über die Hygienebedinungen geschrieben: „Es stank wie die Pest […] wir reichten mehrere Beschwerden ein aber es half wenig“.[144] Das „wir“ weist auf eine weitere Komponente der Beschwerde hin und zwar ihren sozialen Charakter. Das Gedicht „Am Winterabend“ beschreibt die Situation einer Gruppe Internierter: „Wir sassen [sic] um den Huettenofen, unsrer vier; / der Krieg wollt’ nicht die Unterhaltung geben, / doch – wie es so oft im Lager vorkommt- sprachen wir / abwechselnd gegenseitig uebers Leben.“[145] Das Gedicht ist zu lang um es vollständig zu zitieren, daher nur die Zusammenfassung: Der erste Internierte war Seefahrer unter schlechten Bedingungen und weiß nach drei Jahren Gefangenschaft nicht mehr, was er tun soll. Der zweite tut dessen Sorgen ab und spricht davon, dass er in Südamerika ein erfolgreiches Geschäft besessen habe und nun vor dem Ruin stehe. Anschließend sagt der dritte Internierte, dies sei noch gar nichts, er habe Frau und Kinder durch die räumliche Trennung verloren, sein Kind sei sogar gestorben. Zum Schluss, um dieses Leid noch zu überbieten, spricht der vierte über sein Leben. Seine zwei Söhne waren im Krieg gestorben und er, der nun Jahre in England verbracht hatte, fühlte sich von beiden Ländern ausgeschlossen: „Wo ist mir eine Heimat, wo mein Vaterland, / das dermaleinst mir birgt die mueden Knochen? / Jenseits der Nordsee bin ich längs schon unbekannt, / und dieses Land, -es hat mit mir gebrochen.“[146] Beschwerde konnte also ein verbindender, sozialer Faktor sein, aber in gleichem Maße auch ein Wettbewerb um das schlimmste Schicksal. Auch wenn es sich natürlich bei den Problemen um reale und wichtige Probleme handeln konnte, waren die Beschwerden nicht zwingend durch schlechte Verhältnisse oder Misshandlungen im Lager bedingt. So waren die durch die Umstände ausgelösten Probleme in Großbritannien nicht mit denen in Frankreich oder Australien vergleichbar.[147] Ob die Internierten in Großbritannien nun um die Bedingungen in anderen Lagern wussten ist unklar. Es kann allerdings mit Sicherheit gesagt werden, dass Internierung in Großbritannien generell gut funktionierte, wofür auch die Anzahl der Todesfälle spricht, die nicht höher war als die außerhalb der Lager.[148] Daher waren Beschwerden, auch wenn die Probleme persönlich wichtig waren, hauptsächlich eher ein Ventil um die frustrierende Erfahrung der Internierung zu bewältigen.

144 Noschke, *Papers*, 11.
145 „Am Winterabend“, *Lager Echo* 25. November 1917, 1.
146 „Am Winterabend“, 2.
147 Manz and Panayi, *Empire, 250–275; the Homefront Experience in Australia*, 1914–1920, Gerhard Fischer, *Enemy Aliens. Internment and the Homefront Experience in Australia, 1914–1920 (St. Lucia: University of Queensland Press, 1989).*
148 Panayi, *Prisoners*, 133.

Diese Frustration stand für viele, wie im Fall des letzten Mannes im Gedicht „Am Winterabend“, in direkter Verbindung zu ihrer Nationalität. Doch führten diese Erkenntnis und Frustration ebenfalls bei vielen nicht zu einer Frustration über ihre Nationalität, sondern über jene, die ihre Nationalität zum Grund ihrer Misere gemacht hatten: die britische Mehrheitsbevölkerung.

Richard Noschke beschwerte sich beispielsweise bitterlich über die Tatsache, dass keiner seiner Freunde ihm während seiner Internierung geholfen hatte:

> Wie war es möglich, dass die Engländer sich so bitter mir gegenüber zeigen würden, nachdem ich 25 Jahre in diesem Land mit einer englischen Frau gelebt habe, eine Familie großgezogen habe, Freunde mit bestem Charakter hatte, 20 Jahre lang in einem Falle […] darauf habe ich nie eine Antwort gefunden. Ich habe viele Freunde gewonnen, aber es tut mir leid zu sagen, dass fast alle, bis auf ein paar wenige Ausnahmen, sich gegen mich gewandt haben und sogar meine direkten Familienangehörigen mir während meiner Internierung nicht einmal eine Postkarte geschickt haben.[149]

Soziale Beziehungen zu britischen Freunden waren mit Beginn des Krieges zerbrochen und hinterließen negative Gefühle. Noschke beachtete diesem Fall aber auch nicht die möglichen Folgen in seine Gedanken, die „ethnisch“ britische Freunde fürchten mussten, halfen sie einem „ethnisch“ Deutschen. Für ihn war es ein persönlicher Angriff und symbolisch für das wahre, inhumane Gesicht, das die Briten angeblich nun der deutschen Minderheit gezeigt hätten. Cohen-Portheim bemerkte diese Stimmung ebenfalls, als er von London aus in Richtung der Isle of Man verbracht wurde: „Wir wurden die Straße zur Station geführt, flankiert von Soldaten mit gezogenen Bajonetten. Die Bevölkerung muss davon gewusst haben, denn trotz der frühen Stunde war die Straße bereits mit einer feindseligen Menge gefüllt […] Sie spuckten, beleidigten, sie spotteten und warfen Dinge.“[150] So spielte es sich nicht überall ab, stellte sich für Portheim die Situation schon auf der Isle of Man ganz anders da: „Wir marschierten durch die Stadt und die Bewohner schenkten, Gott sei Dank, dem keine Aufmerksamkeit, was für sie alltäglich geworden war.“[151] Anders als Noschke hatte Portheim noch überlegt, ob diese Feindseligkeit zu Beginn von der Erfahrung der britischen Bevölkerung herrührte, beispielsweise aufgrund von deutschen Zeppelinangriffen.[152] Portheim war aber auch nicht der einzige gewesen, der vor seiner Internierung Feindseligkeit gespürt hatte. Da die meisten deutschen Staatsbürger erst nach den Ausschreitungen anlässlich der Versenkung der Lusitania interniert worden waren, hatten sie noch mitbekom-

149 Noschke, *Papers*, 53.
150 Portheim, *Time*, 41.
151 Portheim, *Time*, 43.
152 Portheim, *Time*, 28.

men wie Gewalt gegenüber deutschen Läden, Familien und generell allem Deutschen hochgekocht war.[153] Meinungen wie Noschkes rührten daher von ihrem Wissen um die potenzielle und reale Gewalt gegenüber „ethnisch“ Deutschen in Großbritannien.

Diese sichtbare, und in Teilen feindselige, Ablehnung durch die britische Bevölkerung führte bei einigen Internierten dazu, dass sie in einem zwecklosen Versuch der Einigung nun offen ihre Sympathie und Loyalität gegenüber dem deutschen Kaiserreich darstellten.[154] Die Feindseligkeit der britischen Bevölkerung hatte, wie Nicoletta Gullace es argumentiert, „angefangen, den patriotischen Gefühlen der Internierten gegenüber Tribut zu fordern [...] aus den loyalen Bürgern und Bewohnern wütende Männer zu machen, die immer stärker mit dem Feind sympathisierten“.[155] Hatte die Internierung den Gefangenen viele Aspekte ihrer Identität genommen und der Nexus der Identitäten sich zur Undurchlässigkeit hin entwickelt, war doch eine Identität übrig geblieben: die deutsche Identität. Für jene, die sich schon loyal gegenüber Deutschland gefühlt hatten, bedeutete das offene Ausleben ihrer Sympathien und das Gefühl moralische Unterstützung zu leisten. Dies wiederum bot die Möglichkeit, ihr eigenes Schicksal im Lager zu rechtfertigen, vor allem vor dem Hintergrund, dass sie selbst nicht aktiv am Kriegsgeschehen teilnehmen konnten. Rainer Pöppinghege beschreibt es wie folgt: „der von außen an die Gefangenen herangetragene Generalverdacht der Drückebergerei oder gar Fahnenflucht führte zu kollektiven Minderwertigkeitsgefühlen“.[156] Feiern zum Geburtstag des Kaisers wurden von Orchestern begleitet und feierten die deutsche Kultur, deutsche Stücke halfen ebenfalls dabei diese Verbindung zu zeigen, allerdings wurden diese Gesten nicht immer erwidert.[157] Nationalismus war nicht allumfassend und nicht alle gaben die englischen Aspekte ihrer Identität vollends auf. Ein deutscher Soldat beispielsweise berichtete in der *Stobsiade* über die guten Beziehungen, die die Militärgefangenen mit den Zivilgefangenen geführt hatten „ungeachtet gelegentlicher Sympathiekundgebungen für englische ‚Köppe‘“.[158] Anglizismen waren ebenfalls geläufig in den Lagern, genauso wie die Nutzung anglisierter Namen. Eine Ablehnung seitens Großbritanniens führte also nicht zu einer vollständigen Radikalisierung der deutschen Internierten oder

153 Panayi, *Enemy*, 223.

154 Pöppinghege, *Lager*, 146. Diese Einstellung teilten nicht alle. Jene wie Paul Cohen-Portheim, die gegen den Krieg gewesen waren, fokussierten sich eher auf den Hass und den Schmerz, den der Krieg verursacht hatte. Siehe: Portheim, *Asien*, V.

155 Gullace, Lusitania, 360.

156 Pöppinghege, *Lager*, 146.

157 Pöppinghege, *Lager*, 146; Hansen, „Musik“, 70–71.

158 „Über Leben und Treiben im Militaerlager“, *Stobsiade*, 24. Dezember 1915, 2.

bewegte sie zu einem deutschen Nationalismus hin. Interessanterweise waren beispielsweise auch die Erinnerungsstücke, die Yvonne Cresswell analysiert hat, neutral in ihren Motiven und zeigten hauptsächlich Blumenmotive.[159] Auch Sprachkurse waren nicht nationalistisch geprägt, bewährten sich doch gerade Englisch und Französisch als beliebte Fächer, obwohl sie Sprachen des Feindes waren.[160] Die Ablehnung führte jedoch dazu, dass das Deutsche Kaiserreich zu einem sicheren Hafen erhoben wurde, wo ihre nationale Identität nicht in Frage gestellt oder angegriffen wurde.[161]

Während also nicht alle Internierten die britische Kultur und Identität ablehnten, machten einige umso deutlicher, dass ihre Behandlung sie von Anglophilen zu Anglophoben gemacht hatte. Ein Gedicht, welches anonymisiert in der *Stobsiade* veröffentlicht wurde, greift diesen Seitenwechsel auf und folgt dem Schicksal Wilhelm Rots. Rot war aus Westfalen nach Großbritannien gekommen um dort als Buchhalter zu arbeiten, hatte sich schnell in William Red umbenannt und hatte den englischen Lebensstil angenommen, zusammen mit einer englischen Frau. Doch als der Krieg ausbrach, hatte William Red seinen englischen Namen, seine Arbeit und seine Frau verloren:

> In Deutschland nannte man mich Wilhelm Rot,
> Wie klingt doch der Name so kläglich.
> In England als William Red, Schwerenot,
> Das klingt doch, weissGott [sic], nicht alltäglich. […] Dann kam der Krieg, man steckte mich ein,
> Mich – William Red aus Westfalen – […] Jetzt sitz ich im Lager und heiss Wilhelm Rot,
> Bin deutsch gesinnt bis in die Knochen,
> Wer das nicht glaubt, den schlach [sic] ich tot –[162]

Ein weiterer Grund für die Zunahme an Patriotismus war der Druck innerhalb des Camps, teils durch deutsche Staatsbürger, die bereits vorher keine Verbindung zu Großbritannien hatten, aber auch durch die kriegsgefangenen Soldaten. Da diese keine Verbindung zu dem Land hatten, sogar gegen eben jenes gekämpft hatten, war ihr Bild des Landes ein völlig anderes. Das einführende Gedicht in einer anderen *Stobsiade* Ausgabe beschrieb diesen Zusammenstoß so: „Am Anfang wart ihr uns nicht grün, / Da euch nicht recht plausibel schien, / Dass dieser oder jener Tropf / Hatt' einen anglisierten Kopf. / Doch solche habt ihr bald geheilt, / Indem

159 Cresswell, „Wire", 53–54.
160 Ludwig und Mörlins, *Schularbeit*, 7–10.
161 „Austausch", *Lager-Zeitung*, 22. Dezember 1917, 2.
162 „Der Buchhalter", Stobsiade, 14. Januar 1916, 3.

ihr gründlich sie verkeilt.“[163] Auch im Zivilistenlager in Knockaloe wurde diese Debatte geführt, veröffentlichte die dortige Zeitung das anonyme Gedicht mit dem passenden Titel „Der Name“, welches den Namenswechsel mit Patrizid gleichsetzte:

> Hie deutsch, hie englisch.
> Was ist ein Name?
> […]
> Und die ihr schwanket,
> dass ihr wisst,
> Welch tiefer Sinn
> im Namen ist:
>
> Im Namen lebt
> der Vater fort
> und Namen töten
> ist Vatermord.
>
> Drum ist verfemt
> bei Freund und Feind
> wer seines Erbes
> feig sich schämt.[164]

Es wird deutlich, dass Loyalität im Kontext der nationalen Identität nicht nur in der britischen Bevölkerung zu einem wichtigen Thema geworden war, sondern auch in den Lagern selbst. Frustriert mit ihrer Behandlung wechselten einige Internierte weg von einer anglo-deutschen und hin zu einer stärker deutschen Identität. Andere versuchten sich diesen Aspekt zu bewahren, aber mussten sich dem Gruppenzwang stellen, den jene mit neuer oder gefestigter deutscher Identität ausübten. Was sie jedoch alle einte, egal welcher Identität sie sich zugehörig fühlten, war der Wunsch der Rückkehr nach Hause.

Der Weg aus der Internierung

„Wie viele andere hatte ich mich oft und oft [sic] gefragt wie und auf welche Weise die Internierung enden würde. Wenn die Zeitungen auf Schubkarren herein gerollt kamen, dachte ich, dass eines Tages der erste Mann, der sie öffnete – und was für ein Andrang es immer war erster zu sein – rufen würde ‚Friede! Friede ist er-

163 „Abschied Vom Militaer“. Der Unterschied zwischen Zivilisten und Soldaten wurde immer wieder erwähnt, siehe: „An unsere Leser in aller Welt“, *Stobsiade*, 1. Dezember 1915, 3.
164 „Der Name“, Lager-Zeitung, 29. Dezember 1917, 3.

klärt!'"[165] Paul Cohen-Portheim beschrieb ein Gefühl, das viele teilten. Die Rückkehr in die Heimat, was auch immer sie war, war von größter Bedeutung für die Erfahrung, die das Verlassen der Lager darstellte. So spielte der erste Absatz eines zweiteiligen Leitartikels im *Lager-Echo* mit diesem Gedanken:

> „Wenn wir erstmal drueben sind" so lautet der ewige Kehrreim. Eigentlich ist er nur ein Beweis fuer unseren kolossalen Optimismus [...]. Aber nehmen wir einmal an, wir kaemen in absehbarer Zeit nach Hause. Noch bevor die juengsten unter uns die troestliche Gewissheit haben auf der Liste der Fuenfundvierzigjaehrigen zu stehen. Was dann? Ja, natuerlich denkt jeder nur an seine eigene Zukunft, malt sie sich so schoen und farbenpraechtig aus, als es ihm sein Temperament und seine Fantasie gestatten.[166]

Wenn es ein Gefühl der Zugehörigkeit gab, dann motivierte die Zugehörigkeit zur Heimat die Internierten. Kenner begann „Teure Heimat sei gegrüßt" auf seiner Fidel zu spielen, als er das Lager verlassen und die Schifffahrt zu den Niederlanden angetreten hatte.[167] Noschke wollte auch zurück in seine deutsche Heimat.[168] In einem pointierten Text über die Langeweile im Langer, beschrieb ein Internierter sein Sehnen nach dieser Heimat:

> Von dieser anstrengenden Tagesarbeit muede, schlaeft man ein und traeumt, dass man nun ausgewartet hat. Am naechsten Morgen wacht man auf und findet, dass Traeume Schaeume sind. Da fuegt man sich knurrend ins Unvermeidliche und wartet auf die Erfuellung des Traumes. Hoffentlich haben wir bald ausgewartet.[169]

Während Frauen und Kinder, als auch Männer über 65, bereits früh nach Deutschland repatriiert worden waren, ebenso wie hochrangige Offiziere im Rahmen von Austauschen, erlangten weniger Zivilinternierte bis zum Ende des Krieges die Freiheit. Bei Unterzeichnung des Waffenstillstands waren noch immer 15.974 allein in Knockaloe interniert.[170]

Da der Ort der Begierde außerhalb des Lagers lag, ist es nicht verwunderlich, dass Fluchtversuche Teil der Internierungserfahrung waren. Panayi geht sogar so weit anzunehmen, dass die Zahl der Personen, die zwischen 1914 und 1918 zu fliehen versuchten in die hunderte oder tausende geht.[171] Während die bekanntesten Fluchtbeschreibungen von kriegsgefangenen Soldaten wie Günther Plüschow ka-

165 Portheim, *Time*, 202.
166 „Fragen der Zukunft I.", *Lager-Echo*, 2. Oktober 1918, 1.
167 Kenner, *Sketches*, 45.
168 Noschke, *Papers*, 264.
169 „Das Warten", Lager-Echo, 30. Dezember 1916, 2.
170 Panayi, *Prisoners*, 276.
171 Panayi, *Prisoners*, 264.

men, war Flucht sowohl in den Militär als auch den Zivillagern ein Phänomen.[172] Ohne groß zwischen kriegsgefangenen Soldaten und Zivilinternierten zu differenzieren, kommt Panayi zu dem Schluss, dass Flucht für beide Gruppen ähnlich wichtig war: „Dem Stacheldraht zu entfliehen, egal wie aussichtslos, die Chance der absoluten Freiheit repräsentierte eine Möglichkeit Langeweile und Depression durch die Internierung abzumildern.“[173] Es scheint, dass die Fluchtversuche selbst stark variierten, sowohl in ihrer Planung (von spontan bis genau geplant) als auch in ihrer Dauer und ihrem Ziel.[174] Da Panayi nur drei erfolgreiche Fluchtversuche finden konnte und Fluchtversuche im Durchschnitt nur 3 Tage bis zur Ergreifung dauerten, wird deutlich dass der Ausbruch selbst weniger das Problem war, als vielmehr der Weg vom Lager zum Ziel. Von den drei erfolgreichen Versuchen hatten zwei der Fliehenden bereits Erfahrung in maritimer Navigation und der dritte war Militärpilot.[175] Es scheint, als ob die Flucht in den Militärlagern häufiger vorkam oder zumindest häufiger erfolgreich verlief. Dabei ist allerdings auch zu beachten, dass die Zahl der kriegsgefangenen Soldaten im Laufe des Krieges deutlich angewachsen war und ab 1917 dreimal mehr Soldaten in Lagern saßen als Zivilisten. Doch trotz dieser Tatsache blieb die Zahl der fliehenden Zivilisten vergleichsweise klein; Nach Lesley Baily wurden zwischen 1914 und 1918 in Knockaloe nur 98 Männer wegen eines Fluchtversuchs vor ein Militärgericht gestellt.[176] Bringt man diese Zahl mit den 30.000 Internierten auf Knockaloe während des Krieges zusammen, läge der Anteil der Menschen mit einem missglückten Fluchtversuch bei 0,3 %. Das ist überraschend niedrig, sogar verglichen mit den Fluchtzahlen heutiger Gefangener in modernen Gefängnissen.[177] Auch im Vergleich mit anderen Nationalitäten ist diese Zahl niedrig. 1,1 % der australischen Gefangenen, 2,6 % der kanadischen Gefangenen und wenigstens 0,5 % der neuseeländischen und südafrikanischen Gefangenen flohen *erfolgreich*.[178] Auch wenn es um Unterschiede im Promillebereich geht, belegen die Fluchtversuche von deutschen Zivilisten in diesem Vergleich den letzten Platz. Die Gründe für die niedrige Fluchtrate sind viel-

172 Günther Plüschow, *My Escape from Donington Hall. Preceded by the Account of the Siege of Kiao-Chow in 1915* (Online: Project Gutenberg, 2015).

173 Panayi, *Prisoners*, 271.

174 Panayi, *Prisoners*, 266.

175 Panayi, *Prisoners*, 264.

176 Leslie Baily, *Craftsman and Quaker; the Story Of James T. Baily, 1876–1957* (Allen & Unwin London, 1959), 102, zitiert aus: Panayi, Prisoners, 264.

177 Zwischen 1988 und 1998, lag die durchschnittliche Fluchtrate bei 1,4 % pro Jahr. Siehe: Richard F Culp, „Frequency and Characteristics of Prison Escapes in the United States: An Analysis of National Data“, The Prison Journal (Philadelphia, Pa.), 85:3 (2005), 287.

178 Aaron Pegram, Surviving the Great War. Australian Prisoners of War on the Western Front 1916–18, Australian Army History Series (Cambridge: Cambridge University Press, 2020), 111.

fältig, wie beispielsweise die geographische Lage der Lager, aber sie fügen sich auch in das Bild der Befolgung britischer Regeln. Ein weiterer Grund könnte der erfolgreiche Aufbau von Strukturen sein, die es ermöglichten Normalität zu emulieren und Zeit zu verbringen, allerdings könnten es genauso gut auch die Strafmaßnahmen gewesen sein. Normalerweise bedeutete ein fehlgeschlagener Fluchtversuch einen Gefängnisaufenthalt im Lager, vor allem für Wiederholungstäter. Darüber hinaus hatte ein Fluchtversuch auch dann noch Konsequenzen für die Gefangenen, wenn sie die Lager in Großbritannien verlassen hatten. Dunbar-Kalckreuth hatte das Glück, das Lager in Großbritannien zu verlassen und traf im April 1918 in seinem Lager in den Niederlanden einen Freund aus Alexandra Palace. Dieser durfte das Lager in den Niederlanden jedoch nicht verlassen „weil er in England zwei vergebliche Fluchtversuche gemacht hat".[179] Angesichts dieser Zahlenlage lässt sich sagen, dass die meisten Zivilgefangenen nicht die Flucht versuchten, sondern lieber darauf warteten, wie Dunbar-Kalckreuth, auf legalem Wege zurück zur Normalität zu kommen.

Legale Routen öffneten sich in Form von Repatriationsmaßnahmen in neutrale Länder oder als einvernehmliche Austauschabkommen zwischen den Kriegsparteien. Jene, die das Alter von 65 Jahren überschritten hatten oder krank genug geworden waren wurden nach Deutschland repatriiert. Alle anderen wurden im Rahmen solcher Maßnahmen in neutrale Drittstaaten wie die Schweiz oder die Niederlande verbracht.[180] Je nach Vermögen, Militär- oder sozialem Status, konnten die Repatriierten sich dort entweder eigene Unterkünfte suchen oder sie wurden in bestimmte Lager für ehemalige Internierte gebracht.[181] In den Niederlanden lag dieses Lager in Hattem, in der Nähe von Zwolle.[182] In der Schweiz waren die Lager im ganzen Land verstreut aber häufig in Spa Resorts, Sanatorien oder Gasthäusern eingerichtet.[183] Die Maßnahmen und Abkommen, die einem Internierten solche Aufenthalte ermöglichten, waren nicht nur eine Frage der Organisation, sondern wurden in langwierigen Verhandlungen zwischen den Kriegsparteien austariert.[184] Was dies für die Internierten bedeutete, war ein weiterer Unsicherheitsfaktor bezüglich des Endes ihrer Gefangenschaft. Wurden neue Gespräche aufgenommen oder dauerten sie an, erhöhten sie die Hoffnungen der Lagerinsassen und ein baldiger Austausch wurde das Lagergespräch. Ein Artikel

179 Kalckreuth, *Männerinsel*, 340.
180 Stibbe, *Internment*, 204.
181 Stibbe, *Internment*, 205.
182 Stibbe, *Internment*, 205.
183 Stibbe, *Internment*, 205.
184 Für eine genauere Nachzeichnung, siehe: Panayi, *Enemy*, 60 ff.

namens „Austausch“, veröffentlicht in der *Knockaloe Lager-Zeitung*, fasst diese Gefühle zusammen:

> Der Austausch bildete wieder einmal seit Monaten das wichtigste Gesprächsthema im Lager. Die Verhandlungen im Haag hatten der Hoffnung Tür und Tore geöffnet. Als aber das mit Spannung erwartete Ergebnis in der englischen Presse veröffentlicht wurde, ging es wie ein Riss durch die Herzen: Also wieder nichts von Bedeutung.[185]

Für deutsche Internierte bedeutete ein Austausch etwas anderes als beispielsweise für britische Internierte in Deutschland. Da die Verhandlungen zwischen Deutschland und Großbritannien im Kriegskontext stattfanden, konnten britische Internierte deren Abbruch oder die britische Weigerung, Internierte freizulassen, als ihre Form der stellvertretenden Kriegsteilnahme verstehen.[186] Wie Durbach argumentiert, sahen sie ihre Internierung als Dienst an ihrem Land an, hielt doch jeder internierte britische Zivilist in gleichem Maße einen potenziellen deutschen Soldaten in Gefangenschaft.[187] Die deutschen Zivilinternierten spiegelten dieses Gefühl nicht sondern waren darauf aus deutlich zu machen, wie sehr ihr persönliches Schicksal an diesen Austauschmaßnahmen hing. Der Artikel „Betrachtungen“ in der Lagerzeitung *Lager-Echo* machte dieses Argument klar:

> Wir moechten an dieser Stelle nochmals auf das beruehmte Haager Abkommen zurueckgreifen. […] Doch moechten wir uns die Frage erlauben, warum man uns, die wir doch sozusagen mitbeteiligt sind, im Finstern tappen laesst, bis wir muehsam […] eine schwache Ahnung von dem Resultat zusammenstoppeln?[188]

Sei es aus argumentativen Gründen oder aus tatsächlicher Überzeugung, setzten sich die Internierten nicht mit Soldaten gleich, sondern präsentierten sich als unschuldige Opfer unklarer Umstände. Auch ihre Krankheiten wurden hervorgehoben, wie der Artikel weiter ausführte: „soweit bei uns ueberhaupt noch von Gesundheit gesprochen werden kann“.[189] Dass diese Einschätzung nicht alle teilten oder dass sie nur in solchen Fällen ihre Unschuld hervorhoben, wird aus Gedichten deutlich, in denen sich die Internierten deutlich mit Soldaten, zum Teil historisch romantisiert als Kreuzritter, verglichen. So verteidigte sich ein anonymer Poet im *Lager-Echo* gegen Vorwürfe der Untätigkeit: „Willig stehn [sic] wir nicht beiseite, / das waer’ [sic] treulos, feige, schlecht. / Alles gabst du, sagst du selber – / und ich zweifle nicht daran- / alles was du geben konntest! / Haben wir das

185 „Austausch“, Lager-Zeitung, 29. Dezember 1917, 2.
186 Durbach, „Comforts“, 489–490.
187 Durbach, „Comforts“, 489–490.
188 „Betrachtungen“, Lager-Echo, 1. März 1918, 1.
189 „Betrachtungen“, 1.

nicht getan?“[190] In einem anderen Gedicht wurde die Leserschaft direkt angesprochen und mit ähnlicher Sichtweise ermuntert:

> Die Herzen hoch! Wir müssen leben,
> den Kampf gibt nur ein Feigling auf.
> Lasst alles Grübeln alles Quälen
> und lasst dem Schicksal seinen Lauf.
>
> Bald führt es euch auf bessre Pfade
> und heiter wird die Lebensbahn.
> Und ob die Welt auch anders denke:
> Auch ihr habt eure Pflicht getan.[191]

Deutsche Internierte schwankten also zwischen einem Selbstbild als Krieger in Gefangenschaft, wie es bei britischen Internierten der Fall war, und einem Bild als kranke, unschuldige Gefangene. Diverse Berichte, vor allem wenn sie noch während des Krieges veröffentlicht wurden, beinhalten eine Krankheit als Grund für ihre Repatriierung.[192] Von Dunbar-Kalckreuth war sich dieser Zwiespältigkeit bewusst, als er den Einfluss der Verhandlungen auf das Krankheitsbild im Lager kommentierte: „Jetzt, wo ein Heimtransport in Aussicht steht, melden sich täglich Kranke und Simulanten im Hospital, um auf die Liste zu kommen.“[193]

Im Großen und Ganzen führten die Aussichten auf einen Austausch zu zwei extremen Reaktionen, die durch die allgegenwärtigen Hoffnungen auf Freiheit in dieser Zeit angefacht wurden. Während der Austausch oder die Repatriierung als Erfüllung eines Traumes hochgepriesen wurden, so drehte sich dieses Verlangen in erdrückende Enttäuschung, wenn es nicht dazu kam. Diese komplexe Mischung an Emotionen musste bewältigt werden, damit die Internierten nicht ihre mentale Stabilität verloren. Eine Möglichkeit mit diesen Gefühlen umzugehen wurde durch Galgenhumor in dem Gedicht „10 Gebote alter Knockaluder“ aufgegriffen: „Wenn es aussieht, als ob der Krieg in den naechsten [sic] drei Monaten zu Ende gehen wolle oder der Frieden winke, dann erwarte mindestens noch zwei Jahre, damit du infolge der zahllosen Enttaeuschungen nicht Neurasthenie oder Herzneurose bekommst.“[194] Hoffnung und Enttäuschung, vor allem im Kontext eines Kriegs- und damit einhergehenden Internierungsendes, waren wichtige aber auch problematische Gefühle, die man verwalten musste um die eigene psychische Gesundheit zu gewährleisten. Das Wortspiel im Titel welches Knockaloer und Luder (Köder

190 „Der Vorwurf“, *Lager-Echo*, 25 August. 1918, 1. [Betonung im Original]
191 „Die Herzen hoch!“, *Lager-Echo*, 25 Januar. 1918, 2.
192 Darunter fallen Rudolf Rocker, Paul Cohen-Portheim, Dyes und weitere.
193 Kalckreuth, Männerinsel, 229–30.
194 „Die Zehn Gebote Fuer Alte Knockaluder“, Lager-Echo, 26. November 1917, 2.

Aas oder eine moralisch fragwürdige Person) miteinander verband, unterstrich hierbei den Galgenhumor, der dies ermöglichte. Die Möglichkeit der Freilassung hochlobend aber gleichzeitig dauerhaft über deren Unmöglichkeit sinnierend, bereiteten sich die Internierten auf jedwede Wendung ihrer Situation vor. Eine Situation, die ihr Leben massiv beeinflusste, aber in welcher sie keine Selbstbestimmung hatten.

Glückliche Momente kamen, sobald die Abreise aus den Lagern greifbar wurde. Die Freude über die neugewonnene Freiheit mischte sich aber auch bald mit Wehmut, die anderen Internierten zurückzulassen. Rudolf Rocker, als Kapitän in seinem Camp, wurde mit einem Chor verabschiedet und konnte nicht anders, als sich schlecht für die Zurückgebliebenen zu fühlen:

> Am 9. März gab mir das Camp eine Abschiedszeremonie. Es waren Tränen in vielen Gesichtern zu sehen. Ich sprach und bat sie darum, nicht ihren Mut zu verlieren. Als ich geendet hatte, standen alle von ihren Sitzen auf und stellten sich in einer Reihe auf, meine Hand zu drücken. Später am Abend, als wir auf unseren Plankenbetten lagen, füllte das Geräusch von Gesang den Ort. Es war eine Wiedersehensserenade der Lagerchor-Gruppe. Ich blieb wach und dachte nach. Mein Herz war sehr schwer. Ich fühlte Scham, wenn ich an die Zuneigung und Dankbarkeit dachte, die diese Leute mir gezeigt hatten. Was hatte ich getan, um das zu verdienen? Für zwei Jahre hatte ich die Bürde getragen, ihr Bataillonsführer gewesen zu sein, ihre Interessen repräsentiert zu haben und ihnen so viel geholfen zu haben, wie ich konnte. […] Sobald der Morgen angebrochen war, erhob ich mich von meinem Plankenbett. Mein Sohn Rudolf stand ebenfalls auf, sodass er noch die letzten paar Stunden mit mir verbringen konnte. Er sprach selbstbewusst von einem nahenden Frieden und dass wir uns als freie Männer wiedersehen würden. Ich wollte seinen Optimismus nicht trüben und versuchte meine Tränen zu verstecken[195]

Dieser Ausschnitt verdient es so ausführlich rezitiert zu werden, da er noch einmal besonders anschaulich die sozialen Gefüge und Emotionen aufgreift, die bei der Abreise wirkten. Auch wenn das Lager zurückgelassen wurde, waren sich die Internierten auch bewusst, was sie zurückließen, vor allem wenn sie in die Lagergesellschaft integriert gewesen waren. Es war ein weiterer Abschied, wie er es 1914 oder 1915 gewesen war, so fühlte es auch Paul Cohen-Portheim: „Meine Zelle verlassen, meine Freunde, mein Theater, meine Arbeit, diese gesamte Existenz, die in den letzten Jahren durch Anstrengung aufgebaut worden war – es war nicht ertragbar. Ich konnte es nicht tun, ich wollte es nicht tun, ich hasste es, ich wollte nur allein gelassen werden.“[196] Das Verlassen des Lagers war daher zwar ein eigentlich positiver aber immer noch schwieriger Moment.

---

195 Rocker, *London*, 217–218.
196 Portheim, T*ime*, 203.

Auch die Beschwerden rissen nicht ab. Dunbar-Kalckreuth, genauso wie Noschke, wurden nicht müde, die unfreundliche oder sogar gewalttätige Art der Verwalter und Soldaten während ihrer Abreise zu schildern: „Wir bestiegen den Tender eines englischen Kriegsschiffes, während die Matrosen mit barbarischer Wut die Gepäckstücke nachwarfen, daß viele zerbrachen und der Inhalt verlorenging; die danebenstehenden Offiziere hielten sich den Bauch vor Lachen.“[197] Hier, ebenso wie in anderen Veröffentlichungen, war ein nationalistischer Unterton nicht zu überhören aber es gab auch gute Berichte, wie beispielsweise in den Aufzeichnungen des Missionars Schimmig, der in Togo gefangen genommen und nach Großbritannien verschifft worden war: „Das Gepäck wird wieder untersucht. Die Bücher habe ich Missionar Reef übergeben, so komme ich ohne Schwierigkeiten durch. […] Unser Nierenkranker leidet Schmerzen, er kann sich kaum noch aufrecht halten. Ein paar freundliche Soldaten bringen Tee und Brötchen und stellen einige eiserne Bettstellen zurecht, bringen auch Teppiche, so daß unsere Kranken sich legen können.“[198] Auch der radikale Anarchist Rocker berichtete zu Beginn positives vom Umgang: „Nach dem Frühstück ging ich zu den englischen Offizieren, um mich zu verabschieden, die ich kennengelernt hatte und respektierte. Major Mott war sichtbar gerührt, als wir gingen.“[199] Doch auch Rockers Bericht war nicht vollständig frei von Beschwerden, wurde doch sein Gepäck schlecht behandelt:

> Als wir aus dem Zug ausstiegen, wurden wir in einen Raum im Bahnhofsgebäude geführt wo ein junger Lieutenant, wahrscheinlich frisch befördert, sich wie ein wildes Tier aufführte. Er und seine Männer gingen durch unsere Besitztümer, als wären wir eine Bande Diebe. Er fluchte, stampfte und brüllte. Wenn einer von uns seinen Schlüssel nicht umgehend hervorholte ließ er das Schloss des Koffers aufbrechen. Alles, was neu aussah wurde konfisziert. Er nahm sogar einigen von uns ihre Koffer, weil sie neu aussahen, und ihre Besitzer hatten Glück, wenn sie einen weggeworfenen Kohlesack fanden, in dem sie ihre Sachen verstauen konnten.[200]

Die Rückreise selbst war daher nicht nur positiv, sondern eher eine gemischte Erfahrung. Das Lager zu verlassen war nicht nur eine Zeit der Freude, sie wurde von diversen Problemen begleitet.

Solche Probleme bereiteten auch das Wetter, denn je nach Lager war mindestens eine Reise über das Meer notwendig. Die Meeresüberquerung war durch den uneingeschränkten U-Boot-Krieg erschwert worden, den Deutschland seit 1917 führte. Minen waren auch für zivile Schiffe gefährlich und so mussten Sicherheits-

197 Kalckreuth, Männerinsel, 336.
198 Schimmig, *Stacheldraht*, 28–29.
199 Rocker, *London*, 218.
200 Rocker, *London*, 218–219.

maßnahmen auf dem Weg von Großbritannien zu den Niederlanden getroffen werden. Die Reise, die die meisten Gefangenen für einen Austausch beinhaltete, und bei der Rocker und Dunbar-Kalckreuth mitfuhren, führte von Boston in Lincolnshire nach Rotterdam.[201] Auch hier mischten sich in die Freude wieder Beschwerden über notdürftig eingerichtete Unterkünfte an Land und auf See und feindseliges Personal.[202] Ab einem Punkt wurden die Internierten von einem britischen Schiff an eines unter niederländischer Flagge übergeben. Für viele war dies der Moment der Freiheit. Rocker bemerkte: „Wir bestiegen das niederländische Dampfschiff ‚Sindorra‘ nach Rotterdam. Plötzlich änderte sich alles. Die Schwestern des Roten Kreuzes gaben uns ein freundliches Willkommen. Anstelle von Schikane wurden wir mit Freundlichkeit und Nachsicht behandelt.“[203] Dunbar, auch wenn er das Willkommen eher als lauwarm empfand, fand es wichtig zu betonen: „*Wir waren nicht mehr auf feindlichem Boden!*“[204] Fuhr ein britisches Schiff bis an einen niederländischen Hafen, war es der Ausstieg und das Betreten niederländischen Bodens, auch wenn dort noch Einschränkungen für Internierte herrschten.[205] Schimmig beispielsweise konnte nicht anders als „Endlich ganz frei!“ zu schreiben, als sein englisches Dampfboot in Rotterdam anlegte. Auch wenn die Dauer des Aufenthalts in den Niederlanden ebenfalls ungewiss war, oder man wie Rocker eine Auslieferung nach Deutschland befürchtete, erinnerten sich die Internierten an die Rückreise als distinkten Übergang von ihrer Internierung in Großbritannien zu ihrer Zeit in den Niederlanden. Sie würden hier, oder in der Schweiz, bis zum Ausgang des Krieges bleiben. Während jene, die von ihrer Zeit in den Niederlanden schrieben, diese auch genossen, blieb das Kriegsende ein bestehendes Thema, vor allem dort, wo Internierte zusammenkamen. Einige, wie Rocker, fragten sich, ob sie jemals wieder ihre Familie in Großbritannien sehen würden. Kalckreuth wiederum notierte: „Wir hatten uns allerdings verabredet, auf der Fahrt nicht von Politik und Krieg zu sprechen, aber um so mehr dachte man gleichsam unterirdisch bei jeder freudigen Regung an die täuschende Gegenwart, der man sich hinzugeben versuchte.“[206] Ihre Gedanken an die Zukunft hatten also nicht aufgehört.

Viele Internierte hatten sich vor ihrer Internierung eine Lebensgrundlage aufgebaut, Familien gegründet und waren es schlicht nicht gewohnt gewesen, ohne Privatsphäre und Ziel ihre Zeit zu verbringen. Deutsche Staatsbürger, ebenso wie

201 Panayi, Prisoners, 275.
202 Rocker, *London*, 219; Schimmig, *Stacheldraht*, 30; Kalckreuth, *Männerinsel*, 336.
203 Rocker, *London*, 219.
204 Kalckreuth, Männerinsel, 336. [emphasised in original]
205 Rocker, *London*, 220–221; Kalckreuth, *Männerinsel*, 335 ff.
206 Kalckreuth, Männerinsel, 344; for Rocker’s thoughts, see: Rocker, London, 219.

ihre naturalisierten Gegenstücke, waren ein Teil Großbritanniens gewesen, ebenso wie sie Teil einer „ethnisch“ deutschen *Community* waren, die ihre Vergangenheit hunderte von Jahren in der Vergangenheit verorten konnte. Als Großbritannien in den Krieg eintrat, wurde der Unterschied zwischen deutscher Staatsbürgerschaft und Naturalisierung auf einmal ein wichtiger Identifikator dafür, wer zur britischen Gesellschaft gehörte und wer nicht. Zwischen 1914 und Mai 1915 sahen sich die deutschen Staatsbürger mit strengeren Vorgaben konfrontiert, denen sie so gut es geht, folgten, um nicht aufzufallen und Feindseligkeit auf sich zu ziehen. Der bisher permeable Nexus der nationalen Identität, in welchem sie sich frei und unbehelligt bewegen konnten, hatte begonnen sich zu verhärten und deutsche Staatsbürger wurden nur noch als Deutsche wahrgenommen. Doch auch zu diesem Zeitpunkt war Internierung kein bevorstehendes Konzept für die meisten. Die Erfahrung von Gewalt in den Ausschreitungen von 1915 oder die immer dramatischer werdende finanzielle Lage wurden als gute Gründe dafür gesehen, freiwillig in die Internierung zu gehen. Als diese eingeführt wurde, war sie allerdings auch für viele, trotz ihrer Einschränkungen, ihrer Begründung und späten Implementierung immer noch eine Ungerechtigkeit. Sie erfuhren Internierung als Angriff auf ihren Charakter oder ihre Identität, war es eine soziale, ökonomische oder kulturelle Identität.

Aus ihrem normalen Leben gerissen und zusammen mit Fremden eingesperrt, ohne zu wissen, wann dies ein Ende haben würde, mussten sich die Internierten nun neu orientieren. Die Rekonstruktion jedweder Form von Normalität, jedwede Form einer Vorkriegssituation, wurde vorangetrieben. Hierarchien und Kommunikationskanäle wurden etabliert, um das frühe Chaos und die schlimmste Gewalt in den Lagern zu kontrollieren und zu vermeiden. Diese Strukturen, zusammen mit einer Vielzahl an Beschäftigungsaktivitäten, halfen nicht nur dabei Normalität zu simulieren, sondern das Gefühl einer Selbstbestimmung zurückzuerlangen. Jeder Form der erfahrenen Misshandlung, sowohl von der Verwaltung aber auch von den Internierten selbst, wurde mit einem Aufschrei begegnet. Da sich in den Lagern deutsche Soldaten und Zivilisten aus verschiedensten Ländern trafen, wurde auch die nationale Identität mit Nachdruck diskutiert. Es wurde hierbei schnell klar, dass es keinen Raum für Ambiguitäten gab. Ob durch Gruppenzwang oder die persönlich genommene Kränkung der Internierungserfahrung, reagierten viele deutsche Staatsbürger durch die Verhärtung des Diskurses mit einem Wechsel zu einer rein deutschen Identität. Alles, was sie wollten, war schlicht das Lager zu verlassen, in die Freiheit zu kommen und eine Normalität zu erleben, die weit weg von der Feindseligkeit war, die sie in diese Lage gebracht hatte. Doch auch wenn die Internierten in Großbritannien in diesem zeitlichen und sozialen Niemandsland lebten, machten sie noch immer eine bessere Erfahrung, als jene auf der anderen Seite des Ärmelkanals.

4 „Das Volk Voltaires, gewiß, aber auch das Volk Marats“: Die Internierungserfahrung von deutschen Zivilisten in Frankreich, 1914–1918

Der größte Unterschied zur Internierung in Großbritannien war die Entscheidung der französischen Regierung von Beginn des Krieges an auch Frauen, Kinder und Ältere zusammen mit den Männern zu internieren.[1] Jean-Noël Grandhomme hat argumentiert, dass diese Entscheidung mit einem Verwischen der Trennlinien zwischen Zivilisten und Kombattanten zusammenfiel.[2] Frankreich betrachtete Zivilisten eher als potenzielle Feinde und nicht als Zivilisten. Die elsässische Bevölkerung, sowohl in Deutschland als auch Frankreich, vor, während und nach dem Krieg ist emblematisch für die Vereinfachung solcher, eigentlich komplexer, Identitäten. Während zahlreiche Varianten an elsässischer, deutscher oder französischer Identität in dieser Bevölkerungsgruppe existierten, wurden sie in Frankreich als ausnahmslos französisch und in Deutschland als eindeutig deutsch betrachtet. Daher ist es nicht verwunderlich, dass die elsässische Identität zu dieser Zeit auch eine Fülle an Studien inspiriert hat, die sich mit dieser Komplexität befassen.[3] Die Erforschung der „ethnisch“ Deutschen in Frankreich wiederum ist bislang mager ausgefallen, vor allem im Vergleich zu Großbritannien. Während Historiker wie Grandhomme und Ronan Richard zu diesem Forschungsfeld beigetragen haben, ist die Erforschung der Internierung von deutschen Staatsbürgern in Frankreich, allen voran wegen ihrer Struktur, hauptsächlich regional geblieben. Sowohl Grandhomme als auch die Historikerin Mareike König stimmen überein, dass dieses Feld nicht so intensiv untersucht wurde wie andere.[4] Im Kontext neuer, globaler Studien sind mittlerweile zwar Kapitel über Frankreich auch auf Deutsch erschienen, allerdings bleibt Jean-Claude Farcys Buch über die Internierungslager in Frankreich die einzige nennenswerte Monografie auf dem Feld, obwohl sie in den 1990ern erschien.[5] Auch wenn das vorliegende Buch allein aufgrund seines komparativen Charakters nicht beanspruchen kann, als gleichwertige Monografie zur französischen Internierung zu fungieren, werden die Quellen

1 Aufgrund verschiedener Einschränkungen wie Platz und Quellenlage, wird dieses Kapitel hauptsächlich die Perspektive von Frauen analysieren und nicht die von Kindern oder Älteren.
2 Grandhomme, „Finistère“, 793.
3 Siehe als Beispiele: Katharina Vajta, „Gravestones speak – but in which language? Epitaphs as mirrors of language shifts and identities in Alsace“, *Journal of Multilingual and Multicultural Development*, 39:2 (2018), 137–154; Alison Carrol, „Wine Making and the Politics of Identity in Alsace. 1918–1939“, *Contemporary European History*, 29:4 (2020) 380–393.
4 Grandhomme, „Finistère“, 792; König, „Brüche“, 10.
5 Stibbe, *Internment*; Bauerkämper, *Sicherheit*; Farcy, *Camps*.

Open Access. © 2025 Mathis J. Gronau, publiziert von De Gruyter. BY-NC-ND Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung – Nicht-kommerziell – Keine Bearbeitung 4.0 International Lizenz.
https://doi.org/10.1515/9783111561493-004

doch zeigen, dass noch viel über die Einzigartigkeiten der französischen Internierung herauszufinden ist.

So wurden praktisch keine Erfahrungsberichte von Frauen in Großbritannien zu dieser Zeit gefunden, während für Frankreich alleine zwischen 1915 und 1918 mehr als ein halbes Dutzend weiblicher Erfahrungsberichte erschienen.[6] Diese Imbalance macht gerade vor dem Hintergrund der Internierungslager als gegenderten Ort den Vergleich mit Großbritannien erstrebenswert. Dort waren schließlich nur Männer interniert gewesen, schließt man die Lager in anderen Teilen des Empires nicht mit ein. Dieser vergleichende Ansatz wird also trotz der geringen Quellenlage und Literatur zu dem Thema auch noch weitere, größere Unterschiede zwischen der Internierung in Frankreich und in Großbritannien zeigen. Das betrifft sowohl Erfahrungen als auch Zeitabläufe.

Was die Zeitabläufe betrifft, ist es auch hier wichtig den strukturellen Rahmen der Internierung in Frankreich zu skizzieren. Es entschieden sich zwar beide Länder Feindstaatenangehörige weg von den Frontverläufen zu internieren, in Großbritannien startete dies aber erst im großen Maßstab ab Mai 1915. Frankreich wiederum hatte bereits drei Wochen nach Kriegsbeginn 26.500 Menschen interniert.[7] Farcy geht in seinen Schätzungen sogar so weit zu behaupten, dass Frankreich bis Ende 1914 bereits 45.000 Feindstaatenangehörige interniert hatte.[8] Diese Zahl ist besonders beeindruckend, vergleicht man sie mit neueren Schätzungen, die, wie Matthew Stibbe, von 60.000 internierten Zivilisten während des gesamten Kriegsverlaufs ausgehen.[9] Während also Großbritannien noch länger mit dem Konzept der Internierung haderte und sich erst nach Ausschreitungen zu diesem Schritt entschloss, begann die Internierung in Frankreich früher und war weitreichender. Auch Gewalt brach früher aus und zwar mit einer Intensität, wie sie in Großbritannien erst mit dem Sinken der *Lusitania* um sich greifen würde. Genauso begann die Repatriierung von Internierten früher, erreichte die Internierung von Frauen und Kindern mit deutscher Staatsbürgerschaft ihren Höhepunkt direkt nach Kriegsbeginn, war aber gegen Ende des Jahres bereits fast vorbei.[10] Für die männlichen Internierten im Alter zwischen 16 und 45 Jahren dauerte die Internie-

6 Albert Schramm und Hans Bockwitz (Hg.), *Mitteilungen 1921*, 1 (1921), 33–39.

7 Farcy, *Camps*, 127–129.

8 Farcy, *Camps*, 127–129.

9 Stibbe, *Internment*, 81.

10 H. H., „Eine deutsche Lehrerin als ‚Zivilgefangene‘ in Frankreich“, *Die Lehrerin*, 36 (1915), 276; Dora Coith, *Kriegsgefangen. Erlebnisse einer Deutschen in Frankreich* (Leipzig: Hesse & Becker, 1915), 55; Köbner, *Kriegsgefangen*, 210–211; Schaarfschmidt, *Erlebnisse*, 52. Einige Frauen waren auch 1917 noch interniert. Siehe: Thomas Ferrer, „Femmes et enfant. Une vraie présence. singularité“, in *Être prisonnier civil au camp de Garaison (Hautes-Pyrénées) 1914–1919* (Hautes-Pyrénées: Cairn, 2018), 156.

rung ähnlich lange wie in Großbritannien oder wurde durch einen Austausch, hauptsächlich in die Schweiz, verkürzt.[11] Abkommen, die 1916 und 1918 geschlossen wurden, erlaubten vielen Internierten aus dem ganzen Land diese Reise in die Schweiz.[12]

Was die Strukturen innerhalb der Lager betrifft, so bietet Rainer Pöppingheges Analyse von Lagerzeitungen erneut einen guten Einblick: in Frankreich wurde, bis auf der Île Longue, keine Zeitung etabliert und alle Zeitungen die hervorkamen, verschwanden schnell wieder.[13] Vergleicht man diesen Befund mit der Tatsache, dass in Großbritannien die Lager Stobs, Knockaloe und Alexandra Palace spezifische Lagerkulturen über Lagerzeitungen zum Kampf gegen schädliche Effekte der Internierung etablierten, wird diese Imbalance noch deutlicher. Da diese Strukturen, wie im vorangegangenen Kapitel deutlich wurde, wichtig für die mentale Gesundheit der Internierten waren, ist Frankreich ein guter Kontrast im Vergleich. Das heißt natürlich nicht, dass Strukturen in den Lagern in Frankreich generell fehlten; sie entwickelten sich aber aufgrund der anderen Umstände in einem kleineren Ausmaß. Um die 75 verschiedene Lager verschiedener Ausprägung und mit verschiedenen Zwecken wurden in Frankreich errichtet und selbst diese hohe Zahl ist umstritten. Farcy zählt 74 Lager, doch werden an anderer Stelle Lager wie in Bolougne-sur Mer erwähnt, die er nicht mit in seine Liste aufgenommen hat.[14] Neuere Forschungen durch Ronan Richard gehen wiederum von 75 Lagern zwischen 1914 und 1920 aus, nehmen aber wiederum Lager aus Farcys Liste nicht mit auf.[15] Welche Zahl richtig ist, ist an dieser Stelle nicht wichtig, wichtig ist, dass dies das Fehlen einer zentralen Übersicht, Chaos und die Notdürftigkeit einiger Lager hervorhebt. Exakte Zahlen zu benutzen wäre in diesem Fall also fast schon artifiziell. Stibbe geht trotz seiner klaren Zahlennennung auf diese Probleme ein, wenn er in seiner Studie schreibt, dass es in Frankreich „bis 1918 kaum zur Erschaffung einer vollfunktionsfähigen Lagerstruktur kam“.[16]

So gab es also ungefähr 75 Zivillager von verschiedener Größe, mit verschiedenen Zwecken und einer unterschiedlichen demographischen Zusammensetzung. Diese Lager können weiter unterschieden werden anhand von sozioökonomischen Faktoren, Geschlecht, Religion und anderen wichtigen Trennlinien wie Ethnizität

11 Stibbe, *Internment*, 116–118.

12 Grandhomme, „Finistère“, 806.

13 Pöppinghege, *Lager*, 322–323.

14 Farcy, *Camps*, 135; Stibbe, *Internment*, 86; Laurent Morival, „Les dépôts d’internement civil en Vendée. 1914–1919“, *Annales de Bretagnes et des pays de l’Ouest*, 105:1 (1998), 94.

15 Ronan Richard, „Garaison dans le paysage des camps d’internement français. Entre Normalité et singularité“, in *Être prisonnier civil au camp de Garaison (Hautes-Pyrénées) 1914–1919* (Hautes-Pyrénées: Cairn, 2018), 28.

16 Stibbe, *Internment*, 82.

oder Nationalität, welche die Erfahrung der Internierung entscheidend prägten. Zusammen mit der limitierten Anzahl an Quellen ist der Blick dieses Kapitels daher kein umfassender. Der bestehende *Bias* der Quellen selbst kommt zu der unsicheren Lage noch hinzu, waren Frauenberichte überrepräsentiert, jüdische Berichte unterproportional repräsentiert oder spielten nicht aktiv in ihre Erfahrung mit hinein, wie im Falle von Gertrud Köbner. Köbner selbst ist nicht einfach zu fassen. So gibt es außerhalb ihres Erfahrungsberichts weitere Veröffentlichungen, die sie mit ihrem Mann Richard Köbner verfasst hat, Hélène Leclerc schließt allerdings auf Grundlage der offiziellen Dokumente auf einen Ehemann namens Eduard John, einem Publizisten.[17] Woher diese Divergenz kommt, sei es durch zwei Frauen mit dem gleichen Namen und daraus resultierenden Fehlern in Zuweisungen, kann nicht endgültig geklärt werden. Daher bleibt auch Köbner selbst in Teilen ein Mysterium. Wie im vorangegangenen Kapitel werden allerdings Cluster an Erfahrungen, welche die Internierten in ihren Berichten gemein hatten, helfen, größere Erfahrungsnarrative zu identifizieren. So bezeichnete Rainer Pöppinghege beispielsweise im Kontext der Lagerzeitungen die Behauptungen exzessiver französischer Gewalt als überzogen dargestellt, wahre „Kompendien des Schreckens, die alle nur denkbaren Arten der Gefangenenmisshandlung aufführten und den Barbareivorwurf auf einen seiner Urheber zurückprojizierten“.[18] Allerdings ist die Frage wichtiger, warum Gewalt so viel präsenter in den Erfahrungsberichten war als in Großbritannien.[19]

Einem ähnlichen Ablauf wie im Großbritannien-Kapitel folgend, werden erst die Erfahrungen des Kriegsausbruches und des Weges zur Internierung geschildert. Hierbei wird eine fehlende Unterscheidung zwischen Mobilisierung und Kriegserklärung deutlich. Wie stark der Diskurs um nationale Identität schon verhärtet war und welche Folgen diese Undurchlässigkeit hatte, wird hier ebenfalls anschaulich nachverfolgt. Danach geht es um die Erfahrung der Internierung selbst, wobei Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen Frankreich und Großbritannien herausgearbeitet werden. Ergänzend, in einem eigenen Unterkapitel, wird auf die spezifische Stellung der elsässischen Internierten eingegangen, befanden sie sich doch diskursiv zwischen beiden Identitäten. Auch Geschlechterunter-

17 Hélène Leclerc, „Diaries of Women in Captivity. The Internment of German and Austrian Civilians during the First World War as Depicted in the Testimonies of Gertrud Köbner, Helene Schaarschmidt and Helene Fürnkranz.“, *Revue belge de philologie et d'histoire* 98:3 (2020), 643–644.

18 Pöppinghege, *Lager*, 111.

19 Köbner, *Kriegsgefangen*, 5; Auburtin, *Frankreich*, 22; Helene Fürnkranz, *In Französischer Kriegsgefangenschaft. Momentaufnahmen aus dem Leben einer Austro-Boche-Familie in Paris, Flers (Normandie), Garaison (Pyrenäen)* 2nd edn., (Aarau: unknown, 1915), 5.

schiede werden beleuchtet. Am Ende wird auch hier das Verlassen der Lager bis November 1918 noch einmal aufgegriffen.

4.1 Der Ausbruch des Krieges und der Weg zur Internierung

Wie in Großbritannien, kam der Kriegsausbruch für viele deutsche Staatsbürger überraschend; viele „ethnisch“ Deutsche machten zu dieser Zeit Urlaub in Frankreich oder hatten über den Sommer Frankreich in Richtung Deutschland verlassen.[20] Die meisten der Künstler, die sich sonst im franko-deutschen Kunsttreffpunkt, dem Café du Dome, aufhielten, waren in Deutschland als die Nachricht der Mobilmachung sie ereilte. Künstler wie Ernst Matthes, Walter Alfred Rosam oder Albert Weisgerber fanden sich in Deutschland wieder, traten in die Armee ein und fielen genauso, wie es der Sohn des naturalisierten Bankers Bruno von Schröder tun würde.[21] Doch auch wenn der Kriegsausbruch selbst überraschend kam, war eine Sache schon länger antizipiert worden: Falls es zu einem Krieg kommen würde, wäre eine franko-deutsche Konfrontation um einiges wahrscheinlicher als eine deutsch-britische. Auch wenn die Beziehungen zwischen Großbritannien und dem Kaiserreich in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg gelitten hatten, waren sie bei weitem nicht so schlecht gewesen, wie die franko-deutschen Beziehungen. Diese Animosität hatte sich, wie von einigen Historikern argumentiert wird, über Jahrhunderte entwickelt und hatte ihren letzten Höhepunkt im Deutsch-Französischen Krieg von 1871 gefunden.[22] Der Revanchismus und die kulturell-historische Abneigung sowohl in Frankreich als auch in Deutschland machten einen Krieg zwischen den beiden zwar nicht unausweichlich, aber wahrscheinlich. In Frankreich sah die kritische *Pariser Zeitung* bereits vier Tage vor der Mobilisierung eben genau diese Verbindung:

> Wenn der Krieg ausbricht, dessen Möglichkeit heute niemand mehr bezweifelt, wenn französische und deutsche Heere sich aufeinanderwälzen sollten, so geht es nicht um eine deutsch-französische Frage. Frankreich und Deutschland sollen um der Serben willen die Waffen ergreifen![23]

20 Paul Madsack, *Vae Victis. Meine Erlebnisse in Spanien und Frankreich während des Weltkrieges* (Leipzig: Klinhard & Biermann, 1918), 1; Hilda Schuon, *Erlebnisse einer deutschen Civilgefangenen in Frankreich. Aus dem Tagebuch* (Metzingen: Köllreuter, 1915), 1; Coith, *Kriegsgefangen*, 7.
21 Kampka, *Café*, 70, 88, 108.
22 Ewa Herfordt, et al., „Stationen Einer ‚Erbfeindschaft‘“, *Forschung*, 30:2 (2005), web.
23 „Für den Frieden. Frankreich und Deutschland“, *Pariser Zeitung*, 29. Juli 1914, 1.

Während also in Großbritannien der vormals noch offenere Diskurs die Hoffnung auf Neutralität befeuerte, hatte ein verhärteter Diskurs bereits zu der Schlussfolgerung geführt, dass im Falle einer Mobilisierung eine Konfrontation unausweichlich wäre. Angriffslustige Einstellungen zwischen Deutschen und Franzosen waren in der Zeit davor bereits bemerkbar gewesen.[24] Viele Erfahrungsberichte sprechen von Vorahnungen bezüglich eines herannahenden Krieges, wie beispielsweise der Bericht von Anna Vervier:

> Obwohl die Zeitungen beunruhigende Gerüchte brachten, ließen sich die Damen die den Französinnen eigene, sorglose Heiterkeit nicht schmälern. Doch beobachtete ich gegen Ende des Monats stets Gruppen von Herren, einander Zeitungen bietend und heftig debattierend. Da mit einem Male kam die Kriegserklärung.[25]

Vervier hatte im Augsut 1914 seit drei Jahren in Frankreich gelebt und für eine französische Familie gearbeitet. Zwei Wochen nach Frankreichs Kriegserklärung befand sie sich bereits auf dem Weg zu einem Internierungslager in Perigueux. Während ihre Beschreibungen an den später berühmt gewordenen Tanz auf dem Vulkan erinnern, muss man diese Einschätzung mit Vorsicht genießen. Da Verviers Bericht die französische Bevölkerung als generell negativ zeichnete, ist es nicht gesichert, ob sie wirklich diese Vorahnung im Vergleich zu den französischen Damen früher herauskristallisierte. Wird diese Einschätzung mit weiteren, eher freundlich gesinnten Berichten verglichen, wirkt es wenigstens wahrscheinlich, dass die „ethnisch" deutsche Bevölkerung, konstant mit dem deutsch-französischen Konflikt konfrontiert, zumindest das Gefühl hatte, eine erhöhte Wahrnehmung in diesem Bezug zu haben.[26] Gertrud Köbner schloss rückblickend auf die Zeit vor der Mobilmachung Frankreichs:

> Als am 28. Juni die Kunde von der Ermordung des österreichischen Thronfolgers [...] nach Paris drang, da gab es viele Kassandrastimmen, die böse Prophezeiungen [sic], an die damals natürlich kein Mensch glauben wollte, ertönen ließen. Und doch zogen sich die Wolken am politischen Himmel immer schwärzer und schwärzer zusammen. Vergeblich schaute alles nach einem lichteren Hoffnungsstrahl aus. [...] [Als] wir – mein Mann und ich – des Abends in einem Boulevard-Café saßen und in das Menschengewühl blickten, das sich um die Extrablätter schlug, die neben der Freisprechung Madam Caillaux', um die sich keiner

24 Siehe: Reiner Marcowitz, „Attraction and Repulsion. Franco-German Relations in the ‚Long Nineteenth Century'", in Carine Germond und Henning Türk (Hg.), *A History of Franco-German Relations in Europe. From ‚Hereditary Enemies' to Partners* (London: Palgrave MacMillan, 2008), 13.

25 Anna Vervier, *Meine Erlebnisse in der französischen Gefangenschaft zu Périgueux* (Würzburg: Frankfurter Gesellschaftsdruckerei, 1914), 5.

26 Coith, *Kriegsgefangen*, 11–12; Auburtin, *Frankreich*, 19–20; Hoeßl, *Gefangene*, 5; Schaarfschmidt, *Erlebnisse*, 7.

> kümmerte, die Nachrichten von jenseits der Vogesen enthielten, da durchdrang uns das Gefühl des großen historischen Augenblicks, den wir durchlebten. Wie ein elektrischer Schlag durchzuckte mich der Gedanke; hier, jetzt in diesem Moment, stehst du vor einem Wendepunkt in der Geschichte! Diesen Wendepunkt erlebe ich im Feindesland[27]

Das Gefühl war da, aber wer wann dieses Gefühl hatte, konnte sich unterscheiden. Auch wird in Köbners Eintrag deutlich, dass nicht alle die Hoffnung auf einen Frieden aufgegeben hatten. Auch Hugo Ringer, der seit Mitte Juli in Amiens arbeitete, stellte fest: „Bedrohliche Wolken zogen gegen Ende des Monats am politischen Horizont auf. Aber jeder hoffte, dass dieser Sturm sich ohne Entladung auflösen würde.“[28] Wie kompliziert diese Stimmung war, wird deutlich, verfolgt man Köbners Bericht bis zum 30. und 31. Juli. So schrieb sie am 30.:

> Alle Hoffnung auf Erhaltung des Friedens ist noch nicht aufgegeben, aber der Augenblick, den wir durchleben ist tragisch. Um 12 Uhr mittags erreicht uns die Nachricht, daß die Mobilisierung in Deutschland beschlossene Sache sei, und daß wir hier in Frankreich nur auf Bestätigung der Schreckensstunde warten. Plötzlich wird die Nachricht der Mobilisierung dementiert. Wir atmen auf: ein Hoffnungsschimmer![29]

Dieses Hoffen entgegen aller Hoffnung wurde am folgenden Tag noch einmal deutlicher, als sie notierte: „Alle Anzeichen sprechen für den baldigen Ausbruch des Krieges, aber keiner wagt an das Furchtbare zu glauben.“[30] Wie die einem herannahenden Gewitter blieb also trotz der dunklen Wolken, wie sie sowohl Ringer als auch Köbner für ihre Bildsprache nutzten, die Hoffnung bestehen, doch sie würden sich nicht auflösen. Als einen Tag später, am 1. August, die Mobilisierung Frankreichs begann und am 3. August die Kriegserklärung folgte, fanden sich alle deutschen Staatsbürger in genau diesem antizipierten Kriegssturm gefangen.

Im Vergleich zu Großbritannien reagierten die deutschen Staatsbürger ähnlich auf diese Nachrichten, doch unter anderen Vorzeichen. Bereits mit der Generalmobilisierung am 1. August ging das Wissen um, dass deutsche Staatsbürger Frankreich innerhalb eines Zeitrahmens verlassen konnten und mussten.[31] Wer Verbindungen hatte, konnte früher handeln. Der Journalist Victor Auburtin, der als Korrespondent in Frankreich gearbeitet hatte, hatte sich bereits am 31. Juli in der deutschen Botschaft mit dem Attaché Prinz Hatzfeld getroffen:

---

27 Köbner, *Kriegsgefangen*, 5–6. [Betonung im Original]
28 Ringer, *Boulevard*, pos. 82.
29 Köbner, *Kriegsgefangen*, 7–8.
30 Köbner, *Kriegsgefangen*, 9.
31 Farcy, *Camps*, 10–11; Köbner, *Kriegsgefangen*, 22.

> Er rät mir, heute abend [sic]oder morgen früh abzufahren [...]. Nachher gehen wir beide über den Hof und begegnen dort dem Botschafter selber [sic], in grauem Anzug, kleinem Hut, der verdächtig reisefertig aussieht. „Sind Ihre Koffer gepackt?“ fragt er- und dann besprechen wir gemeinsam welche Reiseroute aus Frankreich heraus für mich die beste sein würde.[32]

Auch hier zeigt sich ein starker Kontrast am Verhalten der Botschafter. Hatte der deutsche Botschafter in Großbritannien noch im August zur Ruhe geraten, war das Bild, das vom Botschafter in Frankreich gezeichnet wurde, eher eines der Flucht bereits vor offiziellem Kriegsausbruch. Für Auburtin schienen dies erst einmal von Vorteil zu sein, konnte er sich doch am 1. August schon früh auf den Weg machen. Wer solche Kontakte nicht hatte, oder sich nicht in der Metropole Paris aufhielt, den konnte diese Nachricht auch später erreichen, wie bei Anna Vervier erst um den 3. August: „Sofort teilte ich meiner Damen mit, daß ich sehr beunruhigt sei, und welchen Anforderungen ich jetzt genügen müsse für die Abreise oder mein eventuelles Bleiben hier. Die dringende Aufforderung meiner Angehörigen, schleunigst Frankreich zu verlassen, kam nicht mehr in meinen Besitz.“[33] Ein weiterer Grund das Land zu verlassen, welcher schon bei den vorangegangenen Auszügen unterschwellig anklang, war, dass viele deutsche Staatsbürger Frankreich nicht zwingend zum Kämpfen verließen, sondern eher flüchteten. Der gebürtige Hamburger Künstler Friedrich Ahlers-Hestermann, der bei Kriegsausbruch in Paris war, schrieb einen Artikel im monatlichen Kunstjournal *Kunst und Künstler* über seine Erfahrung und hatte bereits die Stimmung im Juli wie folgt erinnert:

> Aber dann kam an einem heissen [sic!] Julitag der Aufbruch. Angst und Bewegung. Gedränge vor den Konsulaten, gedrückte Stille auf sommerlichen Boulevards. [...] Dann schwillt ein Pöbelhaufe [sic!] heran und Steine zerschmettern die Spiegelscheibe des Lokals, von dem einige wissen, dass es die Boches beherbergt hat.[34]

Auch Auburtin hatte die Stimmung bereits im Juli als militarisiert wahrgenommen, endete seine Beschreibung des 31. Juli wie folgt: „Und nun geht der Aufruhr durch die in der Nacht gräßlich erwachende Stadt; Kavallerie fegt die Straßen entlang, und über den Boulevard zieht ein Trupp junger Leute mit der Trikolore und ruft ‚à Berlin‘ im Takt des Lampionliedes, mit der Tone auf der ersten Silbe.“[35] Eine Feindseligkeit zusammen mit einer wachsenden Kriegsstimmung wurde also nicht erst mit der Kriegserklärung sichtbar. Ahlers-Hestermann zum Beispiel würde

32 Auburtin, *Frankreich*, 20.
33 Vervier, *Frankreich*, 5.
34 Friedrich Ahlers-Hestermann, „Der Deutsche Künstlerkreis des Café du Dôme in Paris“, *Kunst und Künstler*, 10 (1918), 402.
35 Auburtin, *Frankreich*, 22.

Frankreich entfliehen und bis in die Nachkriegszeit in Deutschland bleiben. Der Maler Otto von Waetjen war zwar in der Lage Paris zu verlassen, musste aber nach Spanien ins Exil.[36] Andere deutsche Staatsbürger hatten nicht so viel Glück. Einige, wie Gertrud Köbner, hatten sich eine Lebensgrundlage in Frankreich aufgebaut und haderten mit dieser Flucht. Dass dieses Gefühl auch andere Feindstaatenangehörige mit Wurzeln in Frankreich betraf, zeigen Erfahrungsberichte wie der von Helene Fürnkranz, die sich verzweifelt fragte: „Werden wir jemals zurückkehren? […] Wir sahen aus wie unglückliche Auswanderer.“[37] Genau wie bei den deutschen Staatsbürgern in Großbritannien, wurde die Entscheidung zu gehen schwerer, je mehr Verbindungen man mit dem Land geschlossen hatte. Doch versuchten sie weiterhin alle, Frankreich zu verlassen. Ob von Amiens, Lyon oder Paris, alle Erfahrungsberichte hatten eine verzweifelte Reise hin zur deutschen Grenze gemein, die zumeist durch das Fehlen von Transportmitteln oder bürokratischen Hürden behindert wurde: Berichte enthielten Klagen über zwecklose Versuche Reisedokumente zu erhalten. Kein Bericht sprach von einer Pflicht gegenüber Deutschland, sondern vielmehr von der Angst was geschehen würde, sollte man bleiben. Gertrud Köbner teilte diese Angst „Morgen sind wir schon Gefangene des französischen Staats, Gefangene, die man dort hinschickt, wo es dem Feinde paßt, Gefangene, die ihrer Bewegungs- und Willensfreiheit beraubt sind!“[38] Auch Auburtin hatte Sorge vor diesem Schicksal, welchem er jedoch nicht entgehen würde. Er hatte seine Reise zwar bereits geplant und Paris zeitig in einem der wenigen verfügbaren Züge verlassen, jedoch musste er bald feststellen, dass die Züge regelmäßig anhalten mussten, hatte doch die Mobilisierung auch in Frankreich mittlerweile begonnen. Als der Zug letztendlich durch die Regierung requiriert wurde, war Auburtin plötzlich in Dijon gestrandet. Treffend fasste er die Verwirrung, Angst und Nervosität zusammen: „Und so sitzen wir fest, in einer fremden Stadt, mitten in diesem aufgeregten und immer feindlicher gesinnten Lande.“[39] Als er weiter Richtung Grenze reiste, wurde er unter dem Verdacht der Spionage festgenommen und war somit einer der ersten Zivilisten, die gefangen genommen wurden.

Während die Idee einer Gefangenschaft bereits in den Köpfen einiger deutscher Staatsbürger existierte, vor allem in der Sorge wegen Spionage gefangen genommen zu werden, war Internierung, ähnlich wie in Großbritannien, kein sichtbares Konzept. Auch wenn es Fälle gab, wo Zivilisten mit Spionen gleichgesetzt wurden, so hatte die Differenzierung noch immer Gewicht. Spione, oder solche,

36 Kampka, *Café*, 106.
37 Fürnkranz, *Kriegsgefangenschaft*, 8; Köbner, *Kriegsgefangen*, 5.
38 Köbner, *Kriegsgefangen*, 14.
39 Auburtin, *Frankreich*, 23.

die wie Spione wirkten, konnten verhaftet werden, jedoch waren die anderen Zivilisten unschuldig und sollten daher frei bleiben. Da die französische Regierung nach der Direktive handelte, alle Deutschen als potenzielle Gefahr zu sehen, ähnelte die Erfahrung der Zivilisten nun der von Gefangenen. Dies kollidierte mit dem Selbstbild jener und sie sahen sich, wie Auburtin, missverstanden und misshandelt.[40] Hierbei ist es wichtig zu betonen, dass die Anschuldigung der Spionage nicht genderspezifisch geschah, also auch Frauen in Verdacht gerieten.[41] Ob diese Anschuldigungen sich immer bewahrheiteten, ist nicht klar. Als eine prominente Figur der deutschen Presse mit eben solch einem Sendungsbewusstsein, ist es nicht gesichert, ob Auburtin wirklich wegen Spionage angeklagt wurde. Seine Internierung wiederum, kann als gesichert gelten.[42] Es ist auch nicht ausgeschlossen, dass Auburtin gerade wegen seiner kontroversen Stellung in französischen Kreisen festgenommen wurde oder seine Erfahrung genau deswegen übertrieben dargestellt wurde.[43] Er jedenfalls sah sich als unschuldiges Opfer einer ungerechten Justiz: „Schließlich bin ich doch freigesprochen und als unschuldig anerkannt worden und möchte wissen, was ich zwischen diesen Strafgefangenen zu tun habe.“[44] Er bestand auf dieser Position als er um Freilassung bat, musste jedoch feststellen, dass die französischen Behörden ihn noch immer als verdächtig und potenziell gefährlich einstuften und somit in Gefangenschaft behielten: „und ich muß zurück in meine Finsternis und muß weiter warten, monatelang“.[45] Das Beispiel für eine Frau, die wegen Spionage verhaftet wurde, gestaltet sich komplizierter. Ly van Brackel, die nach eigenen Aussagen bereits in Großbritannien undercover gelebt hatte, gab Spionagetätigkeiten in Frankreich zu.[46] Auch wenn eine vollständige Widerlegung ihres Berichts nicht angestrebt werden kann, so kann er doch zumindest als überzogen betrachtet werden. Ihre Geschichte, in der sie immer wieder glücklich entfloh und immer wieder richtige Vorahnungen bezüglich der Handlungen aller Nationen hatte, liest sich eher wie ein Spionageroman und nicht wie ein Erfahrungsbericht: Als aristokratische Frau und liebevolle Mutter war sie von ihrem britischen Landhaus, wohin sie vor einer deutschen Anklage geflohen war,

40 Auburtin, *Frankreich*, 28–30.

41 H. H., *Lehrerin*, 274.

42 Emil Dovifat, „Auburtin, Viktor“, in *Neue Deutsche Biographie*, 1 (1953), 427; Ma Ying, „Auf der schmalen Brücke der Kunst. Die feuilletonistischen Schriften von Victor Auburtin (1870–1928) und Lin Yutan (1895–1976)“, *Zeitschrift für Germanistik*, 22:3 (2012), 643.

43 „A propos des journalist allemands à Paris“, *Le Matin*, 20. Juli 1914, 3; „Echos“, *La Liberté*, 20. September 1913, 2.

44 Auburtin, *Frankreich*, 100.

45 Auburtin, *Frankreich*, 101.

46 Ly van Brackel, *Zuchthäuslerin Nr. 5553. Kriegserlebnisse einer deutschen in Frankreich* (Berlin: Scherl, 1917), 10–11.

nach Paris gereist. Als der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland ausbrach, wusste sie bereits, dass Großbritannien sich Frankreich anschließen würde, gab sich als britische Ärztin aus und trat dem Roten Kreuz bei, nur um aufgrund ihrer patriotischen Wut gegenüber der Misshandlung deutscher Gefangener enttarnt zu werden. Im Gefängnis beschrieb sie furchtbare Misshandlungen an sich, täuschte einen Selbstmord vor, kehrte im Anschluss freiwillig zurück ins Gefängnis und brach aus Spaß erneut aus.[47] Nichts davon konnte an anderer Stelle belegt werden. Ihre Schilderungen klingen, diplomatisch ausgedrückt, unglaublich. Doch auch wenn ihr Bericht nur mit Zweifeln zu lesen ist, war gewalttätiges Verhalten gegenüber den Verdächtigten nicht nur dort zu finden. Die französische Einstellung, die sich bereits vor dem Krieg verhärtet hatte, sah bereits um die Mobilisierung herum „ethnisch“ Deutsche klar als Feind.

Jene deutschen Staatsbürger, die nicht auf dem Weg bereits gefangen genommen worden waren oder es vor Mitternacht am 3. August nicht über die Grenze geschafft hatten, mussten sich nun, ähnlich wie in Großbritannien bei der Polizei registrieren. Hierbei war die Angst vor einer fälschlichen Verhaftung noch immer präsent. Anna Vervier hatte es bis nach Paris geschafft, dort aber keinen Zug zur Grenze mehr bekommen. Sie übernachtete nun in dem Pariser Apartment ihrer Gastfamilie, fühlte sich aber auch dort weniger wie ein Gast:

> Wie eine Gefangene lebte ich nun in der Wohnung bei geschlossenen Fensterläden und schrieb Abschiedsbriefe an meine Angehörigen, denn ich wußte ja nicht, ob ich sie je wiedersehen würde. Nebstdem hatten mich die Ereignisse der letzten Tage auch so angegriffen, daß sich ein gewisser Verfolgungswahn meiner bemächtigte. Jeder Glocken- und Telefonanschlag, der manchmal irrtümlich ertönte, deutete mir meine sofortige Verhaftung an.[48]

Wie in Großbritannien hatte die französische Regierung damit begonnen, in das Leben der deutschen Staatsbürger einzugreifen und sie wie separate und gefährliche Individuen zu behandeln. In Frankreich gefangen, erfuhren die deutschen Staatsbürger nun die erste von zwei Wellen der Feindseligkeit und Gewalt vor der Internierung selbst. In seinen unveröffentlichten Memoiren schrieb Hugo Ringer:

> Gegen Mittag, als ich von meinem Arbeitsplatz wiederkam, hatte eine große und dichte Menge das Haus umringt, in dem ich wohnte. Mit großer Mühe gelang es mir, diese Kette zu durchbrechen und im Inneren meiner Unterkunft Zuflucht zu suchen. Aber diese Leute, von denen niemand vor vierundzwanzig Stunden gewagt hätte, mir auch nur ein Haar auf meinem Kopf zu krümmen, schienen wie Tiere und die Wildheit von Bestien angenommen zu haben. Die Tür meines Zimmers konnte ihnen nicht standhalten. Die tobende Masse drang

47 Van Brackel, *Zuchthäuslerin*, 1, 11, 12–13, 16, 39–40, 44–45.
48 Vervier, *Périgueux*, 6.

> in mein Zimmer ein, wütend und schreiend. Ich konnte in letzter Minute durch das Fenster fliehen, ohne Zeit, meine persönlichen Gegenstände mitzunehmen.[49]

Diese Erfahrung von Gewalt war nicht die einzige, wurden doch schon viele Personen direkt bei Ausbruch des Krieges angegriffen.[50] Das Kindermädchen Fanny Hoeßl sprach von Brandstiftung gegen vermeintliche deutsche Betriebe: „Scharfer Brandgeruch zog durch das Fenster […]. Da brannten wohl die deutschen, die elsässischen Firmen lichterloh und ihre Besitzer verkrochen sich in irgend einem dunkeln Winkel.“[51] Hilda Schuon, das Kindermädchen einer hochrangigen französischen Familie sprach von Menschen, die um ihr Leben bangten und Wunden davon trugen: „das beweisen die vielen Messerstiche und Schußwunden, welche die Deutschen vor den Augen des Gesetzes davontrugen.“[52] Auch in der Forschung ist diese Gewalt anerkannt worden, so beschreibt Juliette Courmont die französische Kriegskultur als besonders gewalttätig.[53]

Natürlich muss trotzdem die Positionalität der Personen und deren Einfluss auf ihre Erfahrungen mitbedacht werden. Eine gegenderte Sichtweise ist auszuschließen, schaut man sich die Gewaltdarstellungen der bisherigen männlichen und weiblichen Deutschen an. Allerdings ist festzustellen, dass die Handlungen der französischen Bevölkerung stärker als gefährlich betrachtet wurden wenn der Text insgesamt auch stärker antifranzösische Positionen vertrat. Dies ist an einem expliziten Beispiel festzumachen, den patriotischen Gesängen bei Ausbruch des Krieges.[54] Helene Schaarfschmidt war im Sommer 1914 für eine Stellung als Kindermädchen nach Frankreich gezogen. Mit einem sichtbaren pro-deutschen Impetus, der sich durch den gesamten Bericht zieht, beschrieb sie sich beispielsweise als argumentierfreudig gegenüber einem französischen General, der den Kaiser für einen möglichen Krieg beschuldigte und schrieb: „Ich ließ diese Meinungsäußerung natürlich nicht unerwidert.“[55] Als sie am 1. August nach Paris reiste, zeichnete sie ihre Wahrnehmung vor Ort auf. Ängstlich wegen der französischen Kriegsbegeisterung, konnte sie am 2. August kein Auge zu tun, denn „Man hörte fortwährend Banden vorbeiziehen. Sie sangen die Marseillaise, schrieen [sic] und tobten.“[56] Die Handlungen der Franzosen wurden nun als gefährlich beschrieben,

49 Ringer, *Boulevard*, pos. 105.
50 Farcy, *Camps*, 12–13.
51 Hoeßl, *Gefangene*, 5.
52 Schuon, *Tagebuch*, 4.
53 Juliette Courmont, „Making Sense of the War“, *International Encyclopedia of the First World War* [online] (2014), [zuletzt abgerufen am 17.06.2022].
54 Schaarfschmidt, *Erlebnisse*, 9; Madsack, *Victis*, 19–20; Köbner, *Kriegsgefangen*, 19.
55 Schaarfschmidt, *Erlebnisse*, 7.
56 Schaarfschmidt, *Erlebnisse*, 9.

es handelte sich um Banden, die brutal wahrgenommen wurden. Gertrud Köbner, die am 2. August ebenfalls in Paris war, beschrieb das Verhalten vor Ort spürbar anders. Sie hatte bereits Jahre in Frankreich gelebt und fühlte eine persönliche Verbindung zu dem Land. Daher, auch wenn sie von auf ihre Koffer im Flur geschriebenen Drohungen und Beleidigungen spricht, beschrieb sie die Situation auf den Straßen wie folgt:

> Beim Refrain der Marseillaise entblößen sich alle Häupter und wie aus einer einzigen Kehle stimmen alle in gewaltiger Bewegung [...] ein, während in allen Gesichtern die Augen im heiligen Ernst leuchten. Man merkt, Paris fürchtet sich nicht vor diesem Krieg. Es hat ihn nicht gewollt...[57]

Es mag zwar im Sprachbild nicht rein positiv anklingen, aber Köbners Deutung für das Handeln der Franzosen ist ein völlig anderes als das von Schaarfschmidt. Die Nutzung von Begriffen wie heilig in der Beschreibung dieser Einheit waren bei Schaarfschmidt sonst eher bei den Deutschen zu verorten, vor allem wenn sie gegen die Franzosen vor dem Krieg argumentierte: „Deutschland wünscht keinen Krieg, ist nur genötigt, seine Verteidigungskräfte stark zu erhalten, um sich zu schützen.“[58] Es scheint, dass, trotz einer generellen Unsicherheit und auch tatsächlicher Gewalt, die Einschätzung der Gefahr je nach persönlicher Verbindung zu Frankreich ab- oder zunahm. Daher sind die deutlicheren Beschreibungen von Gewalt zu Kriegsbeginn kritisch zu betrachten, geben aber einen Einblick in die andere Erfahrungswelt der deutschen Staatsbürger in Frankreich, verglichen mit Großbritannien.

In das Chaos und die Angst der Tage zu Beginn des August mischten sich auch Gerüchte, die sich nun verbreiteten.[59] Da sich die „ethnisch“ deutsche Bevölkerung der Feindseligkeit zwischen Deutschland und Frankreich bewusst war, ist es nicht unwahrscheinlich, dass Gerüchte von Gewalt einfacher angenommen und verbreitet wurden. Wie schnell solche Gerüchte ihre Runde machen konnten, ist am Beispiel Conrad Schmids festzumachen, der sich als Schweizer Staatsbürger an der luxemburgischen Grenze zur Ruhe gesetzt hatte: „Schon in den ersten Tagen meiner Haft auf der Festung Montmedy wurde das Gerücht gestreut, ich sei stand-

57 Köbner, *Kriegsgefangen*, 30–31.

58 Schaarfschmidt, *Erlebnisse*, 5.

59 Gerüchte sind in diesem Fall nach Nicholas DiFonzo und Prashan Bordia zu verstehen, welche sie wie folgt definieren: Nicht verifizierte und instrumentell relevante Informationsaussagen in Zirkulation, im Kontext von Ambiguität, Gefahr oder potenzieller Gefahr, die Menschen dabei helfen dieser Situation einen Sinn zu geben und mit dem Risiko umzugehen, Nicholas DiFonzo und Prashan Bordian, *Rumor Psychology. Social and Organizational Approaches* (Washington: APA, 2007), 13.

rechtlich erschossen worden und man nannte mit Gewissheit die Soldaten, die auf mich gezielt."[60] Ob nun real oder fiktiv, zeigt die Aufnahme dieser Informationen doch, wie schnell sie für real gehalten wurden. Die „ethnisch" Deutschen sahen sie als wahrscheinlich genug an um sie weiterzuverbreiten und zeigten damit ihre Erwartungshaltung gegenüber französischem Verhalten. Da sich der Diskurs bereits verhärtet hatte, und „ethnisch" Deutsche als potenzielle Gefahr betrachtet wurden, verbreiteten sich gegengesetzte Gerüchte von deutschen Spionen auch in der französischen Mehrheitsbevölkerung und hielten sich über den gesamten Krieg.

Doch hielten sich auch in Frankreich viele deutsche Staatsbürger an die Vorgaben des Staates. Relativ bald erhielten sie ein Datum, das ihnen den Zeitpunkt ihrer Internierung verkündete und zu dem sie sich in der Polizeiwache einfinden sollten. Die Polizeiwache war allerdings nicht das Ende der Reise. Während die deutschen Staatsbürger häufig zuerst zu den Knotenpunkten des Transports, wie Lille Paris oder Lyon gereist waren, würden sie vom Datum ihrer Internierung an nun in die westliche Peripherie verbracht werden. Viele Berichte sprechen von mehreren Zwischenstationen auf dem Weg, sowohl während ihrer initialen Flucht als auch während ihrer Reise zu den Internierungslagern.[61] Diese Reisen variierten in ihren Strecken und hatten, wie in Abbildung 3 zu sehen ist, meist mindestens zwei Zwischenstopps.

Ein Aspekt, den diese Karte nicht darstellen kann, ist die Art und die Länge der Reisen. Die Berichte sprechen häufig von Reisen auf Viehwagen oder in überfüllten Zügen, gerade Viehwagen werden in diversen Berichten erwähnt, wie denen von Köbner, Schuon, Ringer und anderen.[62] Aspekte wie diese, auch wenn sie nicht ungewöhnlich für Kriegszeiten sind, wurden als unmenschliche Behandlung erfahren oder zu deren Darstellung genutzt. Viele Stunden des Reisens später, erreichten die meisten Zivilisten nun ein französisches Dort oder eine Stadt fern der Frontlinie, wie Garaison oder La Puy.

Was nun folgte, nachdem die Zivilisten ihre Transportvehikel verließen, wird meist als die Konfrontation mit einer dicht gedrängten, feindseligen und manchmal auch gewalttätigen Bevölkerung beschrieben; der zweiten Welle von Feindschaft und Gewalt. Berichte wie jene von Anna Vervier sprechen von Massen, die sich vor der Bahnstation versammelt hatten um die zukünftigen Internierten zu

60 Conrad Schmid, *In französischer Kriegsgefangenschaft. Erlebnisse eines Schweizers vor und nach Kriegsausbruch*, 2. edn., (Weinfelden: Kommissions-Verlag, 1915), 21.

61 Siehe zum Beispiel: Coith, *Kriegsgefangen*, 31–32; Schmid, *Kriegsgefangenschaft*, 10; Schaarfschmidt, *Erlebnisse*, 27–28; Ringer, *Boulevard*, pos. 157.

62 Siehe zum Beispiel: Köbner, *Kriegsgefangen*, 63; Coith, *Kriegsgefangen*, 31; Schuon, *Tagebuch*, 5; Ringer, *Boulevard*, pos. 167.

Abb. 3: Auf dieser Karte Frankreichs von 1914 wurden die die Reiserouten verschiedener „ethnisch“ Deutscher in Frankreich nach der Mobilisierung farblich eingefügt. (Quelle: Karl Baedecker, *Southern France Including Corsica; Handbook for Travellers* (Leipzig und New York: Baedeker, 6. überarbeitete Edition 1914), copyright free, provided by University of Texas Libraries, bearbeitet von Mathis J Gronau.

inspizieren und zu misshandeln.[63] Die Berichte variieren hierbei in der Ausprägung von Misshandlung, von wütenden Rufen bis hin zu dem, was Hilda Schuon beschrieb:

> In Clermont erwartete uns Unmenschliches. Die ganze Einwohnerschaft hatte sich aufgestellt, um die deutschen „Barbaren" entsprechend zu empfangen. Langsam bewegte sich die Straßenbahn durch die wütende Volksmenge, während wir mit den offenen Güterwagen den größten Gemeinheiten und Rohheiten ausgesetzt waren. Wir wurden mit Steinhageln bombardiert und mit Peitschen geschlagen, auch Stöcke und sonstige Waffen kamen in Benützung, begleitet von fürchterlichem Lärm.[64]

Fanny Hoeßl meinte, dass dieses Verhalten ähnlich sei wie gegenüber den tatsächlichen militärischen Kriegsgefangenen.[65] Auch wurde berichtet, dass Gewalt gegenüber Zivilisten vom Militär ausging. Hermann von Boetticher und Paul Gowa, die auf die Île Longue verbracht wurden, beschrieben unabhängig voneinander den folgenden Fall:

> Vor einem niederen Gebäude, einem verlassenen Ziegenstall, stehen wir still. Seine Tür steht weit auf, zu beiden Seiten Posten mit blinkendem Gewehr, wir reichen durch sie hindurch unser Gepäck in schwarze Finsternis und schreiten wieder weiter in endlosem Zug. Hinter uns weigert sich eine Stimme; sie verhallt. Wir schreiten fort. Offiziere sitzen auf scheuem Pferd. Dann tönt in die wartende Stille ein Schuß. Frauenschreie erfüllen die Luft, es folgt ein zweiter und ein dritter Schuß [...] „Was ist, Korporal?" „Man hat getötet, still!" Die Landschaft schweigt. Das Dunkel atmet. Die Offiziere sprengen die Reihen entlang. Kommandos werden verteilt: wer aus der Reihe tritt, wird erschossen.[66]

Während Boetticher nur seine Wahrnehmung in die Beschreibung einfließen ließ, meinte Paul Gowa mehr über den Vorfall zu wissen:

> Ein Ungar, welcher lange Jahre sich ein paar Tausend [sic] Dollar erarbeitet hatte und diese in seiner Handtasche aufbewahrte, wollte sein Gepäck nicht von sich geben. [...] Anstatt nun diesen Mann abzuführen, nahm ein Offizier seinen Revolver und schoss auf den Unglückseligen. Er stürzte zu Boden und abermals trat der Offizier hinzu und gab mehrere Schüsse auf ihn ab, bis er ihn vollends tot wusste. Da wir einen langen Zug bildeten und es stockfinster war, wussten die meisten nicht, was vor sich ging; wir sahen und hörten nur die Schüsse und dann das Aufschreien der gaffenden Bauernweiber[67]

63 Vervier, *Périgueux*, 7.
64 Schuon, *Tagebuch*, 9.
65 Hoeßl, *Gefangene*, 17.
66 Boetticher, *Erlebnisse*, 77.
67 Gowa, *Gefangenschaft*, 8–9. [Betonung im Original]

So furchtbar diese Situation war, können die Details keine Bedeutung haben. Vielmehr zeigt das Erlebnis von tödlicher Gewalt noch vor Erreichen des Lagers selbst die andere Qualität der Gewalt, die in Frankreich erfahren wurde. In Großbritannien war schließlich, außerhalb des Aufstands in Douglas 1914, tödliche Gewalt gegenüber Internierten selten gewesen. Auch bedeuten die Zeugnisse von Tötungen nicht, dass französische Militäreinheiten generell brutaler oder feindseliger gegenüber Internierten waren. Wie stark diese Einstellung ausgeprägt war, ist auch in den Berichten nicht eindeutig zu greifen und machte sich vermutlich stark an den persönlichen Erfahrungen und Vorurteilen fest. So betonte Anna Vervier beispielsweise, dass Soldaten auch Hilfe anboten und sich höflich verhielten, während Fanny Hoeßl Wert darauf legte, dass es sich bei solchen Soldaten eher um „weiße Raben“ handelte.[68] Spontane Gewalt in Frankreich wiederum, geschah häufiger, sowohl in Frankreich aber auch in Deutschland, wie Heather Jones feststellt:

> Generell ist das Muster, was sich im Bezug der Ankunft von Gefangenen abzeichnet, das einer erstaunenswert schnellen Mobilisierung und einer spontanen kollektiv-öffentlichen Wut, sowohl in Frankreich und Deutschland, welche ähnliche Mechanismen und Ausdrucksformen annahm. Es gab regionale Variationen und Motivationen aber die Spontanität der zivilen Reaktion ist entlarvend. Sie zeigt den mächtigen Einfluss, den der Ausbruch des Krieges auf verschiedene Regionen hatte und die Schnelligkeit, mit der Zivilisten eine Kultur des Hasses und den Stereotyp des „Feindes“ annahmen, und anhand dessen die moralischen Normen der Friedenszeit aufgaben.[69]

Auch die österreichische Feindstaatenangehörige Helene Fürnkranz fragte sich nach diesem Zusammenhang: „Auch war es möglich, daß Rache mit dem zur Schau getragenen Patriotismus verbunden war.“[70] Die Gewalt richtete sich also gegen alle Feindstaatenangehörigen, auch nicht-deutsche Staatsbürger. Doch zeigt sich, gerade auch in Heather Jones Vergleich, wie schnell Gewalt gegenüber „ethnisch“ Deutschen in Frankreich ausbrach und wie schnell beide Staaten dem unterlagen, was einige Historiker als Kriegskultur beschreiben.[71] Durch diese Gewalttaten konnten die teilnehmenden Zivilisten sich als Teil der Kriegsanstrengung sehen, griffen sie doch den vermeintlichen Feind an, wo sie es konnten.[72] Diese Gewalt war auch gegenüber britischen Internierten in Deutschland ausgeprägt

68 Hoeßl, *Gefangene*, 13; See also: Vervier, *Périgueux*, 6–7; Gowa, *Gefangenschaft*, 25–26.
69 Heather Jones, *Violence against Prisoners of War in the First World War. Britain, France and Germany, 1914*-1920 (Cambridge: Cambridge University Press, 2011), 38–39.
70 Fürnkranz, *Kriegsgefangenschaft*, 6.
71 Jones, *Violence*, 39.
72 Jones, *Violence*, 68.

und wurde mit dem gefühlten Verrat Großbritanniens begründet.[73] In Großbritannien zeichneten sich solche Trends ebenfalls ab, waren aber bei Kriegsbeginn deutlich schwächer ausgeprägt und bauten sich erst mit der Zeit auf, bis sie Mitte 1915 ihren Höhepunkt erreichten. Während die Aggression in Deutschland gegenüber Briten zeigt, dass vergleichende Forschung mit allen drei Nationen notwendig ist, so zeigt das Verhalten in Frankreich und Großbritannien, wie stark die Vorkriegseinstellung in das Verhalten während der Kriegszeit überging. Auch spielte die Positionalität der Personen eine Rolle, vor allem derer, die schon länger in Frankreich gelebt hatten und welche sich dieser verhärteten Identität nicht angenommen hatten: den Weltbürgern.

Österreicher, die allein schon wegen ihrer Sprache, auch gerne als „ethnisch" Deutsch betrachtet wurden, wie Helene Fürnkranz, konnten trotz alledem auch persönlich von Gewalt verschont werden. Sie schrieb in ihren Erinnerungen zwar auch, dass sie mit angesehen hatte, wie deutsche Läden zerstört worden waren, konnte aber auch nicht umhin zu schreiben: „Ueberhaupt möchte ich betonen, daß wir im [sic] Anfang des Krieges äußerst rücksichtsvoll und nett behandelt wurden."[74] Ähnlich wie bei Gertrud Köbner, zeigt diese Aussage, dass nicht alle sich von dem französischen Verhalten spezifisch angegriffen fühlten. Während die Idee einer Annäherung bei vielen mit Kriegsende verschwand, blieb sie gerade für jene, die sich der Idee des Weltbürgertums vor dem Krieg verschrieben hatten.[75] Hier spielte auch die Position verschiedener Teile der französischen Bevölkerung mit hinein. So hatte Anna Verviers Gastfamilie sie schließlich auch in ihrer Wohnung unterkommen lassen und je nach Region war die Animosität anders ausgeprägt. In seiner Analyse der Internierung auf der Insel Korsika, sieht Sylvain Gregori die Identität der korsischen Bevölkerung als Grund dafür, dass diese Internierten gegenüber eher gelassen reagierten.[76] Es ist schwierig zu differenzieren, wie stark die generelle Kriegsdebatte diese Berichte färbte, vor allem da die Darstellung von Empörung auf beiden Seiten immer lauter wurde und den Punkt erreichte, dass Heather Jones davon ausgeht, dass ab 1915 jede Form der Misshandlung als Grausamkeit betrachtet wurde.[77] Diese Schlussfolgerung würde auch die Gewalt in Großbritannien erklären, hatte sich bis 1915 die Intensität der Feindschaft bis dahin zu ihrem Höhepunkt bewegt. In Frankreich wiederum war diese Animosität schon in der Vorkriegszeit präsent gewesen und brach nun umso

73 Jones, *Violence*, 68.
74 Fürnkranz, *Kriegsgefangenschaft*, 10.
75 Fürnkranz, *Kriegsgefangenschaft*, 6–7; Köbner, *Kriegsgefangen*, 16–17.
76 Sylvain Gregori, „Une captivité insulair. Prisonniers de Guerre et internés civil en Corse 1914–1918", *Cahier de la Mediterranée*, 81 (2010), 173–174.
77 Jones, *Violence*, 79.

mehr, stärker und gewalttätiger aus. Diese Feindseligkeit würde sich auch nicht mit dem Betreten der Internierungslager verflüchtigen, sondern schlicht andere Formen annehmen.

4.2 Die Erfahrung der Internierung

Bevor die Erfahrung der Internierung genauer betrachtet wird, ist es wichtig weitere strukturelle Aspekte der Lager anzuführen. Die zwei Hauptlagergruppen, die über die Hälfte der Lager ausmachten, waren *camps de mobilisable* und *camps de familles*, also Lager speziell für potenzielle Soldaten und für solche, die als gesamte Familie interniert worden waren. Andere Lagergruppen waren auf sozial unerwünschte Gefangene spezialisiert, auf Geiseln, wie Elsässer aus der Grenzregion oder jenen, die generell unter Verdacht standen. Auch wenn allgemein Feindstaatenangehörige interniert wurden und alle Lager auf die eine oder andere Weise heterogen waren, was Ethnie und Staatsangehörigkeit betraf, so begann die französische Internierung deutlich breitgefächerter. Hugo Ringer fasste diese Diversität bei Antritt seiner Internierung wie folgt zusammen:

> Dort versammelten sich drei- bis vierhundert Menschen aller Nationalitäten, aller Berufe, jeden Alters und Geschlechts. Ältere mit weißem Haar, die seit sehr vielen Jahren in Frankreich lebten und deren Söhne unter französischer Flagge dienten, standen neben Männern in der Blüte ihres Lebens. Daneben alte Frauen und Mütter, Säuglinge in ihren Armen, junge Mädchen und Jungen. Alle mussten evakuiert werden, auch die in Frankreich geborenen Frauen, die das Pech gehabt, Deutsche und Österreicher geheiratet zu haben, der Spionage, oder einem anderen Verbrechen beschuldigt wurden.[78]

Über eintausend Bürger neutraler oder verbündeter Staaten, wobei Belgier die zweitgrößte Minderheit ausmachten, wurden zusammen mit sozial unerwünschten Franzosen in Internierungslager verbracht.[79] Dies inkludierte Prostituierte, Arbeitslose, Reisende sowie Streikende und „Revolutionäre“.[80] Auch wenn einige Stimmen laut wurden, so führte diese Maßnahme allgemein nicht zu Empörung.[81] All diese wurden in zwei verschiedenen Lagern untergebracht, den freien Lagern, *camps libres*, und den bewachten Lagern, den *camps surveillés*. Wie die Situation in diesen und den anderen Lagern war, war einmal von ihrem Zweck abhängig,

78 Ringer, *Boulevard*, pos. 143.
79 Farcy, *Camps*, 75.
80 Farcy, *Camps*, 77, 98, 107.
81 Walter Litschgy, *Als Kriegsgeisel in Frankreich. Wer hat die Kriegsgreuel begangen?* (Schwäb. Gmünd: Rems-Zeitung, 1920), 23.

aber auch von dem Zeitpunkt der Erfahrung. In seiner Studie der Lagerentwicklung in der Vendée, teilt Laurent Morival diese in eine Phase von 1914 bis 1915 und eine zweite von 1915 bis 1919 auf.[82]

Während das erste Jahr gerade durch die schnelle Zusammenführung und Gefangennahme von Individuen aller Art charakterisiert wurde, würden die nächsten Jahre zu einer viel differenzierteren Aufteilung in Lager führen. Diese Veränderungen geschahen sukzessiv und veränderten die Erfahrung von Internierung. Diese würde erst mit der Aufteilung in verschiedene Lager eine dauerhaftere Gestalt annehmen.[83] So hatten die *camps de familles* langfristig mehr Privilegien als *camps de mobilisable* und der Unterschied an Privilegien zwischen einem freien und einem bewachten Lager erklärt sich mehr oder weniger von selbst. Gegenüber jenen nicht-elsässischen deutschen Staatsbürger ohne französische Partner, die als gefährlich betrachtet wurden, ob nun gerechtfertigt oder ungerechtfertigt, war die Feindseligkeit deutlich ausgeprägter.

Diese Feindseligkeit, und in einigen Fällen auch Gewalt, setzte sich auf verschiedene Arten auch während der Internierung fort. Bemerkungen über Gewalt können auch in unveröffentlichten Aufzeichnungen, wie denen von Hugo Ringer, gefunden werden, dessen annotierte Tagebücher erst 2018 von Ronan Richard gefunden und übersetzt wurden.[84] Während seiner Zeit im Lager beschrieb Ringer unnötige und potenziell tödliche Aggression gegenüber zivilen Internierten: „Tatsächlich griffen uns die Soldaten bei jeder Gelegenheit und ohne geringsten Grund mit Bajonetten an. Wir lachten und machten Späße und das machte sie natürlich noch wütender auf uns. Ein junger Soldat zeichnete sich hierbei besonders aus. […] Einmal hat er Patronen in sein Gewehr geladen, aber er kam nie weiter.“[85]

Was hier sichtbar wird, ist die generell streitlustige Atmosphäre in den Lagern mit deutschen Staatsbürgern, wobei die Berichte immer wieder die Schuld bei den Wachen suchten. Der Autor Hans Wram ging sogar so weit zu behaupten, es sei in einem Falle zu gezielten Tötungen in einem Gefängnis gekommen: „Die armen Frauen und Mädchen wurden dort einfach erschossen, ohne jegliche Untersuchung.“[86] Auch wenn es unwahrscheinlich erscheint, dass französische Internierung organisierten Mord inkludierte, zeugt diese Erwähnung, dass Wram davon ausging, dass sein Publikum den Franzosen so ein Verhalten zutraute und darüber entrüstet war. Was hier also eher deutlich wird, ist eine inhärente Unterscheidung

82 Morival, „Dépôts“, 93–96.
83 Morival, „Dépôts“, 93–96.
84 Ringer, *Boulevard*, pos. 11.
85 Ringer, *Boulevard*, pos. 11.
86 Hans Wram, *Paris 1914–1918. Wahrnehmungen eines Augenzeugen*, (Gotha: Friedrich Andreas Perthes, 1918), 81.

zwischen Franzosen und Deutschen, die die Franzosen als schlechtere Menschen darstellte. Doch wird in anderen Berichten auch sichtbar, dass sich nicht alle Soldaten so benahmen. Auf der Île Longue berichtete Hellmuth Felle beispielsweise von einem gänzlich anderen Umfeld, wenn auch keinem herzlichen:

> Vor allem war wohltuend, dass man uns den Tag über in Ruhe liess. Mit den stündlichen Schikanen wie es in Uzès war es endlich aus. […] Unser Lager unterstand dem Ministerium des Innern. Die Ordnung innerhalb des Lagers wurde daher nicht durch Soldaten oder Gendarmen, sondern durch sogenannte „surveillants“ vorgenommen, die wir wegen ihres hohen Alters „Weihnachtsmänner“ nannten. […] Sie wollten uns garnichts [sic] und waren zufrieden, wenn man sie selbst in Ruhe liess.[87]

Auch die Österreicherin Helene Schaarfschmidt konnte in Garaison nur Gutes über die Soldaten sagen, als diese sie bei ihrer Abreise verabschiedeten: „In der Kantine herrschte auch ein reges Abschiednehmen. Dort prangte ein von den Soldaten gestifteter Blumenstrauß mit der Widmung: Bon souvenir et bon voyage! Die Soldaten waren eigentlich stets sehr freundlich gewesen.“[88] Hier zeigt sich wieder, wie unterschiedlich die Wahrnehmungen sein konnten, auch wenn Gewalt immer noch deutlich häufiger Thema blieb, als es bei den Erfahrungsberichten in Großbritannien der Fall war. Für einige, wie bei Victor Auburtin, hatte solch eine Sichtweise auch schon vor seiner Internierung existiert, auch er sah die Franzosen im Allgemeinen als gewalttätig, gerade bei seinem Gerichtsprozess:

> Das ist der Verfolgungswahnsinn; der Wahnsinn, der dieses Volk immer wieder faßt, wenn es die Worte Spionage und Hochverrat hört und ernst nimmt. Niemand kennt die französische Nation, der sie nicht einmal in solchem Augenblick sah, wo sie den Schaum vor dem Munde hat. Aber wer ihr einmal so begegnete, der begreift auch ihre seltsam scheckige Geschichte, die immer zwischen klarer Vernünftigkeit und Tobsuchtsanfall wechselt. […] Das Volk Voltaires, gewiß, aber auch das Volk Marats.[89]

Als also die Feindseligkeit mit dem Krieg begann und, in einigen Fällen, nicht endete, konnten die Vorannahmen von Feindschaft und kulturellem Kontrast schnell als Erklärungsmuster dienen. Schließlich mussten der plötzliche Wechsel und die damit einhergehende Misshandlung eingeordnet werden. So fragte sich zum Beispiel Hugo Ringer selbst: „Wie kann es sein, dass der Krieg solch vernünftige und höfliche Menschen in diesem Ausmaße in wilde Tiere verwandeln kann?“[90] Viele

87 Hellmut Felle, *Fünf Jahre Hinter Stacheldraht* (unveröffentlicht: Ilelongue14-18.eu) http://ilelongue14-18.eu/?Funf-Jahre-hinter-Stacheldraht-Bericht-des-Zivil-Internierten-Hellmut-Felle [zuletzt abgerufen am 09.05.2022], 126 f.
88 Schaarfschmidt, *Erlebnisse*, 53.
89 Auburtin, *Frankreich*, 29.
90 Ringer, *Boulevard*, pos. 122.

Antworten wurden auf diese Frage gegeben: von einer intrinsischen Anlage zur Gewalt, wie sie Auburtin feststellte, über Reaktionen auf die Behandlung der französischen Internierten in Deutschland bis hin zur Auswirkung von Siegen und Niederlagen Frankreichs während des Krieges.[91] In einigen dieser Erklärungen zeigt sich, dass nicht immer von einer dauerhaft negativen Einstellung ausgegangen wurde. Auch Hugo Ringer sprach sich dafür aus, dass sich die Beziehungen zwischen den Internierten und den Soldaten verbessern konnten.[92] Solche Ruhephasen wurden aber auch von ihm klar im Kontrast dazu gesetzt, dass „die Situation wirklich schlimm gewesen war".[93] Das Schießen auf Zivilinternierte blieb in Großbritannien selten, tauchte aber in Berichten aus Frankreich auf und zeugt von der anderen Qualität an Gewalt in Frankreich. So dachten laut Hoeßl einige Internierte an Gewalt gegenüber den Soldaten:

> Wie jeden Tag gibt es auch heute einen Schrecken. „Alles in den Hof", heißt es. Hinter uns schließt man Säle und Zimmer ab, wir werden zusammengetrieben, dicht auf unsern Fersen drängen sich die Soldaten mit dem Bajonett am Fuß. Wir haben wohl alle denselben Gedanken, denn der Mann neben mir flüstert: Nur keine Angst, sobald sie zielen, machen wir sie nieder.[94]

Auch wenn das tatsächliche Ausmaß nicht nur aus den Quellen bestimmt werden kann und, wie bereits gesehen, auch die persönliche Sichtweise das Ausmaß an dargestellter Gewalt bestimmte, so werden diese Aussagen auch von Farcy unterstützt, der schlussfolgert: „Es ist sicher, dass die Unterbringung in Zellen häufig mit Willkür einhergeht und die Beschwerden von Internierten, die an Botschaften gerichtet wurden, alles andere als übertrieben sind."[95] Andere Formen von Gewalt, beispielsweise das willkürliche Inkarzerieren, fanden also ebenfalls statt. Häufig wurde auch von einer weiteren Form berichtet, nämlich der aktiven Vernachlässigung. So beschwerte sich Fanny Hoeßl:

> Wir haben aber noch viele Kranke, ja Schwerkranke. Der Doktor erkundigt sich, wer Geld hat, aber auch dem schreibt er nur hastig ein Rezept. Die andern können „crever", das ist sein und Herrn Fumets Lieblingswort wenn es uns Deutsche angeht.[96]

---

91 Für Reaktionen, siehe Felle, *Stacheldraht*, 136; für Siege oder Niederlagen, siehe: Koebner, *Kriegsgefangen*, 133.
92 Ringer, *Boulevard*, pos. 882.
93 Ringer, *Boulevard*, pos. 882.
94 Hoeßl, *Gefangene*, 14.
95 Farcy, *Camps*, 224.
96 Hoeßl, *Gefangene*, 14.

Auch was die Verpflegung anbelangte, wurden die Internierten laut Hoeßl nicht nur vernachlässigt, sondern erniedrigt und selbst zu gewalttätigen Gedanken gebracht:

> Den Soldaten, es sind 150 an der Zahl, wird ihre gamelle gebracht, Schweinefleisch mit Erbsen. Die Mütter schleichen heran, näher und näher. Hier der Soldat kann nicht alles essen; der eine meint wohl, ein bébé allemand brauche nur eine Kugel, aber die anderen lassen sich rühren von den blauen Guckaugen, und die Fingerlein lecken die Töpfe so blank, wie nie ein französisches Geschirr es war. Die Männer sehen heißhungrig zu von der Ferne. Einer knurrt: Gäbe man uns nur Holz zu sägen, wir wollten den Kerlen, die nicht einmal richtig ein Gewehr anpacken können, zeigen, wie ein Deutscher arbeitet. Aber hungern, nein, wir erschlagen sie.[97]

Gewalt war deutlich präsenter in vielen französischen Lagern, was diese eher den kanadischen Verhältnissen näherbringt als den britischen.[98] Auch dort wurde immer wieder von willkürlicher Gewalt gesprochen. Solche Einstellungen, ebenso wie solch ein Verhalten, erhärtet die These, dass bereits vor dem Krieg ein verhärteter Diskurs existierte. Gerade die bereits bestehenden Animositäten führten zu schnellerer und stärkerer Feindseligkeit, ebenso wie zu einer schlechteren Behandlung der Internierten. Dies wird vor allem beim Thema Essen deutlicher.

Während Essen auch ein Problem in der frühen Phase der britischen Internierung darstellte, blieb es in Frankreich ein dauerhafter Konfliktpunkt.[99] Nach schlechteren Startbedingungen, wahrscheinlich aufgrund der schnellen und notdürftigen Lagervorbereitungen, sorgte die Möglichkeit, dass deutsche Staatsbürger selbst kochen konnten, ähnlich wie in Großbritannien für eine gewisse Ruhe. So schrieb Hellmuth Felle noch im Juni 1917, seinem 967. Tag in Gefangenschaft: „Bohnen und Reis aus der Franzosenküche sind muffig und voller Würmer. Wir kochen daher auf unserem Öfchen und machen mal wieder Pfannkuchen mit Salat.“[100] Dass die Möglichkeit, eigenes Essen zuzubereiten von Wichtigkeit war, ist nicht verwunderlich. So argumentiert auch Keir Waddington, dass Essen „als Träger von Bedeutung im größeren Kontext der Heimat, Nation und Reich“ fungierte und daher eine besondere Bedeutung für jene hatte, die genau wegen dieses Kontexts interniert worden waren.[101] Essen und Kantinen waren Ankerpunkte im speziellen Leben der Internierten, sowohl zeitlich als auch räumlich: „Diese Mahlzeiten sind der Takt unseres Lebens durch die Jahre.“[102] Für die Internierten stand Essen also

97 Hoeßl, *Gefangene*, 11.
98 Kordan, *Canada*, 71.
99 Zum Beispiel: H. H., *Lehrerin*, 275–276.
100 Felle, *Stacheldraht*, 137.
101 Waddington, „Sausage“, 1019.
102 Auburtin, *Frankreich*, 113.

häufig im Mittelpunkt, wurde genauestens begutachtet und konnte auch als Erleichterung der Umstände genutzt werden. So erzählte Helene Schaarfschmidt von Internierten, die Restauranterlebnisse anboten und von Boetticher beschrieb folgende Szene:

> Der zweite, Herr Schuster, war ebenfalls bei Ausbruch des Krieges Koch in Paris. Er ist dürr, blaß' und klein, aber energisch und scharf wie ein Terrier ohne Gitter vorm Gebiß. Herr Schuster ist der gesuchteste Mann im Lager. [...] Herr aus dem Dahl kommt jeden Morgen zu Herrn Schuster hin; er winkt ihm von der Barackentür zu und geht dann mit ihm auf das vor meinem Fenster liegende kleine Feld. Hier spazieren die beiden Herren fast eine halbe Stunde auf und ab, denn Wichtiges drängt nach Gestalt: das zweite Frühstück und Menu will zusammengestellt sein. Zuerst wird aufgezählt, was ihm durch die französischen „Hilfsposten" zur Verfügung steht: etwa ein Fasan, Schweinsrippchen mit Kraut oder eine Hammelkeule mit rotem Kohl; dann kommt die eigene Vorratskammer an die Reihe: ein dutzenderlei [sic] Konserven, kalte Herrlichkeiten in Gelee, Weine, Liköre, Gewürze und Essenzen zur Bereitung kunstvoller Saucen geeignet; zuletzt werden die Möglichkeiten für aufreizende Leckerbissen, süße Speisen und Desserts erwähnt. Sorgfältig werden die Voraussetzungen gegeneinander abgewogen. [...] Das dürre Köchlein überlegt. Sein Auftraggeber steht sorgenvoll vor ihm da. [...] Schießt aber Herr Schuster dann plötzlich aus seinen Überlegungen mit einer glücklichen, den Gaumen kitzelnden Idee, etwa einem Frühstück von Nieren in Sauer mit einer Sauce aus Madeira und Champignon, so kichert jäh ein unartikulierter Laut aus Herrn Aus dem Dahl [sic] heraus, sein Gesicht nimmt einen überirdischen Glanz an[.][103]

Über Essen wurde also gerne gesprochen, vor allem wenn es genügend gab. Die Auflistung alleine lässt zu dem Schluss kommen, dass Essensnot, wenn nicht erdacht, so doch wenigstens sehr ungleich verteilt war. In den Berichten des Roten Kreuzes war ähnlich selten die Rede von Problemen mit der Verpflegung der Internierten.[104] Wie unterschiedlich allerdings die Wahrnehmungen sein konnten, wird in Hellmuth Felles Tagebuch deutlich, der im August 1917 schrieb:

> Schon ist der Mann vom Stubendienst beschäftigt, den in der Küche geholten Kaffee einzuschenken. Ich trinke ihn meist zusammen mit meinem Kameraden Fritz. Ein Stück Brot wird dazu gegessen, entweder trocken oder mit einem von zu Haus erhaltenen Belag oder solchem aus der Kantine. In letzter Zeit konnten wir ab und zu Speck kaufen. Wir lassen ihn aus und geben ein Drittel oder bis zur Hälfte Palmutter zu. Das schmeckt nicht schlecht. Allerdings wäre uns Eingemachtes lieber. Das hat aber einen Haken, denn Früchte und Gemüse dürfen im Lager nicht verkauft werden. [...] Wenn wir nur Kartoffeln bekommen könnten. Ich vermisse so sehr Zucker oder Marmelade.[105]

103 Boetticher, *Erlebnisse*, 130–132.
104 Naville und Berchem, *Bericht*.
105 Felle, *Stacheldraht*, 144 f.

Auch wenn Felles Essen nicht unzureichend erscheint, ist hier auch die Notwendigkeit der familiären Unterstützung sichtbar, die nicht alle Internierten hatten. Man war sich dieser Unterschiede auch im Lager selbst bewusst. So wurde wenig später, laut Felle, der Direktion des Lagers eine Beschwerde übermittelt, die bereits auf dem ersten Punkt anführte: „Vollständig unzureichende Ernährung, durch die der grösste Teil der Internierten, namentlich die weniger Bemittelten, gezwungen sind, Hunger zu leiden.“[106] Von Boetticher und Felle waren beide auf der Île Longue interniert, also spricht hier nichts für einen Unterschied zwischen den Lagern sondern eher zwischen den monetären Möglichkeiten der Internierten. Es ist also nicht unwahrscheinlich, dass sich einige Internierte eher wegen der Essenlage misshandelt fühlten als andere.[107] Schließlich war die Erfahrung von schlechtem Essen tief verwurzelt mit der Realisation des Verlusts der Selbstbestimmung, wie bereits im vorangegangenen Kapitel erwähnt. Darüber hinaus betrafen Strafen auch immer wieder das Zurückhalten oder Wegnehmen von Essensvorräten und führten in einigen Fällen, wie beispielsweise auf der Île d’Yeu, zu sogenannten „révoltes du pain“, nicht unähnlich der Revolte in Großbritannien.[108] Hierbei ist allerdings erwähnenswert, dass sich die Revolte in Großbritannien 1914 ereignete, während die Revolten in Frankreich auch später noch auftraten. Der Verlust der Selbstbestimmung war in Frankreich alleine schon wegen des Essens also deutlich spürbarer, wobei persönliche Mittel, aber auch Lagerunterschiede eine Rolle spielten. Dass die Qualität der Internierung nicht nur am Geld lag, wie man es bei Herrn aus dem Dahl sah, wird in den unterschiedlichen Lebensstandards der Lager selbst deutlich.

Die Erfahrungen der Lebensumstände konnten, je nach Aufenthalt, drastisch variieren, wie allein der Bericht von Hilda Schuon zeigt. Ihr erstes Lager in Thiers wurde als „Leben in Staub und Schmutz“ beschrieben.[109] Wenig später, als Schuon in das *Camp de la Fontaine du Berger* gebracht wurde, konnte sie darüber nur schreiben, dass es „vom hygienischen Standpunkt her betrachtet“ befriedigend war.[110] Viele der Internierungsorte sind, laut Farcy, kaum als Lager klassifizierbar, waren sie doch häufig auch öffentliche oder private Gebäude, die viele Leute beherbergen konnten. Diese, häufig verlassenen Gebäude waren in der Kürze der Zeit nicht für eine Bewohnung hergerichtet worden und daher zwangsweise in keinem guten Zustand, gerade zu Beginn des Krieges. Die Beschreibungen der Barracken in den tatsächlichen Lagern deuteten allerdings ebenfalls auf schlechte

106 Felle, *Stacheldraht*, 144.
107 Felle, *Stacheldraht*, 145.
108 Farcy, *Camps*, 337.
109 Schuon, *Tagebuch*, 8.
110 Schuon, *Tagebuch*, 9.

Umstände hin. Diese Probleme konnten sich auch langfristig halten, kamen sie auch in der von Felle beschriebenen Beschwerde vor:

> 2. Nach Aussage der Direktion wird es voraussichtlich in den kommenden Wintermonaten vollständig an Beleuchtungsmitteln fehlen, so dass [sic] wir gezwungen sind, während dieser Monate abends im Dunkeln zu sitzen.
> 3. Die Baracken können nach Aussage der Direktion nicht ausgebessert werden, weil es an Dachpappe und Teer fehlt, so dass es in den regnerischen Wintermonaten überall durchregnen wird.[111]

Wie sehr die Barracken zu diesem Zeitpunkt bereits gelitten hatten, machte Felle in einem anderen Tagebucheintrag deutlich: „Während der Nacht weckte mich das Brausen des Sturms einige Male. Er blästaus [sic] der Biskaya. Die Barracken ächzen und zittern. […] In den Pausen hört man das Ticken des Holzwurms. Er arbeitet unermüdlich, auch in uns. Nicht nur das Holz wird alt, morsch und faul, auch unser Inneres wird durch die endlose Zeit zernagt.“[112] Die Lager hatten ebenfalls nicht viel Platz, was zu Diskussionen über Grenzen in einem, auf 70cm^2 verteilten, Lebensraum führen konnte.[113] War gerade die frühe Phase laut Farcy von Überbevölkerung und Unordnung geprägt, so schien sich in einigen Fällen auch nur wenig zu ändern. Zwar spiegeln die Berichte des Roten Kreuzes solche Zustände nicht wieder, allerdings wurden die Besuche zur Anfertigung solcher Berichte von den Internierten nicht ernst genommen. 1915, also schon nach der ersten Phase der Internierung, erschien ein bissiger Artikel in der Lagerzeitung *Insel-Woche* von der Île Longue und mokierte: „Donnerstag bringt uns den Besuch eines Deputierten, der wegen Regenmangel keine Gelegenheit hat die natürlichen Duschbäder in den Baracken zu bewundern und daher einen vorzüglichen Eindruck vom Lager mit nach Hause nimmt.“[114] Dies war für die Internierten, also eine Erklärung für die fehlenden Verbesserungen. Es konnte aber auch wieder von Lager zu Lager unterschiedlich sein, boten beispielsweise die Familienlager oder das Lager auf Korsika genügend Platz. Fast schon ironischerweise ist auf Fotografien des Lagers in Garaison zu sehen, dass alle Hütten zusammen mit einem Grundstück innerhalb des Lagers noch einmal individuell umzäunt waren.[115] Auf Korsika berichtete Auburtin ähnliches, als er schrieb: „Jeder hat seine kleine Villa, in der er sich nach deutscher Weise möglichst vom Nachbar zu isolieren sucht“.[116] Ob es sich nun um

111 Felle, *Stacheldraht*, 147.
112 Felle, *Stacheldraht*, 146.
113 Boetticher, *Erlebnisse*, 122.
114 „Lager-Chronik“, *Insel-Woche*, 15. August 1915, 4.
115 Richard, *Garaison*, 83.
116 Auburtin, *Frankreich*, 119.

die deutsche Weise der Isolation handelte, wie Auburtin sagte, oder um die Wiedererlangung von Normalität ist nicht klar, die Intentionen werden variiert haben. Hellmuth Felle beispielsweise sprach letzteres an, als er über die Errichtung eines Orchesters schrieb: „Wir waren ja so hungrig auf alles, was an ~~Kultur~~ Zivilisation erinnerte.“[117] Im Hinblick auf die Lebensbedingungen unterschieden sich die Lager in Frankreich also eindeutig von jenen in Großbritannien, gerade auch weil sie anhand unterschiedlicher Kriterien aufgebaut waren. Während in Großbritannien die Klasse der Internierten einen großen Einfluss auf den generellen Lebensstandard im Lager hatte, waren die großen Unterschiede zwischen den Lagern in Frankreich nicht zwingend auf Geld zurückzuführen. Familien mussten nicht zwingend reich sein, um sogar kleine Hütten mit Grundstücken und Zäunen errichten zu können. So kamen sie in diesem Fall einer Normalität näher, als die gutbetuchten Internierten in Großbritannien und konnten den Hunger auf Zivilisation stillen, wie Felle es beschrieben hatte. Darüber hinaus zeigen solche Zäune auch, dass die Internierten gewillt waren, sich trotz einer bereits bestehenden Gefangennahme weiter zu begrenzen, wenn dies als Abtrennung persönlichen Raums geschah. Natürlich konnten solche Handlungen der Normalität nur nachbilden, sie nicht vollkommen ersetzen.

Trotz einer Vielfalt an verschiedenen Lebensstandards bedeutete das Leben in den Internierungslagern immer noch Einbußen im Vergleich zum Leben davor, zur Normalität davor und ging mit Empörung einher. Verbesserungen konnten die Lebensstandards außerhalb der Lager nicht ersetzen, auch wenn sie berichtet wurden. So beschwerte sich Hellmuth Felle zwar darüber, dass er seit Jahren weder Zucker noch Zuckerersatz erhalten hatte, schrieb wenige Monate später aber auch darüber, dass Zucker wieder verfügbar sei.[118] Bei der Betrachtung Garaisons und den Aufzeichnungen Alphons Woelfles wird deutlich, dass hauptsächlich die Familienlager einer Normalität nahekamen. Dort gab es individuelle Hütten, Gärten, eine funktionierende Infrastruktur und sogar die Möglichkeit die Natur zu erkunden oder die weniger feindseligen Dörfer in der Nähe.[119] Wie wichtig gerade der letzte Punkt war, wurde in dessen Einschränkung deutlich:

> Schlimmer waren die Abende. Da hatte ich die Läden geschlossen und im Kamin ein flackerndes Holzfeuer angezündet. Seit einiger Zeit waren uns die Spaziergänge untersagt worden und ich sah mich, abgesehen von den notwendigsten Besorgungen in der Stadt, immer an’s [sic] Haus gefesselt. So machte ich denn in den Abendstunden nach dem Diner meine Promenade im Zimmer. Das war sehr groß und hoch und hatte einen roten Steinboden. Ich

117 Felle, *Stacheldraht*, 126. [Korrektur im Original]
118 Felle, *Stacheldraht*, 143, 151.
119 Alphons Woelfle, *Claudio. Aus den Aufzeichnungen eines gefangenen Poeten.* (München: Delphin, 1917), 15–16, 40–45.

> konnte zwei Arten von Spaziergängen darin unternehmen: einen zwischen Tür und Fenster, und einen, wenn's mir zu langweilig wurde, um den Tisch herum, der führte immer hart am Kaminfeuer vorbei und war deshalb romantischer. […] Aber all das verhinderte nicht, daß das Gefühl der Einsamkeit und der Sehnsucht oft schwer auf mir lag.[120]

Bei dem Buch von Alphons Woelffle ist nicht klar, ob es sich bei dessen Beschreibungen um Fiktion handelt, Beschreibungen eines anderen oder um eine fiktive Figur. Viele der beschriebenen Abläufe passen in das Zeitschema der anderen Berichte, können aber auch durch bereits veröffentlichte Erfahrungsberichte angeglichen worden sein. Wie wichtig diese Spaziergänge waren, wird allerdings auch in den Berichten von Gertrud Koebner oder Helene Schaarfschmidt aus Garaison deutlich.[121] In den Lagern war nur dann eine Annäherung an Normalität möglich, wenn diese groß genug waren um eine starke Lagerkultur zu entwickeln. Als Hellmuth Felle das erste Mal vom Lager in Usèz nach Île Longue verbracht wurde, war er überwältigt von den Unterschieden wie einer freien Aussicht und Sportplätzen: „Wieder einmal Wasser, Feld und Hügel zu sehen, hatte für mich etwas Erschütterndes. […] Aber da war doch ein gewaltiger Unterschied zwischen unseren früheren Lagern und dem neuen. Da hatten z. B. die Gefangenen mit viel Mühe und Kosten einen Sportplatz gebaut und das war ein Segen für das ganze Lager."[122] Wie in Großbritannien also, konnten solche Lager durch Angebote eine gewisse Normalität wiederherstellen. Kleinere Lager wiederum hatten Probleme, solche Strukturen aufzubauen oder am Laufen zu halten.[123] Auch ähnlich zu Großbritannien, wie durch die Zäune bereits angedeutet wird, war die Tatsache, dass je mehr Normalität errichtet werden sollte, desto größer wurde auch die Trennung zwischen den Internierten innerhalb der Lager.

Wo soziale Strukturen auftauchen konnten, kamen soziale Trennlinien mit ihnen. Hermann von Boetticher schrieb beispielsweise über die Île Longue: „Klubs bildeten sich und Klassen: die ganz Feinen, die Feinen, die Reichen, die Wohlhabenden, die Kleinbürger und Handwerker, die Proletarier, Rechtlosen und Armen."[124] Einige Personen waren flexibler und konnten sich den Umständen anpassen, andere prangerten diese ungleiche Trennungen an, wie die Beschwerde von Felle gezeigt hat. Für jene allerdings, die diese Strukturen internalisiert hatten, war das gemeinsame Internieren verschiedener Klassen ein Verstoß gegen die Ordnung. Das Kindermädchen Dora Coith machte diese Empörung deutlich, als sie

120 Woelffle, *Claudio*, 45.
121 Koebner, *Kriegsgefangen*, 185; Schaarfschmidt, *Erlebnisse*, 40–41.
122 Felle, *Stacheldraht*, 125–126.
123 Pöppinghege nennt diverse Gründe für das Fehlen von Strukturen. Siehe: Pöppinghege, *Lager*, 111–112.
124 Boetticher, *Erlebnisse*, 118.

eine Herzogin in ihrem Lager beschrieb: „Da wusch sie, die in einem Schloß aufgewachsen war, für die gefangenen Männer die Wäsche unten im Fluß, um sich ein paar Sous zu verdienen. Auch sie war nach einigen Wochen kaum wiederzuerkennen, so sehr hatte sie sich verändert.“[125]

Klasse war trotz alledem nicht verschwunden, wie die Quellenberichte über Essen bereits angedeutet haben. Jeder Gegenstand in den Lagern kostete einen Aufpreis, von medizinischer Versorgung bis hin zu Lebensmitteln.[126] Viele Berichte, auch die positiv gestimmten, berichten von Lebensmittelpreisen und Privilegien, die sogar die Rückkehr nach Deutschland beeinflussten.[127] Geld, oder dessen Fehlen, waren enorme Faktoren für die Gestaltung der Internierungserfahrung, so waren einige beispielsweise sogar auf Lebensmittelspenden angewiesen.[128] Dies lag nicht zwingend an der Klasse der jeweilig Internierten sondern auch an den Mitteln der Netzwerke außerhalb der Lager, bestimmten doch die Mittel der Familien und Freunde außerhalb der Lager auch die Art der Versorgung, die sie in das Lager schicken konnten.[129] Klasse oder zumindest monetäre Ungleichheiten machten sich auch auf anderem Wege bemerkbar. In Frankreich mussten beispielsweise Zivilisten nicht so häufig arbeiten, wie es Kriegsgefangene taten, mussten aber auch *corvées* ableisten, um ihre Lager zu errichten oder instand zu halten.[130] Jene mit Geld konnten andere dafür bezahlen, ihre Aufgaben übernehmen zu lassen. Auch bestand die Möglichkeit, den Beruf innerhalb des Lagers fortzuführen, wie es der Koch Herr Schuster getan hatte. Anzeigen in der *Insel-Woche*, aber auch Bilder aus Garaison zeigen, dass sich zum Teil ganze industrielle Strukturen in den Lagern herausgebildet hatten.[131] Doch änderte sich die Internierungserfahrung nicht nur mit der Klasse oder dem Beruf. Auch ethnische Unterschiede konnten diese Erfahrung beeinflussen. Dabei konnten schon ethnische Unterschiede zwischen Elsässern und Nicht-Elsässern zu solchen Abweichungen führen.

125 Coith, *Kriegsgefangen*, 51.

126 Siehe z. B.: „Sportecke“, *Die Insel*-Woche, 8. April 1917, 3; Hoeßl, *Gefangene*, 13.

127 Hoeßl, *Gefangene*, 14, 37; Schaarfschmidt, *Erlebnisse*, 52; Schuon, *Tagebuch*, 13–14; Ringer, *Boulevard*, pos. 204.

128 Naville and Berchem, *Bericht*, 55, 59.

129 Boetticher, *Erlebnisse*, 117–119.

130 Simon Giuseppi, „L’internement en Corse de Civils Étrangers pendant La Grande Guerre“, *Migrations Société*, 156:6 (2014), 101.

131 „Anzeigen“, *Insel-Woche*, 8. April 1917, 3; Cédric Boët, „Des échanges et des flux multiples“, in *Être prisonnier civil au camp de Garaison (Hautes-Pyrénées) 1914–1919* (Hautes-Pyrénées: Cairn, 2018), 108.

4.3 Die Erfahrung der Elsässer

Zuerst muss betont werden, dass auch innerhalb der elsässischen Bevölkerung, die Internierung erlebte, starke Unterschiede herrschten. Es lebten Menschen mit elsässischem Hintergrund in Frankreich, die teilweise noch die deutsche Staatsbürgerschaft und teilweise die französische Staatsbürgerschaft hatten.[132] Erstere wurden zumeist interniert, letztere konnten, wenn sie ihre Loyalität zu Frankreich offensichtlich machten, mit Sympathie und Hilfe rechnen.[133] Gerade die Anordnung der französischen Regierung zu Beginn des Krieges hatte klar gestellt, dass diese bei bekannter Loyalität mit einer Vorzugsbehandlung rechnen konnten.[134] Doch gab es auch Elsässer, die in Deutschland lebten, und trotzdem als Zivilisten in französische Internierungslager wanderten. So stellte Patrick Williams fest, dass Frankreich, nachdem es in den ersten Wochen einige Teile Elsass-Lothringens eingenommen hatte, begann, mobilisierbare Männer zu evakuieren.[135] Jean-Claude Farcy sprach von 8.000 solcher Evakuierten.[136] Ähnlich wie in Großbritannien sollten sie nicht als Soldaten gegen Frankreich eingesetzt werden können, sollte das deutsche Kaiserreich diese Gebiete zurückerobern.[137] Auch hier spielte die Loyalität eine wichtige Rolle: „Verdächtige" Zivilisten sollten umgehend in spezielle Lager in die Midi, also nach L'Ardèche, la Drôme und le Vaucluse gesandt werden.[138] Zivilisten, bei denen die Gesinnung „unklar" war, sollten unter Beobachtung gestellt werden und hatten eine weiße Karte bei sich zu tragen. Treue Frankophile erhielten eine Karte in den Farben der Trikolore und blieben unbehelligt, solange sie nicht als „Wanderer, Jahrmarktsarbeiter oder Roma" klassifiziert wurden.[139] Diese fielen automatisch in die zweite Kategorie und durften sich nicht frei und ohne Überwachung bewegen.[140] Gerade der letzte Punkt zeigt, dass Loyalität zwar ein enorm wichtiger Faktor war, Rassismus aber auch das Denken des französischen Staates beeinflusste. So wichtig die Erfahrungen der genannten Elsässer sind, werden sie an dieser Stelle nicht weiter untersucht werden. Wichtig für die-

132 Jean-Claude Farcy, „Droit et justice pendant la Première Guerre mondiale. L'exemple de la France", *Ler história* 66 (2014), 123.
133 Siehe: „L'Alsacien-Lorrain de Paris Gratuit pour les Combattants et les blesses Alsaciens-Lorrains", *L'Alsacien-Lorrain de Paris* 3. Oktober 1915, 1.
134 Farcy, *Camps*, 11.
135 Patrick Williams „Les Alsaciens-Lorrains romanichels pendant la Première Guerre Mondiale: Un cas d'école?", *L'homme* 182:2 (2007), 89.
136 Farcy, Droit, 125.
137 Williams, „Romanichels", 89.
138 Williams, „Romanichels", 89.
139 Williams, „Romanichels", 89.
140 Williams, „Romanichels", 89.

sen Unterpunkt sind hauptsächlich jene Elsässer, die interniert wurden. Das schließt dementsprechend auch nicht-internierte Elsässer in Frankreich aus, soweit sie sich nicht über die Internierung von Elsässern äußern.

Wie die Internierung zu Beginn des Krieges wahrgenommen wurde, hing also noch stärker von der eigenen und wahrgenommenen Beziehung zu Frankreich ab und färbte auch die Erfahrung innerhalb der Lager. So sprach sich die Autorin eines deutschen Textes, die unbenannt blieb aber in der British Library als Stephanie S. geführt wird, sehr negativ über die Evakuierung aus. Sie bezeichnete sich als „Märtyrerin“ und eine der „Verschleppten“.[141] Ihr war wichtig ihre Erfahrungen aufzuschreiben und besonders „den Elsaß-Lothringern [zu erzählen], wie ich, eine Französin, mit einem Deutschen verheiratet, in Frankreich behandelt worden bin, obgleich ich ganz unschuldig war“.[142] Auf der anderen Seite, wurden ähnliche Berichte über Elsässer in den deutschen Gebieten beschrieben, wo frankophile Elsässer gefangen genommen worden seien.[143] Wie also deutlich wird, waren die Erfahrungen im Elsass enorm divergent. Diese Divergenz würde ich sich auch in den Lagern fortsetzen.

Für die Gestaltung der Lager spielte die Aufteilung nach Ethnie und wahrgenommener Loyalität zu Frankreich eine größere Rolle als in Großbritannien, wo Klasse ein starker Trennfaktor gewesen war. Während also Frankreich in der initialen Internierung weniger nach Geschlecht, Alter oder Staatsbürgerschaft differenziert hatte, so separierte es die Internierten im Verlauf der Internierung deutlich kleinteiliger.

Hierbei spielte die Ethnie der Feindstaatenangehörigen eine große Rolle bei der Aufteilung der Lager: Sie wurden in Mehrheitsgruppen wie Ungarn, Österreicher und Deutschen aufgeteilt als auch in Minderheitsgruppen wie Elsässer Tschechen, Polen und andere.[144] Zudem war, wie bereits erwähnt, die Beziehung des Internierten zu Frankreich von Bedeutung. Frankophile Elsässer oder Deutsche die in der Fremdenlegion gedient hatten, erhielten beispielsweise eine bessere Behandlung als ihre angeblich verdächtigen Gegenstücke.[145] Dieser Unterschied in der Behandlung führte gerade zu Beginn der Internierung zu Unmut, sahen einige Internierte diese Besserbehandlung als Bevorzugung und die besser gestellten Internierten entweder als hinterhältige Deutschlandhasser oder als Opportunisten: „Leider waren ja unter meinen Mitgefangenen welche, die deutschfeindlich ge-

141 Friedrich Lienhard und Paul Kannengießer (Hsg.), *Schicksale einer Verschleppten in Frankreich. Von ihr selbst erzählt* (Straßburger Druckerei, Straßburg: 1914), 1, 5.
142 Lienhard und Kannengießer, *Schicksale*, 5.
143 Paul Appell, *Souvenirs d'un alsacien 1858–1922* (Payot, Paris: 1923), 258.
144 Grandhomme, „Finistère“, 795–796.
145 Grandhomme, „Finistère“, 797–798.

sinnt waren, besonders einige Tschechinnen und Elsässerinnen, vielleicht hingen sie auch den Mantel nur nach dem Wind“.[146] Andere sahen die Schuld eher in Frankreich, dass Gruppen gegeneinander ausspielen würde: „Da kommt gar noch durch den Torbogen ein Karren mit Decken, ganz dünnen freilich und der Fuhrmann will nur denen eine geben, die ‚vive la France!‘ rufen. Tschechen und Welsche tun es auch.“[147] Diese ethnischen Spannungen würden sich mit der Verlegung der jeweiligen Gruppen nach und nach lösen.[148] Es ist nicht so abwegig, dass der französische Staat jenen Individuen gegenüber wohlwollend eingestellt war, die er als hilfreich für Frankreich betrachtete. Männliche Elsässer zum Beispiel konnten einer Internierung entgehen, wenn sie sich der Fremdenlegion anschlossen.[149] Dass dies Wirkung zeigte, wird an der schnellen Abnahme von internierten Elsässern im Finistère Lager deutlich.[150] Allerdings war die Stimmung in Frankreich nicht nur wohlwollend gegenüber Elsässern, wurde diese Hilfe von französischen Offiziellen auch in Frage gestellt. So fand es der Bürgermeister von Plougasnou merkwürdig, dass der Elsässer Victor Kapps mit seiner Familie dort hinziehen und Arbeit aufnehmen konnte, war er doch Ausländer.[151] Noch 1915 wurde ein Buch veröffentlicht, das die Internierung und Gleichbehandlung von Elsässern innerhalb der Lager anprangerte und forderte, dass diese besser als die Feinde behandelt werden sollten:

> Wir bitten darum, dass sie nicht mit anderen verwechselt werden und dass sie in Konzentrationslagern auch nicht mit anderen vermischt werden. Da wir selbst Elsässer sind, wissen wir, wie schmerzhaft ein solches Zusammengepfercht-sein für sie sein kann, insbesondere in Zeiten wie denen, die wir gerade durchleben. Für sie fordern wir eine sanftere, liberalere Behandlung, die sich deutlich von der unterscheidet, der unsere Feinde in den Konzentrationslagern ausgesetzt sind.[152]

Insofern konnte sich also die Internierung der Elsässer stark von der der anderen Staatsbürger unterscheiden. Waren sie französisch eingestellt, konnten sie mit Erleichterungen oder sogar Freilassung rechnen und ihre Internierung verkürzen, fühlten sich aber potenziell nicht wohl unter den anderen Internierten. Waren sie eher deutschgesinnt, so blieben sie in den bewachten Lagern ohne Vorteile. Wie diese Loyalität dargestellt wurde, machte sich an der Sprache fest. Französisch-

146 Coith, *Kriegsgefangen*, 44.
147 Hoeßl, *Gefangene*, 12.
148 Grandhomme, „Finistère“, 796.
149 Grandhomme, „Finistère“, 797; Farcy, *Camps*, 11.
150 Grandhomme, „Finistère“, 797.
151 Grandhomme, „Finistère“, 797.
152 Unbekannt, *Les Alsaciens-Lorrains en France pendant la guerre* (Berger-Levrault, Paris: 1915), 188.

sprachige Texte betonten immer wieder die Loyalität zu Frankreich, Texte auf Deutsch waren eher deutschgesinnt. Eine spezifisch elsässische Sicht, die sich keinen von beiden Lagern zuordnete, wurde nicht akzeptiert. Dabei gab es sie, wie das Nachkriegskapitel zeigen wird. Der Diskurs um nationale Identität war also gerade bei der Gruppe, die zwischen beiden lag, so verhärtet, dass eine Position im Zwischenraum der beiden Identitäten unmöglich schien. Ja, selbst wenn diese Personen aktiv zu einem Lager zugesprochen wurden, konnten sie die jeweilige Feindeszugehörigkeit nicht zwingend abschütteln. Die Elsässern, die weiterhin in bewachten Lagern blieben, wurden als Deutsche gesehen und auch wie solche behandelt. Für sie war die Erfahrung der Internierung nicht anders.

4.4 Gegenderte Internierung, Langeweile und Sex

Der Begriff Elsässer, wie er im vorangegangenen Teil genutzt wurde, würde denken lassen, es habe sich nur um Männer gehandelt, die interniert wurden. Generell wurden die Erfahrungen in den Lagern auch im vorangegangenen Kapitel eher als männlich beschrieben. Frauen existierten nur stellvertretend oder durch das Leiden, welches ihr Fehlen auslöste. In Frankreich waren Frauen auch physisch in den Lagern präsent, zumindest zu Beginn der Internierung. Während die Internierung von Frauen in anderen Zeiten bereits beleuchtet wurde, fehlt ein spezifisch auf Frauen gerichteter Blick in der Erforschung von Internierungslagern im Ersten Weltkrieg.[153] Erste Versuche wurden im Rahmen der Studie von Panikos Panayi und Stefan über Internierung im Britischen Empire gemacht, wo gegenderte Internierung ebenfalls präsent war, und die neue Funde zu Tage brachte.[154] Natürlich muss auch hier, genau wie im ersten Kapitel, betont werden, dass Internierungslager nie nur Räume eines Geschlechts waren. Trotzdem führte der Einfluss von Weiblichkeit und weiblicher Identität zu einer unterschiedlichen Erfahrung der Internierung. Frauen erlebten einige Bereiche der Internierung anders.[155] Das soll nicht bedeuten, dass es einen monolithischen Gegensatz zwischen Frauen und Männern gibt oder gab. In ihrem Buch über Frauen und den Ersten Weltkrieg

153 Siehe zum Beispiel: Charmian Brinson, „‚In The Exile of Internment‘ or ‚Von Versuchen, aus einer Not eine Tugend zu machen‘. Germany-Speaking Women Interned by the British During the Second World War“, in James Jordan und William Niven (Hg.), *Politics and Culture in Twentieth Century Germany* (London: Boydell & Brewer, 2003), 63–88; Bernice Archiver & Fedorowich Kent, „The Women of Stanley. Internment in Hong Kong 1942“, *Women’s History Review*, 5:3 (1996), 373–399.

154 Siehe: Manz und Panayi, *Empire*.

155 Stephanie Shields, „Passionate Men. Emotional Women. Psychology Construct Gender Difference in the Late 19th Century“, *History of Psychology*, 10:2 (2007), 96.

warnt Susan Grayzel richtigerweise davor, dass Generalisierungen von individuellen Erfahrungen aufgrund des Geschlechts irreführend sein können.[156] Allerdings, gerade wegen der strukturellen und sozialen Grenzen und Erwartungshaltungen innerhalb der beiden Gesellschaften, führten bestimmte Identitätsaspekte zu einem ähnlichen Erfahrungsmuster. Da Erfahrungen zur Einordnung auf ihre zeitgenössischen Denkmuster angewiesen sind, formten die gegensätzlichen Annahmen über Geschlecht und der zeitgenössische Genderdiskurs die Erfahrungen genauso stark, wie beispielsweise nationale Identität. Sie können so helfen, bestimmte Themen der Erfahrung besser zu verstehen. In diesem Sinne ist es wichtig, zeitgenössische Konzepte über Geschlecht und ihren Einfluss auf die physische und psychische Internierungserfahrung zu verstehen. Wird dieses Grundlagenwissen auf die Internierungserfahrung angewandt, kann ein vollständigeres Bild davon entstehen, wie Identität diese beeinflusste. Um den Diskurs über Frauen zu verstehen, ist es jedoch auch wichtig, nicht nur Frauen- sondern auch Männerbilder zu kontextualisieren.

In einem zivilen Vorkriegskontext wurde Männern innerhalb der Familie die Rolle des Versorgers und Familienoberhauptes zugeschrieben.[157] Die Rolle der Frau, so wurde angenommen, lag stärker im häuslichen Bereich und hatte nicht die Menge an Lob verdient, wie männliche Rollen.[158] Dies verband sich auch mit der Frage des Individualismus, also inwiefern eine Person selbstbestimmt lebt und als unabhängig von anderen gesehen wurde. Während die meisten Männer als freie Individuen angesehen wurden, die für ihre Familie arbeiten und sorgen konnten, waren Frauen auch innerhalb der häuslichen Sphäre stark an ihre Brüder, Väter oder Männer gebunden. Man denke nur an die französischen Frauen, die wegen der Staatsbürgerschaft ihrer Männer interniert wurden oder daran, dass nur britische Frauen ihre Staatsbürgerschaft nach der Eheschließung mit einem deutschen Staatsbürger abgaben. Die männliche Identität, gerade auch im Krieg, wurde mit Aktivitäten wie Arbeit und Kampf verbunden, denn „Männer [waren] nach damaliger Auffassung für Kampf und Arbeit bestimmt".[159] Frauen wiederum wurden andere Eigenschaften wie Unschuld, Höflichkeit und eine höhe-

156 Susan Grayzel, *Women and the First World War* (London: Longman, 2002), 6.

157 Ein gegenderter Ansatz bezüglich der Identität von Vätern in Internierungslagern während dieser Zeit kann hier gefunden werden: Joanna Brück, „‚A Good Irishman should blush every Time He sees a Penny'. Gender, Nationalism and Memory in Irish internment camp Craftwork 1916–1923", *Journal of Material Culture*, 20:2 (2015), 166–167; „Heimweh", *Insel-Woche*, 14. April 1918, 1.

158 Grayzel, *Women*, 6.

159 Livia Loosen, *Deutsche Frauen in den Südsee-Kolonien des Kaiserreichs. Alltag und Beziehungen zur indigenen Bevölkerung, 1884–1919* (Transcript: Bielefeld, 2014), 89; Farcy, *Camps*, 278–279.

re Sensibilität für Scham zugeschrieben.[160] Wie sehr Männer und Frauen als Gegensätze betrachtet wurden, lässt sich an dem zeitgenössischen Bild vergeschlechtlicher Staaten zeigen. Das deutsche Kaiserreich wurde als maskulin gesehen, Frankreich als feminin.[161] Mit der „Militarisierung der Männlichkeit“, wie Panayi und Manz es genannt haben, wurde Kämpfen zum wichtigsten Identitätsmarker für Maskulinität.[162] Frauen hatten zwar durch die Geschichte hindurch an Kriegen teilgenommen und zur Kriegsanstrengung beigetragen, aber erst mit dem Ersten Weltkrieg kam eine Verschiebung der Frau aus dem häuslichen Bereich in eher männlich dominierte Felder.[163] Angela Woollacott, die sich mit der weiblichen Sicht in Großbritannien während des Krieges beschäftigte, argumentierte, dass Frauen an der Heimatfront, „die Patronen, Sprengstoff, Waffen, Zelte, Uniformen und anderes Kriegsmaterial“ herstellten, ihre Arbeit als besonders wichtig empfanden, da es ihnen das beruhigende Gefühl gaben „eine wichtige Rolle in der Kriegsanstrengung zu spielen“.[164] Das Kämpfen selbst wiederum, wurde weiterhin als männliche Aufgabe betrachtet. So wurden wehrfähige Männer von Frauen auf der Straße angesprochen, um sie für ihren fehlenden Dienst an der Waffe zur Rede zu stellen.[165]

Mit solchen allumfassenden Ideen von Geschlecht, welche Männlichkeit mit Krieg und Aktivität verband und Weiblichkeit mit Passivität, griff Internierung nun hauptsächlich zwei Grundpfeiler männlicher Identität an: Kämpfen und Arbeiten. Ohne Frauen wurde ihnen auch die Rolle des Versorgers genommen. In Großbritannien drehte sich diese Rolle sogar ins Gegenteil, denn nun waren die Männer abhängig von den Familien und ihren Gaben. Mit dem Fehlen der Selbstbestimmung, machte sich ein „tiefes Gefühl der Entmännlichung“ breit.[166] Eine Weise, wie diese vergeschlechtlichte Wahrnehmung gesehen werden kann, ist Inaktivität und Langeweile. Sogar im Kontext der Langeweile sprechen Historiker wie Farcy von eher männlicher Langeweile.[167] Dieses Gefühl wurde von den Män-

160 Loosen, *Frauen*, 89.

161 Christina B. Carroll, *Cultural Memory and National Representation. The Franco-Prussian War in French and German Literature 1871–1900* (Chapel Hill: Dissertation, 2010), 25–26.

162 Manz und Panayi, *Empire*, 18.

163 Grayzel, *Women*, 6.

164 Angela Woollacott, „‚Khaki Fever‘ and its Control. Gender, Class, Ange and Sexual Morality on the British Homefront in the First World War“, *Journal of Contemporary History*, 29:2 (1994), 332.

165 David Ulbrich und Bobby A. Wintermute, *Race and Gender in Modern Western Warfare* (Berlin, Boston: De Gruyter, 2018), 102.

166 Manz und Panayi, *Empire*, 18.

167 Farcy, *Camps*, 278–279.

nern nicht nur weitergetragen, sondern auch internalisiert. So schrieb der erst optimistische Alphons Woelfle bereits im September 1915:

> Ein Tag gleicht dem andern zwischen unsern vier Wänden, den kalten Mauern und den ewigen Drahtgittern. Sicher, wir sind hier fern von Tod, vom Grauen der Schlachtfelder [...]. Und wenn wir auch wissen, begreifen, daß draußen im Vaterlande große Schicksale sich abrollen, so fehlt doch diesem, unserm Nachempfinden, der reale Boden. Wir haben hier nicht das Bewußtsein einer unbedingten Zusammengehörigkeit, kennen nicht das erhabene Gefühl der Stärke und des Stolzes in den Augenblicken der Gefahr [...] Ja, fast jede kleine Zerstreuung fehlt uns.[168]

Dieses Fehlen von Beschäftigung traf auch jene, die glücklich darüber waren, vom Kriegsdienst befreit zu werden und wurde auch von Frauen auf Männer projiziert. Hilda Schuon beispielsweise fokussierte sich auf die entmännlichten Internierten als sie über die ungewisse Zukunft ihrer Internierung nachdachte:

> Und wir, über unser eigenes Geschick breiteten sich selbst noch die dichten Nebenschleier der Zukunft. Das Vaterland hart bedroht, während manch junge Kraft, manch edler Mannesmut, der hier gebunden lag, demselben so wertvolle Dienste [...] hätte leisten können. Tausend solcher Gedanken u. viele andere Möglichkeiten schwirrten auch mir durch das erregte Gehirn.[169]

Hermann von Boetticher hatte ähnliche Gedanken, als er auf der Île Longe die Briefe von zuhause las: „Visionen reich bewegten, tätigen Lebens steigen vor mir auf und erniedrigen mich vor mir selbst.“[170] Auch Hugo Ringer schrieb Anfang Januar 1915: „Alle Tage sind identisch, monoton und langweilig. Und diese Monotonie, diese Abstumpfung des Geistes pflanzt sich in das Herz eines Jeden wie ein Alptraum.“[171] Arbeit wurde als wichtiges Mittel gesehen, diese Gefühle zu vertreiben, auch wenn es Arbeit für die Internierungsbehörden war. So schrieb Hermann von Boetticher: „Nach der Arbeit im Steinbruch schmeckt das geringste Essen gut, und am Abend kommt der Schlaf wie eine Geliebte zum Leib in der Nacht.“[172] Inaktivität und Langeweile waren konstante Erinnerungen an die eigene Sinnlosigkeit und mussten mit allen Mitteln bekämpft werden um nicht zu dem Phänomen zu werden, was Antriebslosigkeit und fehlende Handlungsmacht pathologisierte: Die Stacheldrahtkrankheit.[173] Hierbei ist es wichtig zu betonen, dass Stacheldrahtkrankheit sich hauptsächlich auf die männliche Wahrnehmung fokussierte, so

168 Woelfle, *Claudio*, 51–52.
169 Schuon, *Tagebuch*, 6.
170 Boetticher, *Erlebnisse*, 139.
171 Ringer, *Boulevard*, pos. 542.
172 Boetticher, *Erlebnisse*, 105.
173 Stibbe, *Internment*, 213.

wurden bei den ersten Tests 1917 nur Männer untersucht.[174] Dies kann natürlich einerseits an der vergleichbar geringen Zahl an weiblichen Internierten liegen oder an der zeitgenössischen Voreingenommenheit, doch tauchen Frauen im Kontext der Stacheldrahtkrankheit nicht auf.

Interessanterweise wird übermäßiger Alkoholkonsum in den Erfahrungsberichten von männlichen Lagern auf Korsika, Fort St. Michel und der Île Longe mehrfach thematisiert.[175] Gerade aufgrund seines Fehlens in den britischen Erfahrungsberichten ist dies interessant, war dort Tabakkonsum stärker im Fokus. Alkoholkonsum taucht beispielsweise in dem Bericht von Hermann von Boetticher auf, aber auch in der Lagerzeitung *Insel-Woche*, die ganz offen schrieb: „Der Alkoholkonsum ist umgekehrt proportional zu den Erfolgen der Russen in Galicien.“[176] Von Boetticher machte den Alkoholkonsum an einer bestimmten, emblematischen Person fest:

> „Hannemann“ dagegen ist ein bacchantischer Knabe von neunzehn Jahren und lebt in größtmöglichstem Braus seine Gefangenzeit hin. […] Nachdem er eines Nachts alle Trinkbrüder seines Kreises samt den blassen Bremern in Grund und Boden getrunken, unternimmt er einen Verbrüderungsfeldzug durch das Lager.[177]

Auch Hugo Ringer von der Insel Korsika berichtete von Alkoholkonsum, wobei die Anstrengungen der französischen Behörden zur Unterbindung eher halbherzig erschienen:

> Eine, für viele von uns eher unangenehme, Entwicklung war das Alkoholverbot einschließlich Wein und Bier. Wer trotzdem etwas davon bekommt, kann nur auf illegalen Wegen darankommen. Schließlich reicht Apfelwein aus, um es als gutes Getränk zu sich zu nehmen.[178]

Während die französischen Behörden also aktiv versuchten, Alkohol genauso zu verbieten wie in den besetzten Gebieten, können die genauen Gründe für einen erhöhten Konsum nicht nachgezeichnet werden.[179] Eine mögliche Erklärung dafür wäre eben die Langeweile. Dies sah Victor Auburtin so, als er schrieb: „Eine Gruppe von Intellektuellen, zu der ich mich hielt, trank sich morgens einen an und verblieb in diesem Zustand bis in die Nacht; und sicher war das die rationellste Art,

174 Stibbe, *Internment*, 211.
175 Felle, *Stacheldraht*, 22; „Lager-Chronik“, *Insel-Woche*, 18. Juni 1915, 3; Auburtin, *Frankreich*, 118.
176 „Lager-Chronik“, 18. Juni 1915, 3.
177 Boetticher, *Erlebnisse*, 143.
178 Ringer, *Boulevard*, pos. 1085.
179 Connolly, *Occupation*, 156.

über die Jahre hinwegzukommen."[180] Während dies eine Erklärung bietet, beantwortet sie nicht die Frage, warum in Frankreich ein gesteigerter Konsum herrschte und nicht in Großbritannien, wo Langeweile ebenfalls ein Thema war. Es ergibt nur dann Sinn, wenn man dieses Verhalten mit anderen Aspekten der Internierung verbindet. So bestanden in Frankreich weniger Optionen, die Langeweile durch Strukturen oder Organisationen zu bekämpfen. Ob nun aufgrund von Langeweile oder anderer Faktoren, Betrunkenheit war ein fester Teil der Internierungserfahrung. Betrachtet man die Male, in denen es sowohl in der inoffiziellen *Insel-Woche* von 1916 und der offiziell-zensierten Ausgabe ab 1917 auftaucht, war der Genuss exzessiv: „Bier wird genossen / Und Tage lang das neue Jahr begossen."[181] Während Alkoholkonsum eine Art war, die Zeit verstreichen zu lassen, half er nicht der mentalen Situation der Internierten. Krankheiten, Selbstmorde und Fluchtversuche blieben weiterhin präsent. All dieses schädigende Verhalten, welches potenziell von Langeweile begünstigt wurde, taucht nicht in den weiblichen Erfahrungsberichten auf. Das soll aber nicht heißen, dass Langeweile als Gefühl bei weiblichen Internierten nicht vorkam.

Beide Geschlechter erlebten relativ früh Langeweile, wie schon Hilda Schuon sich beschwerte: „bei solch monotoner Lebensweise an die man sich der Not gehorchend schließlich auch allmählich gewöhnen musste, verstrichen die Tage".[182] Doch trotzdem erfuhren Frauen nicht im gleichen Maße den Verlust identitätsbestärkender Aspekte wie es die Männer taten. Anna Vervier schrieb beispielsweise von der Notwendigkeit von „Handarbeiten, um der täglichen Langeweile zu entgehen".[183] Arbeiten wie diese konnten noch immer zu den, als weiblich betrachteten Tätigkeiten gezählt werden und hatten somit eine andere Auswirkung auf die Geschlechteridentität während der Internierung. Wenn Langeweile als universelles Gefühl beide Geschlechter betraf, so manifestierte sie sich unterschiedlich je nach der Beziehung der Geschlechteridentität zur Langeweile und Internierung selbst. Frauen wiederum mussten andere Aspekte der Internierung bekämpfen, die ihre Geschlechteridentität bedrohten.

Wie zuvor beschrieben, wurden Frauen Unschuld und Scham als wichtige Aspekte ihres Geschlechtes zugeschrieben. Gerade die Unschuld wurde nun durch die Internierung und damit einhergehende Verdächtigung der Spionage angegriffen. Helene Schaarfschmidt beispielsweise erwähnte die Reaktion einer Frau auf ihrem langen Weg in die Lager: „Im Laufe der Fahrt war eine Frau in unserem Zuge wahnsinnig geworden, wahrscheinlich von den Aufregungen der letzten

180 Auburtin, *Frankreich*, 118.
181 „Sportecke", 3.
182 Schuon, *Tagebuch*, 7.
183 Vervier, *Périgueux*, 10.

Tage […]. Der Bürgermeister der Stadt nahm sie selbst am Bahnhof mit in Empfang und beruhigte sie in ihren Aengsten und Versicherungen, sie sei wirklich keine Spionin.“[184] Die Annahme schuldig zu sein, gepaart mit den Anstrengungen der Internierung selbst waren zu viel für die unbekannte Frau. Möglich ist auch, dass das Bild der unschuldig überforderten Dame gut genug ins Rollenbild passte um von Schaarfschmidt in ihrer Geschichte inkludiert zu werden. In jedem Falle wurde Unschuld, auch im Kontext von Scham, vor der Internierung angegriffen. Fanny Hoeßl sprach beispielsweise über das Unbehagen, welches sie durch die rein männlichen Wachen empfand und unterstellte ihnen niedere Motivationen, welche angeblich nur von den deutschen Männern verhindert werden konnten:

> Immer wieder verstecken sich die rohen Burschen in den Strohsäcken der Mädchen, unsere Männer müssen scharf aufpassen. […] Meine junge Frau bekommt Krämpfe und muss zum Abort. Doch der Soldat lässt sie trotz alles Bittens nicht durch, da, sie kann sich nicht helfen, sie kauert sich vor ihm nieder, kommt voll Scham zurück und schluchzt nun die ganze Nacht.[185]

Hier wurden also Männer einerseits als aktive Retter gesehen, waren sie auf der Seite der internierten Frauen und andererseits als Gefahr und Grund für Scham, waren sie Wachen. Hoeßls Bericht muss generell kritisch betrachtet werden, beschrieb sie sich doch selbst immer wieder in einem sehr positiven Licht, gerade auch was die beschriebenen Handlungen der Wachen betrifft:

> Ich habe große Angst, die ständigen Aufregungen möchten eine Niederkunft beschleunigen. […] Ich frage nicht viel und lasse von nun an den jungen Ehemann in unserm Zimmer schlafen, bis sie später ins Spital kommt. Auch schreibe ich an irgend eine Bekannte einen Brief, in welchem ich unsere nächtlichen Qualen sehr anschaulich schildere, so anschaulich, daß der Präfekt, der meinen Brief gelesen hat, das grausame Verbot [nachts zum Abort zu gehen] aufhebt, aber immer noch begleitete ein Soldat bis dicht an die Türe des Abortes und machte seine Witze dabei. Sie sind gleich frech bei jungen Mädchen und älteren Damen.[186]

Wie stark nun die Misshandlung durch Männer wirklich war, lässt sich nicht sagen. Doch trotzdem wurde das weibliche Rollenbild der Unschuld genutzt, um die schlechte Behandlung anzuprangern und für größere Sympathie zu sorgen, sah man sich als besonders schutzbedürftig. Wie diese Rollenbilder, gerade im Kontext von Scham und Unschuld, verwendet wurden, zeigt, dass zeitgenössische Aspekte der Geschlechterrollen die Erfahrung von Internierung beeinflussten. Wichtige oder bestätigende Aspekte der Geschlechteridentität wurden durch die Internie-

184 Schaarfschmidt, *Erlebnisse*, 29.
185 Hoeßl, *Gefangene*, 16.
186 Hoeßl, *Gefangene*, 16.

rung unterschiedlich angegriffen. Bei Männern war es die Notwendigkeit der eigenen männlichen Aktivität und bei Frauen die Unschuld. Beide Probleme mussten bekämpft werden. Welcher Aspekt beide Geschlechter gleichermaßen betraf und auch schon in Hoeßls Zitat anklingt, war die Sexualität. Diese hörte natürlich mit der Internierung nicht auf.

Allerdings wurde Sexualität, ebenso wie nonkonforme Geschlechterrollen, ebenfalls nicht als konform mit der Logik der Internierung wahrgenommen. Hugo Ringer beispielsweise berichtete von den Anstrengungen der Administration, diese Erfahrung zu unterbinden:

> Um Ordnung und gute Sitten aufrechtzuerhalten, ist es [das Lager] heute in drei Teile geteilt, die durch etwa fünfzig Zentimeter hohe Barrieren getrennt sind. In einem sind die Männer, im anderen die jungen Mädchen und im dritten die Paare. Die ersten beiden Abschnitte sind sogar durch eine doppelte Barriere voneinander getrennt, in deren Mitte ein Wachposten zirkuliert.[187]

Klarerweise sollte Sexualität außerhalb der Ehe nicht stattfinden. Paaren war es, wie auch in Hoeßls Geschichte weiterhin erlaubt zusammenzuleben. Außerhalb der gesellschaftlich genehmen Beziehungen konnten, laut Dora Coith, strikte Maßnahmen ergriffen werden, sobald die gute Moral in Gefahr gesehen wurde:

> Bald öffnete sich die Tür [...] und herein trat mit erhobenem Revolver der Sergeant, gefolgt von drei gefangenen Männern, die die Köpfe hängen ließen, und einigen Soldaten mit Bajonett, die die drei Männer scharf im Auge behielten. Nun fragte der Sergeant, wo die Mädchen seien, die sich mit diesen Männern zu einem Stelldichein verabredet hätten.[188]

Kontakte zwischen unverheirateten Internierten unterschiedlichen Geschlechts waren also verboten und die französische Verwaltung tat ihr Bestes um diese zu unterbinden, wie auch andere Berichte zeigen.[189] Was durch Coiths Erfahrung deutlich wird, ist die Tatsache, dass diese Kontakte trotzdem stattfanden. Auch Ringer betrachtete diese Maßnahmen eher spöttisch, da gerade abends Männer und Frauen zusammen kamen: „Und dann, sehr spät am Abend oder in der Nacht, wenn das Wetter gut ist, sehen wir in jeder dunklen Ecke verliebte Paare sich versammeln.“[190] Edward Cummings, ebenfalls in Frankreich interniert, berichtete Ähnliches. Der britische Poet war nicht gerade jemand, den man in französischer Internierung erwarten würde. Er hatte als Krankenwagenfahrer gearbeitet, wurde

187 Ringer, *Boulevard*, pos. 425.
188 Coith, *Kriegsgefangen*, 39.
189 Ringer, *Boulevard*, pos. 442.
190 Edward Cummings, *The Enormous Room* (Liveright: New York, 1970), 77; Hoeßl, *Gefangene*, 15.

aber wegen seiner Antikriegshaltung als Spion verdächtigt und interniert. Über die Geschlechter schrieb er: „Eine Trennung der Geschlechter wurde durchgesetzt, aber nicht, es ist wahr, mit Erfolg.“[191]

Nun ist wichtig zu berücksichtigen, dass heterosexuelle Beziehungen in rein männlichen Internierungslagern zwar nicht möglich waren, andere Beziehungen allerdings schon. Farcy schreibt von diesen Beziehungen.[192] Es wurde angenommen, dass dies im Rahmen der zeitgenössisch heteronormativen Erfahrungswelt nicht stattfand. Wurde darüber berichtet, wurden homosexuelle Beziehungen aber auch immer wieder in die heteronormative Denkweise eingehegt.[193] Praktisch kein Erfahrungsbericht deutscher Staatsbürger spricht von homosexuellen Beziehungen, die klarste Stellungnahme dazu findet sich im Erfahrungsbericht des ungarischen Aladar Kuncz. Er schieb: „Zu Beginn wurden die ‚Frauen‘ nur von den Männern unterschieden, indem sie ein Taschentuch trugen, das um ihre Arme gebunden war. Doch die Tanzschule zog schrittweise die Gefangenen an, die notorisch miteinander zusammenlebten.“[194] Trotz des negativen Blicks der Mehrheitsgesellschaft auf Homosexualität war diese physisch präsent und sichtbar. So schrieb auch eine 1933 veröffentlichte Studie der *Reichsvereinigung ehemaliger Kriegsgefangener* über männliche Darsteller von Frauenrollen:

> es handelt sich hier nicht einfach um eine besondere Konjunktur für die Homosexualität. Zwar scheint im Gefangenenlager die Komponente im Seelenleben des Mannes, die sich dem Manne zuwendet, gestärkt worden zu sein, aber die Epidemien, in denen die Homosexualität gewöhnlich über die Lager hereinbrach, war nur kurz.[195]

Das Veröffentlichungsdatum führt dazu, dass dieser Text als problematisch betrachtet werden muss. Doch sticht hervor, dass, trotz deren Pathologisierung und Herunterspielen, Homosexualität als präsent akzeptiert wurde. Auch zeigt das Wort „gewöhnlich“ hier eindeutig, dass es sich nicht um Einzelfälle handelte, sondern dass Homosexualität deutlich präsent war, wenn auch in einem feindseligen Umfeld. Doch wie beide Texte implizieren und der Kunczs Bericht deutlich macht, wurde Homosexualität als heterosexuelle Divergenz wahrgenommen und setzte mindestens einen Teil dieser Beziehungen in die weibliche Rolle. Auch bei Bezie-

191 Cummings, *Room*, 77.

192 Farcy, *Camps*, 281–283.

193 Heyam gibt ein theoretisches Grundgerüst bezüglich Homosexualität, Transgeschlechtlichkeit und Genderinversion hier: Heyam, „Gender“, 332.

194 Aladar Kuncz, *The Black Monastery*, übersetzt von Ralph Murray (New York: Harcourt, Brace and Company, 1934), 289.

195 Herman Pörzgen, *Theater ohne Frau. Das Bühnenleben der Kriegsgefangenen Deutschen 1914–1920* (Königsberg: Ost-Europa-Verlag, 1933), 79.

hungen die sexuell nicht auf Frauen angewiesen waren, waren für einige trotzdem beide Geschlechter präsent. Konfrontiert mit Homosexualität und Identitäten, die binäre Geschlechterrollen in Frage stellten, fühlten sich einige Internierte genötigt, diese in ihr Verständnis von Geschlechterrollen einzuordnen. Geschlecht, vor allem beide zusammen, beeinflussten daher klar die Internierungserfahrung, ob nun durch Geschlechteridentitäten, Sexualität oder die imaginierte Präsenz des anderen Geschlechts.

4.5 Das Verlassen der Internierung

Anders als die Männer wurden die meisten internierten Frauen in Frankreich bis 1915 repatriiert. Einige Berichte legen allerdings auch nahe, dass es Frauen gab, die Lager wechselten um mit ihrer Familie vereint zu sein oder freiwillig zurückblieben um mit ihren Männern vereint zu bleiben. 1918 beispielsweise waren noch immer 86 Personen, also 10 Prozent der Internierten in Garaison, Frauen.[196] Tragischerweise konnte kein Erfahrungsbericht einer solchen Frau gefunden werden und anscheinend wurde auch keiner in der Nachkriegszeit veröffentlicht.[197] Familie war ein wichtiger Grund zu bleiben, ähnlich wie Familie auch ein wichtiger Grund für Heimweh war. So schrieb beispielsweise die *Insel-Woche* im April 1918 in einem gleichnamigen Artikel: „Zweifellos ist das Familiengefühl ein erheblicher Bestandteil des Heimwehs, denn die familiären Bande sind seit jeher triebhaft mächtig".[198] Familie, wenn die Beziehung intakt war, war also ein Pull-Faktor für die Internierten in ihren Bestrebungen nach Freiheit. Dieser Pull-Faktor war damit nicht zwingend Deutschland sondern eher dort, wo die Familie ansässig war. Umgekehrt hatten auch jene, die Familie in Lagern zurückließen, gemischte Gefühle. Während Gertrud Köbner zwar erwähnt, dass man sich von den Frauen verabschiedete, die zurückblieben, überlegte Helene Schaarfschmidt, welche Gründe diese Entscheidung hatte: „auch einige Frauen blieben noch in Garaison, da sie ihre Männer nicht verlassen wollten und auch gewiß wenig Verwandte in Deutschland hatten".[199] In diesem Fall sorgte der Pull-Faktor, den Familie ausmachte, sogar dafür, im Lager zu verbleiben. Hilda Schuon argumentierte ähnlich: „Leider ließen sich deshalb einige Mädchen und Frauen, welche keine Angehörigen und nahen Verwandten in Deutschland hatten, überreden, zurückzubleiben

196 Ferrer, „Femmes", 156.
197 Schramm und Bockwitz, *Mitteilungen*, 33–39.
198 „Heimweh", 1.
199 Schaarfschmidt, *Erlebnisse*, 52.

trotzdem wir sie absolut mitnehmen wollten.“ [200] Für Anna Vervier konnten auch Kinder mit französischer Staatsbürgerschaft oder monetäre Probleme als Grund für ein Zurückbleiben gesehen werden: „Nur einzelne blieben zurück; solche, die eben, wie vorher erwähnt, kein Heim hatten und andere, welche Kinder hatten, die in Frankreich geboren waren.“[201] Nach ihrer Erzählung blieben auch jene Frauen zurück, die aus dem Elsass evakuiert wurden und nicht zurück durften, eine der wenigen positiven Erwähnungen über diese Gruppe: „Auch Elsässerinnen, welche weinend uns abziehen sahen, wurden sicher aus sehr begreiflichen, politischen Gründen zurückgehalten.“[202]

Je nach persönlichen Beziehungen oder Positionen, gab es für die Frauen also verschiedene Gründe weiterhin freiwillig interniert zu bleiben. Der einzige Bericht, der direkt von solch einer Trennungserfahrung schrieb, war der der Österreicherin Helene Fürnkranz. Als Kapitän ihrer Gruppe war sie in der Lage gewesen, sich selbst für einen Austausch vorzuschlagen. Die Konsequenzen, ihren Mann und Großvater zurückzulassen, ließen sie jedoch nicht los: „Habe ich richtig gehandelt? Willi und Wilson müssen aus unserem netten Familienzimmer heraus und in einem großen Dortoir schlafen; die Küche wird ihnen genommen, denn nur Ehepaare dürfen eine Hütte haben.“[203] Die Freiheit konnte also, wenn ein männlicher Angehöriger zurückblieb, auch als teuer erkauft wahrgenommen werden. Zwar ließen auch andere Frauen ihre Männer zurück, erwähnten dies aber trotz ihrer starken Rolle als Mutter nicht, wie beispielsweise Gertrud Köbner oder Stephanie. Es ist anzunehmen, dass die Gründe zurückzubleiben vielfältig waren und dass schwächere Beziehungen ins Ausland, unter anderem Deutschland, auch die Dringlichkeit der Freiheit abschwächten. So erwähnte Anna Vervier, dass für einige die Sicherheit und die Lebensqualität der Internierung erstrebenswerter waren als Armut in Freiheit. Dies sollte noch einmal in Erinnerung rufen, dass die meisten Berichte von Menschen in einigermaßen gesicherten Verhältnissen geschrieben und veröffentlicht wurden. Ihre Lage war eine andere als die derjenigen, die bereits vor dem Krieg in schwierigen Verhältnissen gelebt hatten. Trotz des Einflusses von Geschlechterrollen auf Aspekte wie Familie, wollten die meisten Frauen allerdings genau wie die Männer lieber in die Freiheit; auch wenn es für einige bedeutete, ihre Männer zurückzulassen.

War diese Freiheit einmal sicher und die Entscheidung dazu gefällt, folgte meist die Beschreibung einer langen Reise. Dies geschah meist mit der Eisenbahn, welche der Grenze entgegenfuhr. Das vorherrschende Gefühl, welches in den

200 Schuon, *Tagebuch*, 13.
201 Vervier, *Périgueux*, 11.
202 Vervier, *Périgueux*, 11.
203 Fürnkranz, *Kriegsgefangenschaft*, 80.

meisten Beschreibungen auftauchte, war das der Erleichterung. So könnte der Erfahrungsbericht von Dora Coith dies zeigen, aber auch der von Gertrud Köbner, von Helene Schaarfschmidt, Anna Vervier, Hilda Schuon, ja sogar der von Ly van Brackel.[204] Die Behandlung in der Schweiz oder Deutschland wurde immer wieder mit der in Frankreich verglichen und als absolut gegensätzlich beschrieben. Die Internierungserfahrung war eine furchtbare Abweichung von der Normalität gewesen, die nur dann ertragbar war, als deutlich wurde, dass diese Normalität auch fortgesetzt würde: „Man hilft uns beim Aussteigen aus den Waggons, man trägt unser Gepäck, mit einem Wort, man behandelt uns wie normale Menschen auf normalen Reisen.“[205] Im Vergleich zu den Beschreibungen der Männer bestand also kein Unterschied, was die Freude der Rückkehr anbelangte.

Außerhalb der großangelegten Repatriierungen von Frauen, Kindern und Alten gegen Ende des Jahres 1914 boten sich auch für die Männer noch weitere Möglichkeiten an, die Lager zu verlassen. Eine Repatriierung nach Deutschland war allerdings nur den eben genannten Gruppen erlaubt. Männer konnten nur nach Deutschland zurückgebracht werden, wenn sie an schweren Krankheiten litten, wie es beispielsweise Paul Gowa tat. Seiner Meinung nach, war es allerdings 1915 eher eine Ausnahme: „Nach mehr als achtmonatiger Gefangenschaft haben die Franzosen mich eines Lungenleidens wegen endlich im vorigen Monat laufen lassen und meines Wissens und nach Aussage der Uebernahmestelle in Singen bin ich der erste Zivilgefangene in militärpflichtigem Alter, der aus Frankreich zurückgekehrt ist.“[206] Weniger kranke Internierte würden eher in die Schweiz verbracht, wo sie den Rest des Krieges abwarteten. Dies führte dazu, dass, ähnlich wie in Großbritannien, die Zahl der Kranken stieg, sobald sich ein Austauschabkommen abzeichnete. Victor Auburtin verknüpfte dieses Phänomen mit einer Begründung für Alkoholkonsum:

> Wie schön, so denke ich nach der zweiten Flasche Wein, wie schön wäre es nun gar, man könnte es machen wie unsere Eidechsen hier, die den bösen Winter zusammengeringelt verschlafen und erst herausgeschwänzelt kommen, wenn die Sonne wieder scheint. […] Da dieses schwierig ist, bleibt nur ein Weg zur Freiheit: krank werden.[207]

Krankheit wurde in diesem Sinne also nicht immer als etwas Negatives angesehen, verhalf sie doch in gewissen Fällen zur Freiheit. Daran änderten auch die unterschiedlichen Internierungsbedingungen in Frankreich und Großbritannien nichts.

---

204 Köbner, *Kriegsgefangen*, 213; Schaarfschmidt, *Erlebnisse*, 54; Vervier, *Périgueux*, 11–12; Schuon, *Tagebuch*, 13–14; van Brackel, *Zuchthäuslerin* 138–139.
205 Köbner, *Kriegsgefangen*, 212.
206 Gowa, *Gefangenschaft*, 1.
207 Auburtin, *Frankreich*, 132–133.

Jene, die nicht Teil eines Austauschs oder einer Repatriierung waren, versuchten auf anderem Wege die Freiheit zu erlangen. Das Fehlen an Normalität, verbunden mit der persönlichen Anschauung ungerechtfertigt gefangen zu sein, beeinflusste einen wichtigen Weg, das Lager zu verlassen: Flucht. Während das vorangegangene Kapitel gezeigt hat, dass Fluchtversuche in Großbritannien eher selten waren, scheinen Fluchtversuche in Frankreich häufiger vorgekommen zu sein trotz schwerster Strafen. Farcy argumentierte hierzu: „Wenn die Internierung als eine Ungerechtigkeit wahrgenommen wird, besteht keine Notwendigkeit nach Gründen zu suchen, die zur Flucht aus den Konzentrationslagern führten.“[208] In diesem Kontext kam der Begriff „durchgebrannt“ auf, der nicht nur stellvertretend für die Flucht stand, sondern auch darauf hindeutete, dass einige es eher als das Ärgern der Wachen verstanden.[209] So zeigte eine private Postkarte aus dem Lager Garaison, wie glückliche Internierte hinter den Rücken der Wachen über die Zäune stiegen.[210] Die Österreicherin Fürnkranz erzählte von einem Brief, den sie in Freiheit erhalten hatte, in dem es über Flucht hieß:

> Nach einiger Zeit kamen 16 Männer wegen Fluchtverdacht auf die Insel St. Croix (Morbihan). Diese 16 wurden nach dem Appell ins Gefängnis und morgens direkt vorgeführt. Ihre Kameraden brachten ihnen ihre Sachen pêle-mêle auf einem Wagen ins Gefängnis. Rosza, der Schneider brannte eines Nachts durch. Die Pyrenäen schienen ihm aber dann zu hoch und er ging links ab, 270 Kilometer nach der Schweiz. Gebrochen und ohne Geld stellte er sich schließlich einem Polizeikomissär [sic] und wurde zurück gebracht. Nun mußte er Steine klopfen und kam mit den 16 andern nach St. Croix. Schmenger, der kleine Schuhmacher, und Schädler sollten auch dorthin kommen, waren aber zufällig schon zwei Tage vorher durchgegangen.[211]

Bei den genannten Männern handelte es sich nach Angaben des Roten Kreuzes zwar hauptsächlich um Staatsbürger Österreich-Ungarns, doch gibt die Menge an Fluchtversuchen Aufschluss darüber, wie häufig diese waren.[212] Und sie waren nicht nur auf diese Staatsangehörigkeit beschränkt, soll doch auch Gertrud Köbners Mann laut Unterlagen versucht haben zu flüchten.[213] Wie die Männer aus Fürnkranzs Brief es andeuten, waren auch in Frankreich die meisten Fluchtversuche erfolglos. Das Argument steht im Raum, dass generell offenere Lager wie in Garaison solche Versuche ermöglichten. Betrachtet man allerdings die Fluchtver-

208 Farcy, *Camps*, 295.
209 „Enigmes’ singularité“, in Leroy-Castillo und Guinle-Lorinet (Hg.), *Être prisonnier civil au camp de Garaison (Hautes-Pyrénées) 1914–1919* (Hautes-Pyrénées: Cairn, 2018), 225.
210 „Enigmes’ singularités“, 225.
211 Fürnkranz, *Kriegsgefangenschaft*, 81–82.
212 „Indexkarten Zivilinternierter“, CRC Archives [ACICR C G1].
213 Leclerc, „Diaries“, 644.

suche auf der Île Longue, ist sogar das Argument der Insel als besserer Verwahrungsort eher hinfällig.[214] Es scheint eher so, als ließe sich Farcys Argument für Großbritannien umdrehen: Mit weniger Feindseligkeit, weniger kulturellem Hass und mehr Möglichkeiten, auch Normalität aufzubauen, sank die Motivation zu fliehen. Die höhere Anzahl an Fluchtversuchen soll hier aber auch nicht heißen, dass Flucht in allen Lagern weit verbreitet war. So behauptete Viktor Auburtin, dass keine einzige Person auf Korsika versucht habe zu fliehen.[215] Dies könnte auch noch einmal das Argument für Großbritannien bestärken, war doch gerade Korsika dafür bekannt, dass die Bevölkerung den Internierten eher wohlwollend gesinnt war.[216] Was auch auffällt, ist die Tatsache, dass, mit Ausnahme von Ly van Brackel, alle genannten Flüchtlinge Männer waren. Dies deutet auf den Einfluss von Geschlechterrollen hin, würde aber eine intensivere Forschung voraussetzen, die dieses Kapitel nicht leisten kann.

Wer wiederum die Internierung verlassen konnte, sei es durch legale oder illegale Mittel, der ließ sie nicht immer ganz hinter sich. Internierte wie Hermann von Boetticher oder Stephanie S. erwarteten bereits während oder kurz nach ihrer Internierung, dass diese sie noch lange physisch oder psychisch verfolgen würde. So schrieb Boetticher: „Die Gefangenschaft ist auf dem Punkt der äußeren Gleichgültigkeiten und inneren Zerstörungen angelangt. Lustige Zufälle und derbe Begebenheiten ziehen sich, die Schäden verbindend, hindurch.“[217] Stephanie S. erwartete kurz nach ihrer Ankunft in Deutschland, dass dieses Gefühl sie nicht verlassen würde: „Mein Glaube an Gott gebietet mir zu verzeihen: Ich verzeihe, aber ich werde niemals vergessen, was ich erduldet habe. Es bleibt eine große Verbitterung übrig, die niemals verschwinden wird.“[218] Für andere war dieses Gefühl von Bitterkeit etwas, was aktiv bekämpft werden musste. So schrieb Gertrud Köbner 1915 nach Ende ihrer Internierungserfahrung:

> Und doch schweifen meine Gedanken jetzt, wo mich der Zug nach meinem Geburtsort Berlin zurückführt, wehmütig zu meiner zweiten Heimat Frankreich und zu meinem dort zurückgebliebenen Mann zurück. Leise, leise spinnt mein Geist Fäden um Fäden, die das Land der Deutschen mit denen der Franzosen verbindet.[219]

214 „Lager-Chronik“, *Insel-Woche*, 15. August 1915, 4.
215 Auburtin, *Frankreich*, 114–115.
216 Giuseppi, „Corse“, 107.
217 Boetticher, *Erlebnisse*, 141.
218 Friedrich Lienhard und Paul Kannengießer (Hg.), *Schicksale einer Verschleppten in Frankreich. Von ihr selbst erzählt* (Straßburg: Straßburger Druckerei, 1915), 47.
219 Köbner, *Kriegsgefangen*, 214.

Dieses Gefühl wurde auch von denen geteilt, die Frankreich 1914 erfolgreich verlassen hatten, wie der Maler Friedrich Ahlers-Hestermann 1918 nostalgisch schwärmend über das Café Du Dôme in einem Artikel schrieb: „Viele aber können es sich nicht denken, dass es aus sein soll mit diesem Stück Welt, wo es keine Unterschiede der Nation, keine Politik, kein Vaterland gegeben hat, diesem unersetzlichen Stück Heimat der heimatlosen Europäer.“[220] Was die Nostalgie hier impliziert ist, dass dieser Ort nach 1914 schon nicht mehr existierte. Die französische Regierung hatte dafür gesorgt, alle einzusperren oder zu repatriieren, die als deutsche Staatsbürger oder generell Feindstaatenangehörige eine Gefahr für die Kriegsanstrengungen darstellten. Mit solch einer Handlung bestätigte sie das, was bereits 40 Jahre lang mehr oder weniger unterschwellig in der deutschen *Community* in Frankreich erfahren worden war.

Geht es um die Durchlässigkeit von nationaler Identität in einem migratorischen oder generell interkulturellen Kontext, so war das Wenige, was vor dem Krieg existiert hatte, verhärtet, sobald der Krieg begonnen hatte. Deutsche Staatsbürger, die sich über solche Gegenpole erhaben gefühlt hatten, sahen sich nun mit als ethnisch geschlossen wahrgenommenen Gruppen konfrontiert, genauso wie andere „ethnisch“ Deutsche. Sie kämpften nicht zwingend mit diesem Wandel, war der undurchlässige Diskurs doch bereits bekannt. Die Tatsache, dass sich die Identitäten nicht nur schneller verhärteten sondern auch schneller zu Gewalt führten als in Großbritannien zeigt, dass diese Annahme nicht falsch war. Internierungserfahrungen, auch wenn sie sehr divers waren, beinhalteten immer noch schlechtere Lebensumstände und eine deutlich spürbarere Gewalt und Gewaltbereitschaft. Doch wie in Großbritannien errichteten die Internierten dort, wo sie es konnten, soziale Strukturen und sogar Zäune um sich einen Teil der Normalität zurückzuholen. Dies konnte sozialen Zusammenhalt aber auch soziale Trennungen bestärken. Trennungen, aber auch verhärtete Identitätswahrnehmungen wurden ebenfalls durch die elsässischen Internierten deutlich. Sie mussten sich für eine Seite entscheiden. Durch die Analyse der weiblichen Internierten wurde klar, dass auch weitere Identitätsaspekte die Erfahrung von Internierung beeinflussten wie nationale Identität, Klasse, oder Ethnie. Ebenso wurde hier sichtbar, wie unterschiedlich und doch gleichbleibend der Angriff auf die Geschlechteridentität durch die Internierung wahrgenommen wurde. Andere Aspekte der Identität von Internierten gleich welcher Sexualität oder welchen Geschlechts waren ebenso bedroht. Auch hier fanden die Internierten Mittel und Wege, mit diesen Problemen umzugehen und sich Handlungsmacht zurückzuholen. Doch die Internierungslager wollten sie fast alle verlassen und bei einer gewaltbereiteren und schlechter

220 Ahlers-Hesterman, „Künstlerkreis“, 402.

organisierten Lagerkultur ist es nicht verwunderlich, dass deutsche Staatsbürger in Frankreich häufiger versuchten zu fliehen als es die in Großbritannien taten. Da alle deutschen Staatsbürger interniert waren, blieben nur jene dauerhaft frei, die eine andere Staatsbürgerschaft angenommen hatten. Doch mit der Verhärtung von nationaler Identität und einem undurchlässigeren Nexus, fanden sich auch diese in einem Umfeld wieder, welches ihre Identität mehr und mehr in Frage stellte.

5 „Wir leben das Leben von Einsiedlern“: Nicht internierte Deutsche in Großbritannien und Frankreich, 1914–1918

Während die deutschen Staatsbürger in den Internierungslagern ihre Nationalität als einende Identität empfinden konnten und gerade in Großbritannien auch in Alter und Geschlecht einigermaßen homogen waren, gestaltete sich die Fülle an Identitäten für „ethnische“ Deutsche außerhalb des Stacheldrahtzauns deutlich komplizierter. Trotz alledem wurden in den Berichten der nicht-internierten „ethnisch“ Deutschen gewisse Gemeinsamkeiten deutlich, wie *Othering* und Nationalismus. Natürlich veränderten, wie auch bei den Internierten, gewisse Identitätsmarker wie beispielsweise Klasse, Geschlecht oder die sozialen Netzwerke solche Erfahrungen. Auch wichtig ist zu beachten, dass solche Erfahrungen schon vor dem Kriegsausbruch existierten. Ihre Intensität allerdings würde sich im Sommer 1914 deutlich erhöhen. Andere Erfahrungen als diese kamen hauptsächlich mit der Kriegserfahrung auf und entstanden aufgrund der institutionellen oder gesellschaftlichen Zwänge, die mit dem Krieg einhergingen.[1] Mit der Verhärtung des Nexus von nationalen Identitäten fanden sich diese „ethnischen“ Deutschen, manchmal vollständig assimiliert, außerhalb der nationalen Identität wieder, die sie eigentlich angenommen hatten. Da gerade in Großbritannien viele deutsche Staatsbürger nicht direkt interniert worden waren, ja, Internierung als Konzept bei vielen noch nicht angekommen war, empfanden „ethnisch“ Deutsche und deutsche Staatsbürger den Ausbruch des Krieges allerdings zumindest in Teilen sehr ähnlich.

Hierbei ist es für den Vergleich wichtig zu wissen, wie viele „ethnisch“ Deutsche diese Situation betraf. Wie bereits in den vorangegangenen Kapiteln deutlich wurde, wird dies durch mehrere Faktoren erschwert. Das erste Problem ist die Zahl der „ethnisch“ Deutschen, die nicht interniert wurden.[2] Hierbei gestaltet sich gerade die Nachforschung in Frankreich kompliziert, auch wegen der bereits besprochenen Art der Migration.[3] Naturalisierte Staatsbürger wurden nicht zwingend separat erfasst. Das zweite Problem ist das der Repatriierung, die im Verlauf des Krieges geschah und zu starken Zahlenunterschieden zwischen 1914 und 1918 führte. Drittens und letztens entsteht ein Problem bei der Frage des Framings. Selbst wenn eine Zahl der nicht-internierten „ethnisch“ Deutschen zustande

1 Manchmal kamen auch institutionelle und gesellschaftliche Zwänge zusammen, wie das Kapitel zeigen wird.

2 Panayi, *Immigrants*, 89–144.

3 König, „Birthday“, 84; Cheptou, „Syndicale“, 146.

Open Access. © 2025 Mathis J. Gronau, publiziert von De Gruyter. BY-NC-ND Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung – Nicht-kommerziell – Keine Bearbeitung 4.0 International Lizenz.
https://doi.org/10.1515/9783111561493-005

kommt, bleibt die Frage bestehen, wer in diese Liste aufgenommen wurde und wer nicht. Hierbei ist es hilfreich sich die wissenschaftlichen und zeitgenössischen Zahlen um „ethnisch“ Deutsche erneut anzuschauen.

Für Großbritannien hatte Stefan Manz argumentiert, dass 100.000 Menschen der tatsächlichen Zahl näher kommt als der Zensus, da die Zahl auch Personen aufnimmt, die in einem offiziellen Zensusbericht potenziell nicht mitgezählt wurden.[4] Allerdings stellt der Zensus von 1911 nicht nur allgemein Zahlen zu deutschstämmigen Individuen bereit, sondern zählt auch explizit naturalisierte Deutsche, aufgeteilt nach Geschlecht und Alter. Nimmt man nun die Zahl der naturalisierten „ethnisch“ Deutschen im Jahr 1911, fügt die Zahl der weiblichen deutschen Staatsbürgerinnen hinzu und jener männlichen deutschen Staatsbürger, die nicht im wehrfähigen Alter waren, so kann man sich der realen Zahl zumindest annähern: 1911 lebten 4.530 Männer und 1.912 Frauen in Großbritannien, die ihre deutsche Staatsbürgerschaft für die britische aufgegeben hatten. Weitere 18.742 Frauen mit deutscher Staatsbürgerschaft und 13.288 Männer mit deutscher Staatsbürgerschaft waren entweder älter als 45 oder jünger als 20.[5] Insgesamt waren also 38.472 Menschen in Großbritannien, die einen deutschen Hintergrund hatten, aber nicht interniert wurden.[6] Verglichen mit den Zahlen des Zensus wäre dies sogar die Mehrheit an „ethnisch“ Deutschen. Allerdings muss noch einmal deutlich gemacht werden, dass sich auch diese Zahl nur der realen Zahl annähert. So fehlen britische Staatsbürger, die klare Verbindungen zu „ethnisch“ Deutschen hatten, wie Kinder oder „ethnisch“ britische Ehepartner. Dazu kommt, dass trotz einer initialen großen Zahl, allein 1915 17.000 deutsche Staatsbürger repatriiert wurden, was die nicht-internierte Population in Großbritannien halbiert.[7] In Frankreich sind die Zahlen noch schwieriger zu eruieren. Da dort Frauen und Männer interniert wurden, ist eine Annäherung aufgrund von verschiedenen Zahlen nicht so simpel und muss daher anders rekonstruiert werden. Grant schätzt 90.000 Deutsche in Frankreich zwischen 1910 und 1911, Stibbe geht von 120.000 Deutschen um 1911 aus, wovon ein Viertel in Paris lebte.[8] Trotz einer ähnlichen Altersverteilung wie in Großbritannien, gestaltete sich die Geschlechterverteilung anders, machten Frauen ca. 61 % der „ethnisch“ deutschen Population in Frankreich aus.[9] Diese, aber auch

4 Manz, *Diaspora*, 30.

5 Census of England and Wales, *Summary Tables. Area, Families or Separate Occupiers and Population* (London: Majesties Stationary Office, 1915), 373.

6 Diese Zahl ähnelt stark der, von Premierminister Asquith 1915 genannten Zahl von 40.000 in Deutschland geborenen Individuen, sie sich außerhalb der Lager in Großbritannien aufhielten. Siehe: Panayi, *Enemy*, 78.

7 Denness, „Germanophobia“, 75–76.

8 Grant, *Migrations*, 81; Stibbe, *Internment*, 84.

9 König, „Brüche“, 23.

Männer außerhalb des wehrfähigen Alters oder mit schwerer Krankheit, wurden bis Ende 1914 fast vollständig repatriiert.[10] Die Gruppe, die weder interniert noch vollständig repatriiert wurde, waren naturalisierte Bürger.[11] Die französischen Zensuszahlen sprechen von ca. 4.100 Männern, die zwischen 1889 und 1913 die deutsche Staatsbürgerschaft für eine französische ablegten und von 416 Frauen zwischen 1900 und 1913.[12] Auch wenn diese Zahlen interessanterweise unterschiedliche Zeitrahmen abdecken und in keiner Weise die Geschlechterverteilung der deutschen Migration nach Frankreich widerspiegeln, zeigen sie doch etwas anderes. Während in Großbritannien länger eine größere Gruppe an naturalisierten „ethnisch“ Deutschen im Land bleiben konnte, verschwanden „ethnisch“ Deutsche in Frankreich vergleichsweise schnell und vollständig. Auch konnten sie ihre französische Staatsbürgerschaft wieder verlieren.[13] Doch waren diese Entwicklungen für „ethnisch“ Deutsche bei Ausbruch des Krieges noch nicht determiniert.

5.1 Reaktionen zum Kriegsausbruch

Auch wenn der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland am 3. August begann und zwischen Großbritannien und Deutschland am 4. August, ist dies meist nicht der Beginn der Erfahrungsberichte. Vielmehr starteten sie häufig mit einer gewissen Vorgeschichte, die kurz vor oder während der Mobilmachung einsetzte. Benjamin Ziemann hat in diesem Kontext überzeugend argumentiert, dass in der öffentlichen Meinung eine Generalmobilmachung meist einer Kriegserklärung gleichgesetzt wird, war die Erklärung doch meist nur der nächste logische Schritt.[14] So alternierte Gertrud Köbner auch immer wieder zwischen den Worten Mobilmachung und Krieg in den ersten Augusttagen, ja, sie wurde sich dieser fehlenden Differenzierung sogar selbst bewusst: „[es] vermengen sich beide Ideen doch so in der öffentlichen Meinung, daß sie nur einen bilden und wir schon mitten im Kriege zu stehen scheinen“.[15] Die gestiegenen Anfragen bezüglich einer möglichen Na-

10 Farcy, *Camps*, 27–28.

11 Um die 549 „ethnisch“ Deutsche verloren ihre französische Staatsbürgerschaft nachdem Frankreich auf das Delbrück Gesetz in Deutschland reagiert hatte. Siehe: Patrick Weil, *How to be French. Nationality in the Making since 1789* (Durham: Duke University Press, 2008), 61.

12 Pierre Depoid, *Les Naturalisations en France, 1870–1940* (Paris: Service National des Statistiques, 1942), 29–31.

13 Gérard Légier, „La Législation relative à la nationalité française durant la Première Guerre Mondiale“, *Revue criqitue de droit international* privé, 4 (2014), 763.

14 Benjamin Ziemann, *War Experiences in Rural Germany 1914–1923* (Oxford: Berg, 2007), 19.

15 Köbner, *Kriegsgefangen*, 33.

turalisierung in den deutschsprachigen Zeitungen in Großbritannien zwischen Mobilisierung und Kriegsausbruch sind hier auch ein weiterer Indikator.

Dieser Anstieg lässt vermuten, dass eine nicht unerhebliche Menge an deutschen Staatsbürgern den Kriegsdienst nicht antreten wollte. So spekulierte auch der Londoner General-Anzeiger: „Es handelt sich hier um eine Sicherheitsmaßregel solcher Leute, die in England ein Geschäft gegründet haben und mit allen Beziehungen hier wurzeln. Sie fürchten, bei einer Kriegserklärung zwischen beiden Ländern durch eine Ausweisung ruiniert zu werden“.[16] Dies ist ein weiterer Indikator für präsentere Assimilation als in Frankreich, wo in der *Pariser Zeitung* bis zum 29. Juli weder Fragen noch Werbungen für Naturalisierungen auftauchten.[17] Eher umgedreht tauchten dort nur Fragen nach dem Verlassen Frankreichs auf:

> **Karl L...rig** [sic]. Paris ab 11.15 Uhr abends, Antwerpen an 6.56 [Uhr] am Morgen des anderen Tages [...] Irgendwelche Umstände haben Sie mit dem Gepäck nicht, vorausgesetzt, daß sie nicht zuviel mitnehmen.
> **W. Reis.** Paris ab 8.40 Uhr abends, Köln (ohne umzusteigen) an 8.00 Uhr morgens. Die einfache Fahrt 3. Klasse kostet 23,10 Franken, die Hin- und Rückfahrt bei zwanzigtägiger Gültigkeit 38,90 Franken. [...]
> **Hilsenbeck.** Paris ab 9.05 Uhr abends, München an 1.08 Uhr mittags des andern Tages [...] In Bezug auf Versendung des Gepäcks wenden Sie sich am besten an einen der in unserem Anzeigenteil verzeichneten Spediteure.[18]

Ob später noch Fragen nach Naturalisierung auftauchen, lässt sich nicht rekonstruieren, war dies auch die letzte Ausgabe der Zeitung. Die analysierten Erfahrungsberichte jedenfalls sprachen auch nicht darüber eine Naturalisierung anzustreben, sondern von Fluchtversuchen. Während die genannten Gründe für eine Naturalisierung oder eine Flucht nicht exemplarisch verifiziert werden können, so ist Angst vor verlorenem Einkommen zumindest in den höchsten Finanzkreisen Großbritanniens sichtbar. Auch wenn viele der Anfragen nach britischer Staatsbürgerschaft erfolglos blieben, war dies nicht für alle ein Problem. Baron Bruno von Schröder gelang es, zusammen mit einigen seiner Mitarbeiter, die britische Staatsbürgerschaft *nach* Kriegsbeginn zu erhalten.[19] Diese Naturalisierung war vor allem deswegen möglich, weil er Verbindungen zur britischen Wirtschaft hatte und es angenommen wurde, dass seine Arbeit für diese wichtig sei. Soziale Stellung und Reichtum konnten daher sogar, zumindest in Teilen, die hochfahrenden Barrieren der nationalen Identität ausschalten. Dass eine Naturalisierung aufgrund von guten Netzwerken einfacher war, zeigt auch wie eine höhere Stellung

16 „Deutschland ruft zu den Waffen“, *Londoner General-Anzeiger*, 5. August 1914, 2.
17 Siehe: *Pariser Zeitung*, 29. Juli 1914, 3.
18 „Briefkasten“, *Pariser Zeitung*, 29. Juli 1914, 3.
19 Roberts, *Schroders*, 152.

die Problematik solcher Situationen abmildern konnte. Ein Luxus, den sich nicht viele deutsche Staatsangehörige leisten konnten, was dazu führte, dass sie häufig ihre Anstellung verloren.[20] Doch traf der Krieg trotzdem auch jene naturalisierten „ethnisch“ Deutschen.

Zwar nicht durch die Einberufung nach Deutschland geordert, haderten trotzdem viele naturalisierte „ethnisch“ Deutsche mit Push- und Pull-Faktoren. Sie sahen sich plötzlich mit Fragen der Zugehörigkeit oder ethnischen Barrieren konfrontiert. Ethel Fiedler, die Frau des naturalisierten Gelehrten Hermann Fiedler, notierte beispielsweise in ihrem Tagebuch, dass Familienmitglieder in Deutschland darum baten, dass ihre Angehörigen zurück nach Deutschland kommen sollten: „Sonntag, 2. August um 3 Uhr Telegramm von Hildis Bruder das sagt, sie muss nach Hause kommen. […] sie konnte am 3. August übersetzen.“[21] Auf der anderen Seite wurde der naturalisierte Felix Semon vom Krieg überrascht, als er mit seinem, ebenfalls naturalisierten, guten Bekannten Ernest Cassel Urlaub in der Schweiz machte.[22] Ihre Reaktion auf die Situation beschrieb Semon wie folgt:

> Anfang Juli, 1914, hatte mein Freund, Sir Ernest Cassel, mich eingeladen, zwei Wochen mit ihm in seiner Villa auf der Riederfurka oberhalb des Aletsch Gletschers zu verbringen. Ich nahm dankend an. […] [Doch] am 23. Juli wurde das österreichische Ultimatum an Serbien bekannt. Aber niemand glaubte, dass das Schlimmste passieren würde, am wenigsten Cassel, der in konstantem Kontakt mit den führenden britischen, deutschen, französischen und amerikanischen Finanzmagnaten stand. […] Ich fand ihn Bridge spielend, zusammen mit seiner Nichte, Mrs. Jenkins, und dem ersten Lord der Admiralität, Mr. Winston Churchill, der seine Freundschaft mit Cassel von seinem Vater, dem späten Lord Randolph Churchill geerbt hatte. Ihre Fröhlichkeit wurde nicht für einen Moment von den pessimistischen Vorahnungen gestört. […] In den nächsten Tagen bewölkte sich der politische Horizont erkennbar und ich hatte täglich schlimmere Vorahnungen. Ich hätte mich lieber mit meiner Familie wiedervereint. […] Vergeblich deutete ich immer wieder an, dass es ratsam sei nach England zurück zu kehren. Er [Cassel] blieb bei seiner selbstbewussten Hoffnung, dass die Wolken vorüberziehen würden. „Ich bin ein Optimist“ pflegte er zu sagen und das einzige Zugeständnis, das ich ihm abringen konnte, war, dass er zurückkehren würde, sollte sich Frankreich mobilisieren.[23]

Auch hier wird wieder deutlich, welche Bedeutung die Mobilisierung auch für naturalisierte „ethnisch“ Deutsche hatte. Ebenfalls deutlich wird die Annahme, dass ein Krieg eher Frankreich und Deutschland betreffen würde als Großbritannien und dass selbst die Agierenden in den höchsten politischen Kreisen solche Annah-

20 Panayi, *Enemy*, 235–236.

21 Ethel Mary Fiedler, *Main Incidents in the Married Life of Hermann Georg Fielder and Ethel Mary Fiedler* (unpublished, 1899–1920), 70.

22 Semon, *Autobiography*, 295–296.

23 Semon, *Autobiography*, 295–296.

men teilten. Letztlich wird hier der Pull-Faktor sichtbar, den familiäre Beziehungen für naturalisierte „ethnisch“ Deutsche auch nach Großbritannien haben konnten. Als die Schweiz laut Semon am 1. August mobilisierte, wollten nun beide zurück dorthin.[24] Die Bewegungen „ethnisch“ Deutscher um den Ausbruch des Krieges herum waren also komplexer als nur nach Deutschland, waren diese Bewegungen doch stark von Staatsbürgerschaft und persönlichen Verwurzelungen abhängig. In Großbritannien angekommen, versuchte sich Semon zu Beginn ruhig zu verhalten, um keine negative Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Doch zeigt sich bei Betrachtung aller Erfahrungsberichte in Großbritannien und Frankreich ein eher gemischtes Bild.

Im Gegensatz zu den Erfahrungsberichten, die vom Verlassen der jeweiligen Länder sprachen, drückten die naturalisierten „ethnisch“ Deutschen in ihren Berichten eher die Hoffnung aus, weiterhin in Frieden oder wenigstens Normalität leben zu können. Dies ist allerdings eine einseitige Feststellung, handelt es sich bei diesen Erfahrungsberichten vollständig um „ethnisch“ Deutsche in Großbritannien. Für Frankreich konnten keine solchen Berichte gefunden werden. Wobei hier zu sagen ist, dass dies in Teilen an der Eingrenzung der Gruppe liegt. So existieren diverse Berichte von Elsässern, die Jahre zuvor nach Frankreich gekommen waren, und den Krieg dort miterlebten. Sie waren ursprünglich in einem Gebiet geboren, das in Deutschland lag. Doch wurden sie zu einem großen Teil als Franzosen gesehen, die auf momentan besetztem französischem Gebiet geboren worden. Identifizierten sie sich mit Frankreich, wurden sie nicht als Deutsche wahrgenommen. Diese Elsässer betrachteten sich nicht als deutsch, wurden nicht als deutsch betrachtet und hatten außerhalb des Elsass keine Verbindungen nach Deutschland. Sie waren daher meist bereits Teil der Mehrheitsgesellschaft. Selbst eine Assimilation kann in diesem Sinne in Frage gestellt werden, änderte sich zumeist doch eher nur die Nationalität auf dem Papier, als es eine Anpassung gab. Schließlich wurde das Elsass als genuin französisch angesehen. In diesem Falle also, waren sie in keinem Sinne „ethnisch“ deutsch, auch wenn ihre Geschichten kontextuell wichtig für dieses Kapitel sein können. Daher werden sie zu Wort kommen, aber keinen eigenen Teil einnehmen, wie sie es im vorangegangenen Kapitel getan haben.

In Großbritannien wiederum gab es solche Berichte oder Unterlagen. Dort machten sich die „ethnisch“ Deutschen genau solche Sorgen wie die Mehrheitsbevölkerung, sollte es zu einem Krieg kommen.[25] Geschäftsmänner sorgten sich um ihr Einkommen, einige hatten noch Familie in Deutschland, die sie auf unbestimm-

24 Semon, *Autobiography*, 296.

25 So zum Beispiel sichtbar in der Korrespondenz der Familie von Schröder nach dem Kriegsausbruch. Siehe: SF/ES/1914.

te Zeit nicht sehen würden und andere sorgten sich um Familienmitglieder, die auf einer der beiden Seiten ins Feld ziehen würden. Zwar gab es Loyalitäten zu Deutschland vor allem auch vor dem Krieg, wie bei der Familie von Schröder, allerdings bestand bei vielen auch eine Loyalität zum neuen Heimatland, wenn nicht sogar eine stärker ausgeprägte.[26] Hier konnten Loyalitätsbeweise durch Anstrengungen für ihr neues Heimatland erbracht werden, wie es beispielsweise der Tutor Maximilian Mügge tat, der sich der britischen Armee anschloss. In Frankreich konnte dies durch den Beitritt in die Fremdenlegion erreicht werden und führte zu einer solchen Besserbehandlung, dass die Zahl der deutschstämmigen Rekrutierten bis 1918 sogar anstieg.[27] Allerdings war Gewalt im Kampf auch nicht die einzige Gewalterfahrung, die „ethnisch“ Deutsche in ihren neuen Heimaten erfahren konnten. So waren diese, wie im letzten Unterkapitel deutlich wird, ebenfalls Ziele von Ausschreitungen in beiden Ländern.

Ob sie sich entschieden hatten für ihre neue Heimat zu kämpfen, ruhig zu bleiben, oder schlichtweg ihr normales Leben weiterzuführen, das Leben der „ethnisch“ Deutschen außerhalb der Lager änderte sich mit Kriegsbeginn deutlich. Da die Durchlässigkeit von nationaler Identität drastisch abnahm, entwickelte sich in ihren neuen Heimatländern ein Diskurs der Andersmachung bzw. des *Othering*, welches viele dieser Personen ihrer Handlungsmöglichkeiten beraubte. Dies geschah in Großbritannien später als in Frankreich. Waren deutsche Staatsbürger interniert, fanden sich die restlichen „ethnisch“ Deutschen nun in einem Land wieder, das sie sofort oder zunehmend als anders wahrnahm.

5.2 Erzwungenes *Othering*

Jemanden als anders wahrzunehmen ist nicht nur ein persönlicher Akt der eigenen Abgleichung mit dem Gegenüber. *Othering*, zu Deutsch auch Andersmachung, bezeichnet laut Angahard Valvida eine „Strategie, die den Mainstream dadurch verstärkt, indem sie Individuen und Gruppen differenziert und an die Ränder drängt, welche anhand einer Bandbreite an sozialkonstruierten Kategorien festge-

26 Stefan Manz spricht von nationalistischen Tendenzen in der deutschen community in Großbritannien, die sich bis in die naturalisierten „ethnisch Deutschen“ hielten. Siehe: Manz, „Nationalism“, 413–414. Allerdings änderten auch viele Naturalisierte ihren Namen um englischer zu wirken. Siehe: Panayi, *Enemy*, 66.

27 Alfred Vagts, „The Foreigner as Soldier in the Second World War, I“, *The Journal of Politics*, 8:2 (1946), 178.

macht werden".[28] Darüber hinaus unterscheidet sich *Othering* von anderen Gruppenaktivitäten, setzt es doch eine klare Dichotomie zwischen einer *In-Group* und einer *Out-Group* fest, einem Selbst und einem Anderem, welches das Selbst dadurch bestärkt, indem es dessen Eigenschaften gespiegelt zugeschrieben bekommt.[29] Dieses Verhalten kann natürlich einerseits von der Mehrheitsgesellschaft angewandt werden, um sich von Minderheitsgruppen zu distanzieren, aber auch andererseits von Minderheiten um sich aktiv von der Mehrheitsgesellschaft zu separieren. *Othering* ist daher nicht so weit vom Konzept der Ethnie entfernt. Der Unterschied zwischen der Anwendung auf Seiten der Mehrheitsgesellschaft und der Anwendung auf Seiten der Minderheit kann als erzwungenes und freiwilliges *Othering* verstanden werden. Wichtig ist hierbei hauptsächlich, wer das *Othering* ausführt: die Gruppe, die anders macht, oder die Gruppe die anders gemacht wird. Bei dem freiwilligen *Othering* geht es gerade um die Freiwilligkeit, mit der eine Gruppe oder eine Person sich aktiv von einer anderen Gruppe oder einem anderen Individuum unterscheiden möchte, indem ein eigenes Narrativ geschaffen oder ein bestehendes abgelehnt wird. So kann eine Minderheit beispielsweise durch divergierende Aspekte von der Mehrheit abweichen und so auf sich aufmerksam machen. Wichtig hierbei ist, dass beide Seiten eine Stimme in diesem Prozess haben. Sie können das, was das andere ausmacht, mit beeinflussen.

Diese Form des freiwilligen *Othering* war im Großbritannien vor 1914 vorherrschender gewesen, hatte sich dort doch eine selbstbewusste *Community* mit einer deutschen Identität entwickelt. Dies war natürlich nicht bei allen „ethnisch" Deutschen der Fall. Einige Migranten wie Rudolf Rocker oder Maximilian Mügge betonten andere Aspekte ihrer Identität deutlich stärker, allen voran der Sozialismus oder das Judentum für Rudolf Rocker oder die naturalisierte britische Identität für Mügge. Sich auf andere Identitäten als die ethnisch-nationale fokussieren zu können, war eine Eigenschaft des offenen Diskurses in Großbritannien. Sie erlaubte es Individuen von ihrer nationalen Identität fortzukommen, aber auch umgekehrt diese zu betonen. Der *Londoner General-Anzeiger* beispielsweise, machte zum 25. Jubiläum seines Erscheinens deutlich, was er als Grund für seinen Erfolg ansah: „Besondere Anerkennung hat es gefunden, daß der Londoner General-Anzeiger zahlreiche Nachrichten aus der Heimat bringt, die man in den großen englischen Tagesblättern […] vergeblich suchen würde. Diese ständige Verbindung mit den Geschehnissen der Heimat ist einer der Hauptgründe für die Anhänglichkeit der

28 Angharad Valdivia, „Othering", in Laurie Ouellette und Jonathan Gray (Hg.), *Keywords for Media Studies* (New York: NYU, 2017), 133.

29 Dale Southerton, „Othering", in, *Encyclopedia of Consumer Culture*, 1 (Thousand Oaks: SAGE, 2011), 1071.

Leser an den Londoner General-Anzeiger.“[30] Institutionen, die diese *Community* und ihre Identität am Leben hielten, wurden nicht nur von der Zeitung unterstützt, sondern auch aktiv von anderen Migranten, so bedankte sich beispielsweise die Deutsche Schule 1914: „Zu großem Danke ist die Anstalt auch in diesem Jahre verschiedenen Gönnern verpflichtet. Weitere Gaben an Geld, wertvollen Naturalien und Büchern zeigen ein hocherfreuliches Interesse an der jungen Schule“.[31] Meist wurden diese Einrichtungen in Teilen, wenn nicht sogar zu großen Teilen von Baron Bruno von Schröder finanziert. Dieser hatte zwar nach seiner Übersiedlung das Bankengeschäft seines Onkels in London übernommen, Verbindungen nach Deutschland pflegte er jedoch weiterhin. Diese Verbindung spiegelte sich auch in bestimmten ethnischen Einrichtungen, wie dem *Deutschen Theater*, welches sich einen aktiven Kulturaustausch zur Aufgabe gemacht hatte.[32] Allerdings fand dieser Austausch, ebenso wie die offene Darstellung der eigenen ethnischen Minderheitsidentität meist auf der Grundlage statt, dass deutsche Eigenschaften positiver dargestellt wurden. Ein Übergang zu einer britischen Identität durch die Verringerung differenzierender Marker, wie beispielsweise dem eigenen Namen, war allerdings auch möglich. In Frankreich gestaltete sich die Situation für „ethnisch“ Deutsche schwieriger, war dort doch eher die Form des erzwungenen *Otherings* beheimatet.

Erzwungen wird *Othering* dann, wenn eine Gruppe als anders wahrgenommen und beschrieben wird, ohne dass diese eine Stimme in diesem Prozess hätte. Attribute der anderen Gruppe werden mit Zustimmung oder Indifferenz der Mehrheit diskutiert und festgelegt und das ohne oder gegen die Ansichten der Gruppe. Diese Diskussionen oder das daraus resultierende Handeln sind meist das, was generell unter *Othering* verstanden wird. Sie herrschten in Frankreich vor. Dort, gerade auch wegen der historisch gewachsenen „Erbfeindschaft“, war jenes *Othering* tief in die öffentlichen Meinung eingebettet.[33] Die deutsche Minderheit in Frankreich musste mit einer voreingenommenen Mehrheit umgehen, die aus diesen Vorurteilen auch keinen Hehl machte.[34] Da der verhärtete Diskurs, welcher dieses *Othering* verursachte und verstärkte, jedoch bereits an anderer Stelle ausführlicher diskutiert wurde, so genügt hier nur noch einmal die Feststellung, dass erzwungenes *Othering* in Frankreich bereits deutlich präsenter war. Der

30 „25 Jahre Londoner General-Anzeiger“, *Londoner General-Anzeiger*, 3. Januar 1914, 1.

31 „Das 2. Schuljahr der Deutschen Realschule.“, *Londoner General-Anzeiger*, 25. Juli 1914, 1; Siehe auch: Maureen Specht, *The German Hospital in London and the Community it served 1845 to 1948* (Maidenhead: Anglo-German Family History Society, 1997), 47–49; Wiegand, *Orphanage*, 14–16.

32 Krebs, *Theatre*, 270-275.

33 Zweig, *Erinnerungen*, 106–107.

34 Recke, *Christuskirsche*, 69.

größte Wandel würde mit Ausbruch des Krieges in Großbritannien stattfinden. Der Austausch und das Verständnis des Anderen, woran die deutsche Minderheit aktiv mitgearbeitet hatte, machte einer Stimmung Platz, in der das *Othering* letztendlich nur noch von der Mehrheit bestimmt wurde.[35] In dieser Hinsicht erfuhren die Betroffenen nun den Verlust ihrer Selbstbestimmung, ihre eigene Identität innerhalb der Mehrheitsgesellschaft kategorisieren zu können. Da dieser Wandel das vorangegangene Miteinander radikal veränderte, brachte er ein tiefes Gefühl der Empörung mit sich, dass sich vor allem in den „ethnisch" deutschen Kreisen manifestierte, welche naturalisiert waren und sich über diesen Debatten sahen.

„Ethnisch" Deutsche, die bereits die britische Staatsbürgerschaft angenommen hatten, dachten, dass sie der Status als britische Bürger schützen würde. Maximilian Mügge beispielsweise schrieb bei Ausbruch des Krieges: „Viele der naturalisierten britischen Bürger zeigen zurzeit ihre Rechte vor. Im Fenster eines Schusters sah ich sein Naturalisierungszertifikat."[36] Aktionen wie diese, in denen die Nationalität zum Schutze am Fenster angebracht wurde, waren auch in Frankreich zu beobachten. Allerdings handelte es sich hierbei nicht um naturalisierte „ethnisch" Deutsche oder zumindest konnte in den Quellen keine solche Erwähnung gefunden werden. Die Fälle, die beispielsweise von Helene Schaarfschmidt oder Gertrud Köbner genannt wurden, beschrieben immer Häuser, die sich aktiv nur als französisch oder eine alliierte Nationalität darstellten.[37] So schrieb Gertrud Köbner über ihre Erfahrungen am 4. August 1914:

> Hier und da, wo das Ladenschild einen ausländischen Namen verrät, hat der Eigentümer es für angebracht gehalten, seine wirkliche Nationalität anzugeben aus Furcht, für einen Deutschen gehalten zu werden. Ein Schneider, dessen Vatersname in einer italienischen Silbe ausläuft, hat sogar seine Reserveuniform und seinen Militärpaß ins Schaufenster gelegt und außerdem ein Plakat mit der feierlichen Inschrift angebracht, daß seine fünf Brüder ebenfalls im französischen Heer dienen. Diese Vorsichtsmaßregeln sind, wie wir bereits gesehen haben, nicht unnütz und alle die, die sich vor dem törichten Geschick fürchten, das Maggi, Pschorr, Appenrodt usw. zuteil wurde, bringen an ihren Schaufenstern Karten mit nachstehenden Inschriften an: „Cette maison est francaise" oder „maison-archi-francaise" oder auch „ici dans cette maison anglaise le personnel est exclusivement anglais."[38]

35 Sie wurden direkt und indirekt von Zeitungen angesprochen, ohne, dass diese in den meisten Fällen eine Antwort erwarteten. Im Kontext der Poesie des Ersten Weltkrieges spricht Elizabeth Marsland von „Nichtlesern". Elizabeth Marsland, „Literature as Interaction. Readers and „Non-Readers" in the First World War Propagandist Poetry", *Poetics*, 13:6 (1984), 487.

36 Mügge, *Diaries*, 5.

37 Köbner, *Kriegsgefangen*, 39; Schaarfschmidt, *Erlebnisse*, 9.

38 Köbner, *Kriegsgefangen*, 39.

Auch wenn nicht klar ist, wie häufig diese Darstellung von Staatszugehörigkeit stattfand und welche Motivationen und Personen hinter diesen Handlungen standen, so waren sich Köbner und Schaarfschmidt sicher, in ihnen Sicherheitsmaßnahmen zu sehen, um die Personen vor einer Behandlung als Deutsche zu schützen. Anders zu sein war in diesem Rahmen zwar noch erlaubt, allerdings nur dann, wenn es sich um nationale Identitäten handelte, die auch als freundlich gesinnt galten. In Großbritannien lagen die „ethnisch“ Deutschen auch nicht vollkommen falsch in der Annahme, dass ihr Verweis auf die britische Staatsbürgerschaft sie schützen würde. Die Offenheit in Großbritannien und ihre Position als britische Bürger gaben ihnen die Möglichkeit, aktiv am Diskurs über Deutsche teilzunehmen. Doch mussten sie erst ihre Loyalität beweisen, was meist über die reine Staatsbürgerschaft hinausging. Für die Ross Familie war es beispielsweise von Vorteil, dass Charles Ross' Bruder als britischer Staatsbürger in Ruhleben gefangen gehalten wurde und somit für die neue Heimat litt.[39] Die Äußerungen „ethnisch“ Deutscher wurden nun im Laufe des Krieges reaktiv. Vor Kriegsbeginn hatten Schulen, Kalender, Theaterstücke und ähnliche Einrichtungen noch ein aktives Selbstbild dieser Gruppe nach außen tragen können. Alle Veröffentlichungen zu Kriegszeiten konstituieren hingegen eher Reaktionen auf Anschuldigungen, Forderungen oder Probleme, die bereits in der Mehrheitsgesellschaft diskutiert worden waren. Das Heft *Some Aspects of the War as Viewed by Naturalized British Subjects*, welches August Cohn im Namen des *Council of Loyal British Subjects of German, Austrian, or Hungarian Birth* veröffentlichte, machte diese Reaktivität 1915 in seinem Vorwort noch einmal sichtbar:

> „Warum kommen diese Männer nach vorne, die in Deutschland oder Österreich geboren und aufgewachsen sind und haben die Intention zu demonstrieren, dass die Kriegsschuld im Lande ihrer Geburt liegt?“ Dies ist die Frage, welche sich von denen gestellt werden wird, die dieses Blatt lesen, sei es Engländer, Alliierter oder Neutraler und sie verdient eine direkte Antwort. […] Und wir geben die Antwort, die bis zu den Wurzeln des Problems reicht, mit welchem wir gerade kämpfen: „Weil wir aus einem Staat der politischen Schülerschaft und Bevormundung in dem die Deutschen leben, hervortraten. Weil wir wissen, dass die Mehrheit der Leute, die in diesen, unseren Herkunftsländern, leben, unsere Ansichten teilen würden, wären sie nicht so politisch untätig und naiv. Hätten sie nicht ihren Intellekt und ihr Gewissen gemeinsam mit ihren politischen Ambitionen den preußischen Herren überlassen.“[40]

„Ethnisch“ Deutsche mit britischer Staatsbürgerschaft wollten nun einerseits deutlich machen, dass sie sich aktiv vom Feind gelöst hatten, aber auch gleichzeitig ih-

39 John Markham, *Keep the Home Fires Burning. The Hull Area in the First World War* (Beverly: Highgate, 1988), 49–50.
40 Cohn, *Aspects*, 5.

ren Status als loyale Bürger nutzen, um die Kritik am Feind abzuschwächen. Dass es nur um Verteidigung ging, bedeutete auch häufig, dass die Mehrheit sie häufiger zu Reaktionen zwingen konnte. Zwei ähnliche Vorfälle in Großbritannien und in Frankreich unterstreichen diese Dynamik noch einmal.

1915 veröffentlichte die *Evening News* einen Artikel, indem sie die Namen hochrangiger naturalisierter Bürger in Großbritannien nannte, darunter Ernest Cassel, Felix Semon und Baron von Schröder. Im Zuge dieses Artikels schickte die Zeitung nun Briefe an die genannten Personen in denen sie mehr oder weniger dazu aufforderte, eine vorgefertigte Erklärung zu unterschrieben, worin die Behandlung britischer Kriegsgefangener angeprangert wurde, um damit „dem Land ihrer Adoption zu dienen".[41] Baron von Schröder, der in der deutschen Gemeinde und anschließend den Internierungslagern als aktiver Spender aufgetreten war, verzichtete auf eine Unterschrift und erhielt im Anschluss mehrere anonyme Briefe, die ihn aufforderten, die Erklärung zu unterschreiben. Sollte er sich weigern, würde er sich als deutscher Verbündeter offenbaren und einige der Briefe hielten sich auch nicht mit Drohungen zurück: „Ihre Weigerung der Einladung ‚Evening News' zu antworten [...] gibt Grund für schwere Verdächtigungen. Falls sie sich immer noch weigern sollten ihre Loyalität für dieses Land zu deklarieren, gibt es jene, die nicht ruhen werden bis sie entweder zurück ins Vaterland geschickt werden oder hier interniert sind."[42] Auch in Frankreich war eine Debatte in den Zeitungen über naturalisierte Deutsche in hohen Ämtern entbrannt, waren diese laut einiger Stimmen doch mindestens genauso gefährlich wie nicht-naturalisierte Deutsche.[43] Die Zeitung *La Baïonette* beispielsweise veröffentlichte 1915 einen humoristischen Cartoon-Band, in dem sie genau diese Problematik immer wieder aufgriff. Dort finden sich die meisten Aussagen *über* naturalisierte Deutsche. Häufig wurde der versteckende Charakter hervorgehoben, so schalt eine Frau ihren Mann nicht mehr „Donnerwetter" zu sagen, wenn er das Kind züchtigte, oder verstohlene Diener und Frauen gaben die sich als Personen anderer Nationalitäten aus und frönten jetzt im Schutze ihrer französischen Staatsbürgerschaft weiterhin einer deutschen Identität.[44] Viele dieser Zeichnungen, ebenso wie die allgemeine Kampagne gegen naturalisierte Bürger, wurden von der rechtsradikalen Gruppe

41 SH387, Brief der Evening News an Bruno von Schröder 13.11.1914 in, Anti-German Material JHS/Z/00004525.

42 Anonymer Brief vom 25.11.1914 in, Anti-German Material JHS/Z/00004525. [Betonung im Original]

43 „Chambre des députés – séance du 29 Janvier 1915", *Journal officiel de la République française. Débâtes parlementaires. Chambre des députés. Compte rendu in-extenso*, 28.01.1915, 44; Henriot, „Naturalisés", *La Baïonnette*, 9. September1915, 158.

44 Henriot, „Naturalisés", 147–148.

L’Action Francaise koordiniert und hatte einen gewissen Einfluss: Eines ihrer Hauptziele war Emile Ullmann, der Direktor und Vizepräsident einer lokalen Bank, der sogenannten *Comptoir d’Escompte*. Nach einer monatelang andauernden Medienkampagne über seine deutsche Herkunft (er war in Frankfurt geboren und hatte vor dem Krieg die französische Staatsbürgerschaft angenommen) trat Ullmann schließlich zurück.[45] Sowohl Ullmann als auch von Schröder sahen sich also Druck ausgesetzt, der einzig auf der dargestellten Identität entstand und welcher sie zur Handlung zwingen sollte. Sie wurden beide als Feind dargestellt und sollten handeln, um sich von ihr durch spezifizierte Aussagen zu distanzieren. So ist es nicht verwunderlich, dass Distanzierungen zur deutschen Identität auftauchen wurde, wie sie in den Eingangsworten des Pamphlets gefordert wurden oder in den ironischen Zeichnungen in *La Baïonette*. „Ethnisch“ Deutsche versuchten sich als Teil der Mehrheit oder zumindest deutlich von den Deutschen getrennt darzustellen, wenn sie es konnten.

Ein gutes individuelles Beispiel für dieses Verhalten ist Maximilian Mügge. Mügge distanzierte sich deutlich von seiner Herkunft, schrieb er doch in seinen Erinnerungen: „Bis in einer fernen Zukunft universelle Freizügigkeit und irdische Staatsbürgerschaft Realität geworden ist, wird Naturalisierung […] eine Notwendigkeit in vielen Fällen bleiben. Liebe für und eine tiefe und loyale Hingabe zu dem neuen Land sollte die einzige Motivation für einen Mann sein, die Nationalität seiner Geburt abzugeben.“[46] Mit dieser Loyalität gegenüber Großbritannien im Sinne, argumentierte Mügge nun allerdings auch, dass Deutschland nicht alleinig für den Krieg verantwortlich sei, sondern alle involvierten Nationen und das Bankenwesen: „Russland und Frankreich sind am meisten hierfür verantwortlich, davon bin ich sehr überzeugt […]. Doch gibt es auch wenig Zweifel, dass das Auswärtige Amt und das Foreign Office in einem gewissen Maße auch schuldig sind […] und letztendlich die Händler! Sie sind der Schmutz der Erde im moralischen Sinne“.[47] Doch dabei beließ es Mügge in diesem Kontext nicht. Er war zwar eindeutig nicht anti-deutsch gesinnt, kritisierte allerdings auch „ethnisch“ Deutsche scharf, die, seiner Meinung nach, nur die britische Staatsbürgerschaft aus Selbstschutz angenommen hatten:

> Naturalisierung aus „Geschäftsgründen“ sollte praktisch unmöglich gemacht werden. Jeder Mann, der eine doppelte Nationalität vor dem Hintergrund behält, seine Geschäftsinteressen zu vermehren oder der, wenn er genug verdient hat, zu seiner alten Nationalität zurück-

45 Léon Daudet, *La Guerre Totale* (Paris: Nouvelle Libraire Nationale, 1918), 68; „La Chasse aux Boches“, *L’Intransigeant*, 1. November 1915.

46 Mügge, *Diaries*, 5.

47 Mügge, *Diaries*, 1.

> kehrt, sollte die Hälfte seines Vermögens oder sogar noch mehr verlieren. Doch – im Gegenzug dazu, sollte dem neuen Bürger unbedingt und uneingeschränkt vertraut werden.[48]

So sehr diese Zeilen in die allgemeine Positionierung auf Seiten Großbritanniens passen, so sehr ist auch anzunehmen, dass dieses Beispiel nicht zufällig von Mügge gewählt wurde. Unterlagen aus den *Schroder Archives* zeigen, dass Mügge nicht nur von den Angriffen auf von Schröder wusste, sondern diesen zwei Mal um monetäre Unterstützung anschrieb. Dort argumentierte er, dass sich naturalisierte Bürger schließlich gegenseitig unter die Arme greifen müssten, anstatt internierten Deutschen zu helfen. Von Schröder machte seine Haltung zu Mügge mit einem großen „NO" deutlich, dass er auf den Brief und damit die Anfrage schreiben ließ.[49] Es ist daher nicht abwegig anzunehmen, dass sich zumindest ein Teil dieser Kritik implizit gegen von Schröder und seine fehlende Hilfe richtete. Was hierdurch auf jeden Fall deutlich wird ist die Tatsache, dass eine Trennung von potenziell problematischen Gruppen oder problematischen Teilen der eigenen Identität enorm auf dem persönlichen Kontext basierte. Maximilian Mügge hatte seine Anstellung mit Ausbruch des Krieges verloren und gerade auch wegen seines Hintergrundes darum gekämpft, eine neue Stelle zu bekommen. Selbst im Militär, welchem er sich letztendlich anschloss, wurde seine ehemalige Staatsbürgerschaft für ihn zum Problem. Es ist daher offensichtlich, dass seine Positionierung klar auf Seiten Großbritanniens nicht aufgegangen war und er war nicht der Einzige. Auch Eyre Crowe, der offensichtlich anti-deutsche Meinungen im Foreign Office vertreten hatte, musste sich mit öffentlichen Debatten bezüglich seiner Nationalität auseinandersetzen.[50] Die Verbindung zu einer deutschen Identität aufzukündigen war allerdings nicht die einzige Methode, mit der „ethnisch" Deutsche dem erzwungenen *Othering* entgegenwirkten.

Baron Bruno von Schröder beispielsweise schlug einen anderen Weg ein, als er während des Krieges privat weiterhin die „ethnisch" deutsche *Community* unterstützte, sich aber öffentlich bedeckt hielt um weitere Aufmerksamkeit zu vermeiden. Dass es schwierig war für Menschen mit deutscher Identität unbemerkt zu bleiben, auch wenn sie nicht aktive Hilfe betrieben wie Schröder, wird an zwei Notizen aus dessen Archiven sichtbar. Eine Notiz, mit Schreibmaschine geschrieben, wurde an den Kirchenarbeiter der deutschen protestantischen Kirche in Montpelier Place geschickt, war diese doch während des Krieges noch offen geblieben. Darin stand ein sehr direktes Angebot: „Wir werden dir 5 £ [sic] geben, wenn

48 Mügge, *Diaries*, 5.
49 SH387, Privater Brief an Baron Bruno Schröder, 25.02.16, in Anti-German Material JHS/Z/00004525.
50 Panayi, *Enemy*, 194.

du uns eine Liste aller Menschen gibst, (und ihrer Adressen [in Bleistift hinzugefügt]) die deine Kirche besuchen“.[51] In einer weiteren Notiz beschwerte sich jemand anonym über die Kirchengänger:

> Wir können nicht verstehen, was ihr sonntags so lange in der Kirche treibt. Eine halbe Stunde sollte genug für eine Messe sein und ihr solltet euch freuen so viel Zeit dafür zu haben. Einige unserer Ehemänner werden sehr bald auf Heimaturlaub hier sein und da ihr letzte Nacht so viele unserer Krankenschwestern ertränkt habt, könnt ihr euch auf Ärger gefasst machen, wenn sie ankommen.[52]

Gerade die Anonymität macht es schwierig zu ergründen, was die Motivation hinter diesen Nachrichten war. Einerseits könnte es Wut gewesen sein, die falsche Schreibweise der Pfundnote *nach* der Zahl legt andererseits sogar die Möglichkeit einer Fälschung nahe. Unterstellt man den Dokumenten im Kontext zu den anderen Nachrichten an eine gewisse Glaubwürdigkeit, so wurde sogar der Gang zu einer deutschen Kirche als politischer Akt wahrgenommen, der einen in die gleiche Gruppe wie das deutsche Militär brachte. Daher ist es nur verständlich, dass einige den Blick der Öffentlichkeit vollständig mieden. Felix Semon war einer dieser Menschen. Schon lange naturalisiert und seit mehreren Jahrzehnten in Großbritannien ansässig, hatte Semon sich einen Namen als respektabler Professor und Arzt in deutschen wie in britischen Kreisen gemacht.[53] Doch selbst in dieser Position traute sich Semon nicht, sich für die britische Kriegsanstrengung einzusetzen, würde diese Handlung doch nur als Selbstschutz verstanden werden und den Sinn der Aussage nichtig machen: „Jede öffentliche Stellungnahme, die zu diesem Zeitpunkt von mir veröffentlicht würde, würde sicher nur als Versuch gewertet werden, meine eigene Haut zu retten.“[54]

Als der Konflikt weiter wuchs, wurde auch Schweigen als verdächtig gewertet. Erzwungenes *Othering* hatte, wie die Zitate zeigen, nämlich noch den Effekt, dass es die Handlungsmacht der Personen vollständig übernahm: Die Entscheidung überhaupt an der Debatte teilzunehmen. Die Personen, die diesem *Othering* ausgesetzt waren, hatten keine Möglichkeit, sich in dieser Debatte selbst zu positionieren. Sie wurden platziert und gezwungen über ihre Platzierung in dem Sinne zu

---

51 Anonymer Brief an den Kirchenwärter der German church 1915, in [SH387] Anti-German Material JHS/Z/00004525.

52 Anonymer Brief ‚von den Bewohnern von Montpelier Place‘ 01.03.1918, in [SH387] Anti-German Material JHS/Z/00004525.

53 Schon zu seiner Zeit wurde er bewundert, wie Peter McBride 1913 schrieb: „Seine gesamte Karriere wurde durch die gewissenhafteste Ehrlichkeit in Aktion und Sinn charakterisiert“. Peter McBride, „Sir Felix Semon. His work and its Influence on Laryngology“, *Journal of Laryngology, Rhinology and Otology*, 28:3 (1913), 129.

54 Semon, *Autobiography*, 306.

sprechen, wie es die Mehrheit von ihnen verlangte. Sie hatten keine Entscheidungsgewalt darüber, ob sie etwas sagen wollten oder was sie sagen wollten. Sie mussten lediglich die Konsequenzen ertragen. Das Beispiel Bruno von Schröders zeigt dies, wurde er doch mit einer vorgefertigten Erklärung konfrontiert und kritisiert, diese nicht unterschrieben zu haben. Semon sah klar, dass selbst eine abgegebene Erklärung zum gleichen Endergebnis führen würde, denn auch die Erklärung konnte zu Verdächtigungen führen. Während Schröders Grund, die Erklärung nicht zu unterschreiben, an keiner Stelle näher ausgeführt wurde, war für die Briefeschreiber deutlich, dass es sich dabei um eine Loyalitätserklärung gegenüber Deutschland und der deutschen Sache handeln musste.[55] Ein weiterer Brief, ein ausgeschnittener und kommentierter Zeitungsartikel, schrieb zu den gedruckten Verschwörungstheorien Deutscher in Großbritannien: „Und hier kamen Sie und Edgar Speyer [ein weiterer wichtiger Banker] ins Spiel.“[56] Eindeutig wurde hier eine Verbindung von Schröders und seiner Geschäftspartner zu den deutschen Kriegsanstrengungen hergestellt und sollte dem Banker so vorgehalten werden. Passivität oder Tatenlosigkeit konnten mit Spionageaktivitäten erklärt und so zu Zielen von Verschwörungstheorien werden, wie Felix Semon sich beschwerte:

> In meiner Persönlichkeit und meinem Hab und Gut habe ich nicht auf die gleiche Weise gelitten wie andere naturalisierte Deutsche. […] Aber ich bin auch nicht ganz entkommen. Ein abstruser Vorfall bleibt fest in meiner Erinnerung. Als ich zum Schießen aus war, mit meinem Nachbarn Sir Arthur Liberty, sagte er mir während eines Mittagessens, dass es Gerüchte in der Nachbarschaft gäbe wegen „Betonfundamenten unter meinem Rasen!“ Zwei Tage später sagte mein Gärtner mir, dass er gefragt worden war, ob dies der Fall sei. Es wurde behauptet, ich habe sie heimlich als Fundamente für deutsche Haubitzen gebaut.[57]

Semon sah sich genötigt, dem lokalen Polizisten zu schreiben, man solle sich sein Grundstück, ja seine Baupläne genau anschauen und mit seinem Architekten sprechen. Alles wurde getan, um diese Vorwürfe aus dem Weg zu räumen: „Der Chief Constable antwortete mir und sagte, dass er meine Gefühle zu schätzen wisse, dass er die Gerüchte bedauere und dass er sich meine Wünsche notiert hätte.“[58] Hierbei handelte es sich keineswegs um einen Einzelfall, spricht Panikos Panayi doch von 8 bis 9.000 Anzeigen bei der Metropolitan Police allein bis September 1914.[59] Von ihnen stellten sich um die 90 als wichtig genug heraus, um ermittelt zu werden.[60] Kommentare in Zeitungen, teils sogar sowohl im britischen als auch

55 Anonymer Brief, undatiert, in [SH387] Anti-German Material JHS/Z/00004525.
56 Anonymer Brief, undatiert, in [SH387] Anti-German Material JHS/Z/00004525.
57 Semon, *Autobiography*, 302–303.
58 Semon, *Autobiography*, 303.
59 Panayi, *Enemy*, 155.
60 P anayi, *Enemy*, 155.

französischen Parlament diskutiert, drangen in jeden Bereich der „ethnisch“ Deutschen vor, von öffentlichen bis hin zu privaten Handlungen und unterzogen sie einer bösartigen Musterung.[61] Auch Handlungen anderer wurden den eigenen zugerechnet. So war in einem weiteren anonym zugesandten Zeitungsartikel die Vergewaltigungen der deutschen Armee unterstrichen und darunter kommentierte der Zusender: „Wie stolz Sie auf ihr Geburtsland sein müssen. Warum gehen sie nicht wieder dahin zurück?“[62] Öffentlicher sowie privat ausgeübter Druck verknüpfte also jedwede Aktionen, die als deutsch gewertet werden konnten, miteinander in Bande der angeblichen Loyalität und machte eine neutrale Stellung unmöglich.

Ob sie nun trotz Angriffen auf ihre ehemalige Nationalität offen ihre Loyalität zu Großbritannien erklärten, neutral blieben, oder sogar noch an ihre deutsche Identität anknüpften, die Positionen der „ethnisch“ Deutschen war kompliziert. Sie versuchten häufig, Wege zwischen den Identitäten zu finden und kämpften damit, ihre Positionen mit dem sich stetig verändernden Diskurs zu verändern, wenn sie es denn überhaupt konnten. Viele der „ethnisch“ Deutschen, die sich assimiliert hatten, integriert und naturalisiert waren, sahen sich noch häufig in einer Position, die sowohl britische als auch deutsche Aspekte zu ihrer nationalen Identität verbanden. So wurde viel unternommen, um Geschichten zu kontrastieren, die als zu einseitig gegenüber „ethnisch“ Deutschen wahrgenommen wurden. Viele „ethnisch“ Deutsche legten Zeitungsartikel zu ihren Tagebüchern, Memoiren und Briefen bei.[63] Dies hatte den Sinn, ein faktenbasiertes Narrativ zu präsentieren und um die Aussagen, die in den Dokumenten getätigt wurden, zu belegen. Doch hatten sie auch noch einen weiteren Sinn: Sie emulierten eine Unterhaltung. Jene, die sich in Großbritannien öffentlich äußerten und schon länger naturalisiert waren, verhehlten ihre deutsche Herkunft meist nicht, ein Verheimlichen wäre gerade wegen der sehr aktiven Nachforschungen eher kontraproduktiv gewesen.[64] Wie auch in Frankreich bei Emile Ullmann half es nicht, nichts zu sagen. Doch im gleichen Atemzug, wie sie ihre deutsche Herkunft anerkannten, distanzierten sie sich meist von dem modernen Deutschland, referenzierten auf drastische Veränderungen, die sich seit ihrer Abwesenheit vollzogen haben mussten. Zwei Zitate von zwei unterschiedlichen Personen zeigen diese Logik:

61 Panayi, *Enemy*, 153–161.
62 Anonymer Brief, undatiert, in [SH387] Anti-German Material JHS/Z/00004525.
63 Köbner, *Kriegsgefangen*, 22–23; Semon, *Autobiography*, 307–308; Mügge, *Diaries*, 3–5.
64 Semon, *Autobiography*, 298–299.

> Wir, die während dieser reaktionären Veränderungen nicht in Deutschland gelebt haben, haben sie gerade deshalb viel stärker wahrgenommen, weil wir uns in die entgegengesetzte Richtung entwickelt haben.[65]
>
> Das Bild [eine Karikatur in der *Westminster Gazette*] illustriert das Gefühl, welches ich am stärksten fühle, nämlich das der brennenden Schande für mein Geburtsland, welches innerhalb einer Generation so tief gesunken ist.[66]

Der Anwalt August Cohn, stellvertretend für den Rat der Naturalisierten, und Felix Semon distanzierten sich beide von den Taten Deutschlands, ohne ihre persönliche Verbindung zu dem Land zu verschweigen. Allein der Titel von Cohns Pamphlet von 1915 machte diese Verbindung als auch seinen rechtlichen Status als legitimer Staatsbürger deutlich.[67] Gleichzeitig wollte er auch die Kritik an Deutschland limitieren, so argumentierte er in dem gleichen Text dafür, dass es eigentlich Preußen oder eher eine herrschende Elite seien, die den Verstand des normalen „nichtprussifizierten" Deutschen verwirrt hatten.[68] Hierbei handelte es sich nicht nur um rein öffentlichkeitswirksame Meinungen, solche Ansichten wurden auch von anderen „ethnisch" Deutschen geteilt, wie dem Bruder des Diplomaten Ernest Satow, David Satow 1916:

> Man kann nicht anders als sich zu fragen, wie sie [Deutschland] sich als solch eine brutale Nation entpuppen konnte, [...] stand sie doch so weit vorne und hatte Tugenden, die wir nicht hatten [...] Ich bin sehr froh, dass du herausgefunden hast, dass unsere Vorfahren Deutschland in den sehr frühen Tagen verlassen haben.[69]

Anders als Cohn, der der Mehrheit der deutschen Bevölkerung implizit die Schuld absprach, hatte Satow hier seine eigene Identität im Sinne, die sich früh von einer brutalen Entwicklung in Deutschland durch Migration abgespalten hatte. Trotz allem betonten beide eine starke Veränderung von der sie nicht betroffen waren, vor allem um ihre eigene Identität zu bestärken und zu sichern. Cohns Argument der Elite war hierbei beidseitig gelagert: Gleichzeitig eine klare Betonung der eigenen Loyalität gegenüber Großbritannien zu Schau zur stellen, die Verdammung deutscher Taten und trotzdem die Verteidigung der deutschen Bevölkerung anzufügen, konnte den Vorteil haben, sowohl eine positive Reaktion in Großbritannien hervorzurufen als auch Verbindungen mit Deutschland nicht dauerhaft zu beschä-

65 Cohn, *Aspects*, 8.
66 Semon, *Autobiography*, 305.
67 Cohn, *Aspects*.
68 Cohn, *Aspects*, 5.
69 Ian Ruxton (Hrsg.), *The Diaries and Letters of Sir Ernest Mason Satow (1843–1929). A Scholar-Diplomat in East Asia* (Edwin Mellen: Lampeter, 1998), 393. [Betonungen im Original]

digen.[70] Dieser Spagat funktionierte allerdings nicht immer. Felix Semon beispielsweise, der sich nach dem Angriff auf die Lusitania dazu bereit erklärte, seine Scham gegenüber Deutschland in einem offenen Brief zu erklären, musste dies relativ bald im Anschluss an seinen Brief erfahren. Wie Semon schrieb, hatte er den Brief als Reaktion auf den anhaltenden Druck gegenüber ruhigen, naturalisierten „ethnisch“ Deutschen geschrieben. Doch kaum war der Artikel erschienen, sah sich Semon der schärfsten Kritik aus Deutschland ausgesetzt und wurde vom größten akademischen Veröffentlichungsorgan in Deutschland verbannt.[71] Mit der Befriedigung der Forderungen der einen Seite, hatte er die andere verärgert. Ob sie nun diesen Spagat erfolgreich ausführten oder zu Kontroversen beitrugen, „ethnisch“ Deutsche mit britischer Staatsbürgerschaft strauchelten dabei, eine Position zu finden, die in ihre komplizierte Lage passte und nicht dem verhärteten Diskurs der nationalen Identitäten zum Opfer fiel. In Großbritannien war dies noch einfacher, hatte sich der Diskurs nicht bereits zu Beginn des Krieges verhärtet. Selbst das Argument einer kleinen preußischen Elite konnte sich noch in hochrangigen Kreisen der britischen Regierung finden.[72]

Was hier besonders auffällt, ist das Fehlen von veröffentlichter Literatur dieser Art in Frankreich. Sowohl während des Kriegs als auch nach dem Kriegsende ließen sich keine Stellungnahmen von naturalisierten „ethnisch“ Deutschen finden. Emile Ullmann hinterließ beispielsweise keine auffindbaren Veröffentlichungen, in denen er seine Loyalität zu Frankreich verteidigte. Während die Aufzeichnungen in Großbritannien von starker Loyalität zu Großbritannien bis hin zur Verteidigung der „ethnisch“ Deutschen reichte, konnten keine solchen Texte in Frankreich gefunden werden. Während das Fehlen von Daten und Meinungen ein Problem für eine komparative Analyse darstellt, können wenigstens Gründe für das Fehlen angeführt werden. So sahen sich „ethnisch“ Deutsche in beiden Ländern dem Verdacht ausgesetzt, für den Feind zu arbeiten und damit einhergehend auch Aufrufen, ihnen ihre Staatsbürgerschaft zu entziehen. Das Fehlen solcher Veröffentlichungen soll daher nicht implizieren, dass es keine oder weniger Feindseligkeit gegenüber naturalisierten „ethnisch“ Deutschen gegeben habe, sondern eher das Gegenteil. Da selbst Schweizer und Elsässer antideutsche Feindseligkeit erfuhren, ist es wahrscheinlicher, dass es die Angst vor den stärkeren Reaktionen war, die zum Schweigen führte.

---

70 Semon, *Autobiography*, 306–309.

71 Semon, *Autobiography*, 307–309.

72 Der prominenteste Verfechter dieser Theorie war der spätere Premierminister Lloyd George. Gleichzeitig sollte jedoch auch beachtet werden, dass er ein aktiver und starker Kriegsbefürworter war. Siehe: Kenneth O. Morgan, „Lloyd George and Germany“, *The Historical Journal*, 39:3 (1996), 759.

In Großbritannien entwickelte sich diese Feindseligkeit erst und verkomplizierte somit die Position der naturalisierten Minderheit. Wie bereits bei Felix Semon gesehen, geschah diese Verkomplizierung am stärksten beginnend mit dem Angriff auf die *Lusitania*.[73] In ihrer Geschichte über die Lusitania Ausschreitungen nutzt Gullace ein wichtiges Zitat eines irischen Dockarbeiters, der sich 1915 an ihnen beteiligte. O'Mara, der in Liverpool lebte, schrieb über seinen Umgang mit dem deutschstämmigen Mr. Yaag: „Zwei seiner Neffen waren mit meinem Cousin Berny und der Eighth Irish drüben in Frankreich zu der Zeit. Ich habe Mr. Yaag immer gemocht, aber nicht so sehr, wie ich es gemocht habe, seine Fensterscheibe zu zerschlagen ohne Angst davor zu haben, dabei belästigt zu werden."[74] Der Einsatz von Gewalt wurde gerechtfertigt, während Integrationsleistungen wie kämpfende Söhne auf Seiten Großbritanniens ignoriert wurden. Zoë Denness hat sich in ihrer Beschäftigung mit den Ausschreitungen stärker mit der Identität der Opfer und Täter beschäftigt und spricht von einer Rassifizierung der Deutschen im Anschluss an den Angriff auf die Lusitania 1915:

> Der Vorfall scheint ein hoch signifikanter Moment gewesen sein, um den dominanten Diskurs auf die Idee hin zu konsolidieren, dass alle Deutschen inhärent der Grausamkeit und dem Barbarismus zugeneigt seien. Ab diesem Punkt begannen einige Zeitungen immer mehr „rassische" Erklärungen für das Verhalten der Deutschen heranzuziehen und behaupteten, dass solch eine Barbarei nur aufgrund der Natur des deutschen Volkes möglich sei.[75]

Die Rassifizierung nationaler Identitäten wäre der Endpunkt eines immer undurchlässiger werdenden Diskurses. Wie weit diese Radikalisierung hin zur Rassifizierung ging, kann daran gesehen werden, dass die königliche Familie Großbritanniens, die Spitze des *Empire*, ebenfalls einer Kontroverse um ihre deutschen Wurzeln ausgesetzt war und sich gezwungen sah, 1917 ihren Namen und ihre Titel umzubenennen.[76] Die Möglichkeit, eine persönliche Position im Kontext nationaler Identität einzurichten oder zu erhalten, auch eine, die nur in Teilen an Deutschland oder „ethnisch" Deutsche geknüpft war, wurde zunehmend unmöglich. Jede Verbindung zu einer deutschen nationalen Identität ging einher mit der Androhung von Gewalt und Ausgrenzung, ja sogar aktiver Gewalt. Doch war erzwungenes *Othering* nicht die einzige Facette, durch die „ethnisch" Deutsche den Krieg erlebten. Mit dem erzwungenen *Othering* ging ebenso eine andere Form der Ausgrenzung einher.

---

73 Gullace, „Lusitania", 352–355.
74 O'Mara, zitiert aus: Gullace, „Lusitania", 352.
75 Denness, „Germanophobia", 81–82.
76 Panayi, *Enemy*, 123.

5.3 Relative soziale Isolation

Auch wenn sie in eine Out-group gezwungen wurden oder sich dem Verdacht ausgesetzt sahen, einer Out-group anzugehören, so blieb die Erfahrung des Krieges doch eine sehr persönliche für die nicht internierten „ethnisch“ Deutschen. Während die Internierten die Isolation unter vielen erlebten, war die Isolation für die „ethnisch“ Deutschen außerhalb der Lager eine völlig andere. Man könnte diese Isolation als eine relative soziale Isolation bezeichnen. Relativ war sie in dem Sinne, dass die Betroffenen nicht wortwörtlich von allen sozialen Kontakten abgeschnitten waren, blieben doch einige bestehen oder entwickelten sich erst mit dem Krieg. Vielmehr bedeutete die relative soziale Isolation, dass die Betroffenen das Gefühl hatten oder zu diesem Gefühl gelangten, nicht länger Teil eines sozialen Netzwerkes innerhalb ihres Landes zu sein, beispielsweise durch institutionelle Strukturen. Generell teilten viele der betroffenen „ethnisch“ Deutschen den Verlust bestehender sozialer Netzwerke innerhalb ihres neuen Landes und eine damit einhergehende Ächtung.[77] Dieser Wandel in den sozialen Netzwerken wurde hauptsächlich durch staatliche Regulierungen angestoßen, wie die Schließung von Läden oder ethnischen Einrichtungen und die Internierung, konnte aber durch persönliche Probleme zwischen „ethnisch“ Deutschen und anderen entstehen, die nicht oder nicht mehr mit ihnen in Kontakt stehen wollten. Auf einer Organisationsebene brach mit der Schließung vieler Einrichtungen der soziale Kreis für „ethnisch“ Deutsche weg. Soziale Dreh- und Angelpunkte, aber auch Bildungsstätten, wie das Informationszentrum für deutschsprachige Sozialdemokraten in Paris oder die evangelische Kirche in Paris, mussten schließen. Die Schließung der Kirche bedeutete hierbei gleichzeitig auch das Ende für Schulen, Hilfseinrichtungen, Nähkreise, Chöre und andere soziale Zusammenkünfte und Netzwerke.[78] In Großbritannien schlossen ebenfalls diverse Organisationen kurz nach Kriegsausbruch, wie die deutschsprachigen Zeitungen oder Theaterkompanien.[79] Selbst hochrangige Orte des Netzwerkens, wie das Athenaeum für die deutschsprachige Elite Londons mit Mitgliedern wie Bruno von Schröder, schlossen für die Dauer des Krieges, wenn auch freiwillig.[80] Wenn sie noch operierten, wie beispielsweise die Hamburg Lutherische Kirche in Dalston, nahmen ihre Aktivitäten drastisch ab. Waren in

77 1915 sprach Jules Delahaye davon, dass diverse Vereine deutschen Staatsbürgern ebenso wie naturalisierten „ethnisch“ Deutschen verbannt hatten. Siehe: „Chambre des députés – séance du 29 Janvier 1915“, Journal officiel de la République française. Débâtes parlementaires. Chambre des députés. Compte rendu in-extenso, 28.01.1915, 44.

78 Recke, *Christuskirsche*, 69.

79 Krebs, „Theatre“, 270.

80 Yarrow, „Hostility“, 102.

den Jahren vor dem Krieg noch jährlich 15 bis 30 Taufen und 5 bis 10 Hochzeiten verzeichnet worden, kam es zwischen den Jahren 1915 und 1919 zu einer einzigen Hochzeit und knapp 20 Taufen.[81] Die Isolation ging hierbei noch weiter, denn es waren nicht nur soziale Einrichtungen verschwunden oder mit verringerten Kapazitäten geöffnet. Auch andere Netzwerke verschwanden, häufig auf sehr persönlicher Ebene.

Was viele „ethnisch" Deutsche am meisten traf, war der Kontaktverlust zu Freunden. Richard Noschke, dessen Frau Britin war, beschwerte sich bitterlich über die Tatsache, dass keiner seiner Freunde ihm während seiner Schwierigkeiten geholfen hatte, doch waren auch nicht-internierte „ethnisch" Deutsche von solcher Verlassenheit betroffen.[82] Hierbei war es möglich, Freunde auf beiden Seiten des Krieges zu verlieren, wie Felix Semon nach seinem Zeitungsartikel 1915 bitter bemerkte. Nachdem er sowohl mit der britischen Presse als auch der deutschen Wissenschaftsgemeinde in Konflikt geraten war, schrieb er:

> Weil ich den Mut hatte, meine Meinung zu äußern, wurde ich von meinem Geburtsland geächtet, weil ich als Deutscher geboren wurde, werde ich in meinem Adoptivland boykottiert. Nach außen hin sind die Leute höflich genug und ein paar wenige treue Freunde haben uns nicht verlassen. Doch leben wir das Leben von Einsiedlern. Das sind unsere Aussichten für das neue Jahr.[83]

Vergleicht man diese Aussage mit Semons früheren Kommentaren über seine britischen Mitbürger, wird deutlich, dass sich innerhalb eines Jahres nicht nur die Isolation entwickelt hatte, sondern diese auch einen eindeutig negativen Einfluss auf seine Stimmung hatte. So schrieb er noch zu Beginn des Krieges: „Als naturalisierte britische Staatsbürger hatten wir zu Beginn nichts, über das wir uns beschweren konnten. Das generelle Gefühl in der Nachbarschaft schien eher mitleidig als feindselig uns gegenüber."[84] Doch sollte der Ausdruck „Zu Beginn" auch hier noch einmal deutlich machen, dass es sich um Semons retrospektive Einordnung handelte, die er vor dem Hintergrund sich verschlechternder Verhältnisse machte.[85] Daher sollten auch andere Erfahrungen hinzugezogen werden, um diese Entwicklung klarer zu machen. Gruppen von vorher engen Freunden wirkten auf einmal unfähig oder unwillig zu helfen. Einige konnten dieses Verhalten verstehen, andere erklärten es durch fehlende Solidarität oder den Einfluss antideut-

81 Grundbuch der Hamburg Lutherischen Kirche London, in [X004/001], London Metropolitan Archives, London.
82 Noschke, *Papers*, 53.
83 Semon, *Autobiography*, 316.
84 Semon, *Autobiography*, 298.
85 Semon, *Autobiography*, 298.

scher Propaganda. Emma von Schröder beschrieb diese Isolation, ähnlich wie Semon, als schwierige Lebenslage in ihrem 1915 geschriebenen Gedicht „Der sichere Pfad“:

> Und, wenn die Menschen alle schweigen
> und still vorüber gehen,
> So lehr’ mich meinen Willen beugen
> Und dich verstehen;
> Denn nimmst Du mir all meine Freunde,
> All äuss’res Glück,
> So führst Du mich auf sich’rem Pfade
> Zu Dir zurück![86]

Offensichtlich fühlte sich Emma von Schröder so, als fehlten ihr die sozialen Stützen und diese konnte sie nur in der Zuflucht zu ihrem Glauben wiederfinden. Ihr Ehemann war allerdings ebenfalls solch eine Stütze, so schrieb sie 1917 in dem Gedicht „An B.“:

> Im Sturm der Zeit, wo Hass und Gift und Lüge
> Der Menschen Leben und ihr Tun bestimmt,
> Gehst du so ruhig, und so fest die Wege,
> Die dornenvollen, und Dein Ohr vernimmt.
> […]
> Gleichst du dem Vorbild, das in bitt’rem Schmerze
> Noch sprach: Ihr Tun ist ihnen nicht bewusst.[87]

Die Isolation und die soziale Ächtung waren in den zwei Jahren nicht zurückgegangen ebenso wenig wie die religiöse Einstellung Emma Schröders. So sieht man in ihrer Beschreibung Bruno von Schröders, protestantische Werte auftauchen, auch bezeichnete sie ihn in ihrem Gedicht als Fels im Sturme, ein schützendes und religiös häufig verwendetes Bild.[88] Trotz allem Leiden unter der sozialen Isolation wurden einige Menschen nicht davon abgehalten, aktive soziale Netzwerke zu gründen oder ihnen beizutreten.

Einige Betroffene versuchten, durch die Etablierung von Hilfsvereinen für Internierte ihre eigene Isolation zu verringern. Frauen von Internierten, ebenso wie der Klerus und einige Stiftungen, hatten es sich, unter der Leitung einiger weniger Leute, zur Aufgabe gemacht, Internierte zu kontaktieren und ihnen zu helfen.[89] So suchten sich Leute also Gruppen, um ihren sozialen Bedürfnissen nachzukommen.

---

86 Baronin Emma von Schröder, *Der sichere Pfad*, 1915 in SF/ES/Poetry.
87 Baronin Emma von Schröder, *An B.*, 1917 in SF/ES/Poetry.
88 von Schröder, *An B.*, SF/ES/Poetry.
89 Manz, „Scotland“, 90.

Dies war aber nicht immer einfach, vor allem wenn es Interessen der Mehrheitsgesellschaft berührte. Der Versuch, den Kriegsanstrengungen der Entente zu helfen, wurde beispielsweise ebenfalls mit Argwohn betrachtet, bestand doch immer der Verdacht der Spionage. Elsässische Soldaten mussten beispielsweise ihre Nachnamen an der Front ändern und Freiwillige, wie Maximilian Mügge, sahen niemals die Front, sondern wurden in spezielle Einheiten wie die „Kaiser's Own", versetzt, der freiwilligen Brigade, die aus 500 britischen Bürgern mit deutscher Herkunft bestand.[90] Der einzige militärische Ort, der von solchem Verhalten ausgenommen scheint, war die Fremdenlegion.[91] Nun mag es so wirken, als sei all diese Ausgrenzung vom Staat nicht nur akzeptiert sondern aktiv befördert worden. Allerdings lag es im Interesse beider Staaten, Gewalt und Feindseligkeit innerhalb ihrer Bevölkerung so niedrig wie möglich zu halten, ohne gleichzeitig zu lasch gegenüber Feindstaatenangehörigen und naturalisierten Bürgern zu sein. Dieser staatliche Balanceakt, der mit zunehmender Verhärtung der Fronten immer schwieriger wurde, führte letztendlich zu harten Grenzen, die nicht immer klar für die Betroffenen waren. So waren sich einige der Soldaten der „Kaiser's Own" laut Mügge nicht einmal selbst bewusst, dass sie einen deutschen Hintergrund hatten. Mügge beschrieb den Fall eines britischen Soldaten, der freiwillig 1914 der Armee beigetreten war und seitdem gekämpft hatte. 1918 nun, nachdem er für Mut an der Front sogar ausgezeichnet worden war, sei bekannt geworden, dass er eine deutsche Herkunft hatte, und er wurde in Mügges Brigade versetzt.[92] Von einem anderen Soldaten mit ähnlicher Geschichte schrieb Mügge: „Einer meiner Zeltgenossen [...] weinte bitterlich die halbe Nacht. Er war in England geboren und aufgewachsen, sprach keine andere Sprache als die von Shakespeare, hatte sich 1914 freiwillig gemeldet, war bei dem Mons-Rückzug verwundet worden und nun war er hier, während er weinte ‚behandelt wie ein verf... Hunne!'"[93] Als Deutscher klassifiziert zu werden, wurde von diesen „ethnisch" Deutschen als tiefer Angriff auf ihre eigene nationale Identität und ihre Ehre verstanden, vor allem, da sie sich als komplett in Großbritannien verwurzelt wahrnahmen. Doch ging es nicht um persönliche oder reale Loyalitäten, sondern um rechtliche Bestimmungen. So wurden auch Soldaten in die Brigade versetzt, die mit vier Jahren ihre Nationalität gewechselt hatten.[94] Soldaten, wie sie Mügge oder Charles Landstone beschrieben, waren darüber hinaus noch verstörter von ihrem Schicksal, hatten sie doch in ihrem Verständnis mehr getan, um ihre nationale Loyalität zu beweisen als so manch ande-

90 Charles Landstone, „The Bing Boys. A Personal Memoir", *Jewish* Quarterly, 20:1 (1972), 38.
91 Vagts, „Foreigner", 178.
92 Mügge, *Diaries*, 130.
93 Mügge, *Diaries*, 74.
94 Landstone, „Bing Boys", 38.

re. Selbst wenn sie also aktiv versuchten, Teil der Mehrheit zu sein und ihre Loyalität zu zeigen, konnten sie noch immer von ihr isoliert werden. Auch wird hier deutlich, wie weitreichend diese Differenzierung gehen konnte. So wurden britische Staatsbürger, die von sich aus keine Beziehung zu Deutschland hatten, als es im Krieg zu bekämpfen, qua ihrer Herkunft als Deutsche und somit zumindest verdächtig betrachtet und behandelt. Dies war das Resultat eines Diskurses, der sich von einem durchlässigen Nexus hin zu einer Dichotomie homogener Identitätsmonolithen entwickelt hatte. Das eigene Schicksal konnte in dieser Hinsicht daher nicht immer rationalisiert werden, ging es zu tief gegen die eigene Identität, wie beispielsweise bei dem Soldat aus Mügges Erzählungen. Doch wurden, wie wir an Mügge selbst sehen, Versuche unternommen, die eigene Loyalität zu beweisen.

Isolation und Misshandlung von nicht-„ethnisch“ Deutschen demonstrierten, wie Gertrud Köbner bereits überlegt hatte, die schwierige Lage in der sich die Leute befanden, die mit den Betroffenen nur in Kontakt standen. So wie Emotionen in beiden Ländern, Frankreich und Großbritannien, zunehmend von Germanophobie eingenommen wurden, so wurde mehr und mehr jedwede positive Handlung gegenüber „ethnisch“ Deutschen als Kollaboration mit dem Feinde angesehen.[95] Anna Braithwaite, Mitarbeiterin bei der *Society of Friends* der Quaker in Großbritannien erzählte von ähnliche Erfahrungen: „Wir wurden einer gewissen Menge an Unannehmlichkeiten durch anonyme Briefe oder skurrile Drohungen ausgesetzt […] und ein oder zwei Mal kamen patriotische Bürger in unser Büro und tobten uns an.“[96] Helene Schaarfschmidt erzählte es von der anderen Perspektive, als sie sich in Flers mit einem Herrn V. unterhielt:

> Herr V. war selbst ganz gedrückt an diesem Abend in Gedanken an die Leiden der armen Gefangenen. Ich fragte, warum er nun nicht hingegangen sei, um einige freundliche Worte mit ihnen zu reden. Wie gern hätte er es getan aber das ginge eben nicht, er habe schon genug zu hören von seinen Kameraden wegen seiner Freundlichkeit zu den Deutschen.[97]

Für Schaarfschmidt war es hier klar, dass die fehlende Hilfe nicht unbedingt aus seiner französischen Natur herrührte oder den persönlichen Animositäten des Mannes, sondern dass es das Resultat von Gruppenzwang war. Sie schloss sich damit also eher einer gemäßigten Darstellung an. Andere Gründe, die für diesen Wandel genannt wurden, waren der Einfluss der Berichterstattungen über die angeblichen deutschen Grausamkeiten. So sah Felix Semon beispielsweise den Wandel bis 1915 genau in diesen Berichterstattungen, als er schrieb: „Es war erst später, als die deutschen Grausamkeiten sich häuften, dass die Attitüde sich verhär-

95 Siehe: Köbner, *Kriegsgefangen*, 106, 132.
96 Thomas, *Friend's*, 22.
97 Schaarfschmidt, *Erlebnisse*, 21.

tete und zu einer höflichen Distanziertheit wandelte."[98] Wie hier sichtbar wird, konnten die Kriegsentwicklungen wichtige Anhaltspunkte für die Einordnung der Erfahrung sein, sodass Isolation und Feindseligkeit nicht nur urplötzlich kamen, sondern sich in ein Bild des Kriegsverlaufs einfügten. Zu den deutschen Gräueltaten kamen auch Niederlagen auf Seiten der Briten oder Franzosen gerne als Erklärung für Veränderungen hinzu.[99] Die vorhandenen Stimmen in Frankreich wunderten sich daher nicht über den Wandel hin zu einer radikalen Germanophobie. Hierbei spielte aber auch der soziale Status eine Rolle. Während Berichte von solchen mit niedrigerem sozialem Status, wie Dienstmädchen, in dem Verhalten eher eine französische Natur erblicken wollten und somit die Rassifizierung auf der anderen Seite mit antrieben, so sahen die Erklärungsmuster in bürgerlichen Berichten, wie denen von Auburtin oder Köbner, darin nur einen Teilaspekt des französischen Charakters verdeutlicht. Köbner drückte vor ihrer Internierung sogar Sympathie für dieses Verhalten aus. Schließlich waren die Franzosen jetzt auch im Krieg:

> Das so verschrieene [sic] und oft auch so leichtsinnige Frankreich, das nie verschmäht, seine schmutzige Wäsche vor den Augen der ganzen Welt zu waschen, rafft sich eben auch in den Augenblicken, wo gesunder Menschenverstand und Zusammengehörigkeitsgefühl zu Hauptfaktoren und unbedingten Notwendigkeiten werden, zusammen und faßt [sic] gut gelaunt mit einem gewissen Galgenhumor, die schlimmsten Möglichkeiten ins Auge [100]

Auf gleiche Weise sah Viktor Auburtin den zweigeteilten Charakter in seiner Behandlung: „Das Volk Voltaires, gewiß, aber auch das Volk Marats".[101] Sie versuchten mit diesem Kriegsbild umzugehen, welches zu ihrer Isolation geführt hatte, aber rationalisierten es auch, basierend auf ihren vorangegangenen Erfahrungen mit der Mehrheitsgesellschaft. In jedem Falle mussten sie mit diesem Verhalten und dieser Isolation leben. Doch war das Ende des Krieges, ebenso wie das Ende der Isolation, nicht absehbar. Und außerhalb oder auch gerade wegen dieser Isolation erlebten „ethnisch" Deutsche noch weitere Formen der Entbehrung bis 1918.

5.4 Armut, Gewalt und Vertreibung

Die britische und die französische Mehrheitsbevölkerung musste in jedem Fall auch mit einem ungewissen Kriegsausgang, einer ungewissen Kriegslänge, Knapp-

98 Semon, *Autobiography*, 298.
99 Köbner, *Kriegsgefangen*, 98; Semon, *Autobiography*, 298; Noschke, *Papers*, 5.
100 Köbner, *Kriegsgefangen*, 9.
101 Auburtin, *Frankreich*, 29.

heit, Not und der Gefahr leben, entweder jemanden im Kampf zu verlieren oder selbst im Kampf zu sterben.[102] Doch auch wenn diese Unsicherheiten und Gefahren schwer auf der Mehrheitsgesellschaft lasteten, kamen sie für „ethnisch“ Deutsche zu bereits bestehenden Problemen hinzu. Einige von ihnen hatten auch Familie, die an der Front kämpfte, teilweise sogar gegen das Land, in dem sie lebten. Doch war ein weiteres Problem, mit dem „ethnische“ Deutsche zu kämpfen hatten, die Einstellung dieses Landes ihnen gegenüber.

Aufgrund von antideutschen Einstellungen und massiven Medienkampagnen, die gegen Deutsche im Allgemeinen gefahren wurden, verloren viele ihre Anstellung. Nur schwerlich fanden sie eine neue Stelle, denn es war für Arbeitgeber sozial genauso problematisch einen Deutschen zu beschäftigen.[103] Während die Internierten die unmittelbare Unsicherheit ihrer Gefangenschaft ohne festgelegtes Ende bewältigen mussten, so betraf diese auch ihre Familien, die oftmals über kurz oder lang in Großbritannien auf sich gestellt waren. Es wurde immer wieder angestrebt, Kontakt zu den Internierten zu halten, doch war der Kontakt unregelmäßig, voller Komplikationen und gerade aufgrund ihrer Rolle als Einkommensbringer war das Fehlen der Internierten eine zusätzliche monetäre Belastung für die Familie.[104] Hinzu kamen ihre eigenen Unsicherheiten, denn jene, die nicht interniert worden waren und ihre Geschäfte hatten behalten können, verloren potenziell alles in Ausschreitungen. Sogar finanziell gut aufgestellte „ethnisch“ Deutsche konnten so in finanzielle Sorgen getrieben werden, wie Felix Semon, der 1915 schrieb: „Zu meiner mentalen Anspannung kamen die Sorge und Unannehmlichkeiten eines stetig schrumpfenden Einkommens. Dividenden von sogenannten Goldschnitt Investitionen waren entweder sehr reduziert oder komplett eingestellt. Zur gleichen Zeit stiegen Preise und Steuern wahrnehmbar, sodass unzählige Anfragen aus allen Ecken meine Stiftung erreichten.“[105] Auch wenn Felix Semons Stiftung nicht speziell „ethnisch“ Deutschen half, sondern generell Notleidenden, wird aus diesem Zitat noch ein weiterer Punkt deutlich, der im Kontext von Geldsorgen wichtig ist. Individuen, Institutionen, lokale Geschäfte der deutschen *Community* halfen jenen, die beispielsweise ihre Anstellung verloren hatten. Diese Hilfe war jedoch weder spontan noch aus einer unvorhersehbaren Situation geboren. Innerhalb der deutschen *Community* in Großbritannien hatte Mildtätigkeit gegenüber den finanziell Benachteiligten eine lange Tradition und zwar mit der simplen Motivation, die sozialen Spannungen zu verringern, die arbeitslose

102 Thomas, *Friend's*, 25; SF/ES/Bruny/1915; Mügge, *Diaries*.
103 Noschke, *Papers*, 3.
104 Denness, „Germanophobia“, 90.
105 Semon, *Autobiography*, 303.

Deutsche auf britischen Straßen verursachen konnten.[106] Auch hier ist Hilfe innerhalb der *Community*, zumindest in der Kriegszeit, eher von Großbritannien als von Frankreich belegt, dabei hatte Hilfe eine wichtige Funktion.[107] Nur mit Hilfen, auf monetäre oder andere Weise, von irgendeiner Institution oder Person gewährt, löste sich das Problem. Nicht einmal alle Hilfsversuche hatten einen nachweisbaren Erfolg, wie eine Helferin der *Society of Friends* in Großbritannien schrieb: „Wir verabschiedeten sie, aber [...] [zu] dieser Zeit kamen nie Briefe von denen zurück, die gegangen waren. Sie verschwanden einfach."[108] Die britische Regierung versuchte, insbesondere die in Großbritannien geborenen Frauen der Internierten monetär zu unterstützen, wobei Frauen, die in Deutschland geboren worden waren sich um andere Förderquellen bemühen mussten.[109] Jene, die noch Wertgegenstände hatten und sich nun in finanzieller Not wiederfanden, konnten sich dazu genötigt sehen, ihren Hausstand nach und nach zu liquidieren bevor sie sich an eine Hilfsorganisation wandten.[110]

Mehrere Fälle zeigen, wie wichtig es war, so lange als möglich ein normales Leben zu führen oder zumindest die Fassade eines solchen aufrecht zu erhalten.[111] Allerdings machten trostlose Perspektiven, wie erzwungene oder plötzliche Umzüge, gepaart mit Komplikationen wie unwilligen Vermietern oder Geldproblemen es schwer, ein normales Leben zu führen.[112] Eine Zukunft konnte nicht geplant werden, Probleme konnten jederzeit auftauchen und mussten meist zeitig gelöst werden. Hilfe wurde dabei meist erst aufgesucht, wenn es nicht mehr anders ging, wobei der soziale Stand keinen Unterschied mehr machte. Als Ms. Thomas die Unterlagen der Arbeit der *Society of Friends* während des Krieges durchging, bemerkte sie dabei die Auffälligkeiten der Ausländer der Mittelklasse, die unterstützt wurden:

> Es war ein wirkliches Elend für diese Personen, sich als Arme wiederzufinden. Wir würden eine gut angezogene, feine Dame interviewen und die tragische Geschichte förmlich Stück für Stück aus ihr herausziehen. Eine häusliche Krise, meist die Notwendigkeit die Raten und die Steuern zu bezahlen hätten sie dazu gebracht, sich bei uns zu bewerben. [...] Stück für Stück kamen die schmutzigen Details ans Licht. Sie hatte nicht das Geld für die Unterkunft und ihr wurde mit Zwangsräumung gedroht, war sie mit der Miete und den Steuern schon im Verzug. Sie hatte Dinge verpfändet, um die wöchentlichen Rechnungen zu bezahlen, hat-

106 Panayi, *Immigrants*, 85.
107 Manz, „Scotland", 90.
108 Thomas, *Friend's*, 19.
109 Denness, „Germanophobia", 89–93.
110 Thomas, *Friend's*, 83–84.
111 Thomas, *Friend's*, 83–84.
112 Thomas, *Friend's*, 83–84.

> te ihre Dienstmagd vor Wochen entlassen – tatsächlich stand sie absolut am Ende ihrer Mittel und war auch häufig schwach vor Hunger.[113]

Die Erfahrung von Armut war natürlich für sie, wie man bereits sieht, nicht zwingend die gleiche, wie für andere. Um eine Dienstmagd entlassen zu müssen, brauchte es erst einmal die Mittel, diese überhaupt einzustellen. Und nicht alle Leute mit Besitz endeten so wie die Dame in Thomas' Bericht, auch wenn sie sich häufig genug beklagten. So beschwerte sich Felix Semon zwar über seine finanzielle Situation, doch auch seine Sorgen waren nicht mit denen einer hungernden Frau zu vergleichen: „Ich war dazu gezwungen, notwendige Reparaturen an der Elektrik und der Wasserversorgung durchführen zu lassen. […] All das, während ich versuchte, jeden Penny zu sparen und es mir nicht leisten kann, einen neuen Anzug oder Unterwäsche zu kaufen!“[114] Auch wenn die Sorgen und Nöte für ihn spezifisch real waren, so beschwerte sich Semon immer noch darüber, Reparaturen an seinem Haus durchführen zu müssen, während andere, um die wöchentlichen Einkäufe bezahlen zu können, nicht mehr das Geld für ihre Monatsmiete aufbringen konnten. Daher wurde zwar generell auf allen sozialen Ebenen gelitten, jedoch unterschied sich das tatsächliche Ausmaß des Leids immer noch drastisch. Auch andere Probleme wurden meist durch Besitz abgefedert. Felix Semon erlebte zum Beispiel zwar Isolation und Geldsorgen, um physische Gewalt aber musste er sich nicht sorgen.

Gewalt war, bis auf die Ausschreitungen zu Beginn des Krieges und während der Lusitania-Ausschreitungen 1915, nicht dauerhaft präsent in Frankreich oder Großbritannien, aber sie hatte einen großen Einfluss auf die Erfahrung der „ethnisch“ deutschen Minderheit.[115] Physische Gewalt gegen die Person oder ihren Besitz hatten hierbei ähnliche Auswirkungen insofern, als dass sie beide als Angriffe aufgrund der Identität der Betroffenen gewertet wurden.[116] Da bei den Angriffen nicht unterschieden wurde, ob es sich bei dem Opfer um deutsche Staatsbürger, „ethnisch“ Deutsche oder schlicht Menschen mit Verbindungen zu „ethnisch“ Deutschen handelte, war Nationalität nicht der unterscheidende Faktor für Gewalt. Naturalisierte „ethnisch“ Deutsche konnten nicht davon ausgehen, unversehrt durch diesen Krieg zu kommen.[117] Diese fehlende Differenzierung führte zu tragischen Szenen, wie jene, die Anna Thomas beschrieb:

---

113 Thomas, *Friend's*, 83.

114 Semon, *Autobiography*, 317.

115 Dies kontrastiert die Erfahrungen von Internierten, die sich häufig mit anderen stritten. Siehe: Dyes, *Erlebnisse*, 17.

116 Gullace, „Lusitania“, 353.

117 Gullace, „Lusitania“, 352.

> Fast jeder Artikel im Laden war zerschlagen und es schien auf den ersten Blick so, als wären die Bewohner geflohen. Doch das klagende Schreien eines Babys geleitete den Besucher in einen Raum, in dem Fenster und Möbel zerstört worden waren und in dem eine Frau auf einem Haufen Bettzeug lag, ein Neugeborenes in ihren Armen. Wir fanden heraus, dass eine verfrühte Geburt eingeleitet worden war und dass das Baby inmitten des Terrors der Ausschreitungen geboren worden war.[118]

Die individuelle Natur solcher Tragödien wurde weiterhin noch dadurch unterstrichen, dass die Frau offensichtlich von ihrem direkten Umfeld in solch einer Situation verlassen worden war.[119] Schock und Terror waren hierbei Worte, die immer wieder verwendet wurden, um die betroffenen Frauen zu beschreiben und somit nicht nur die Auswirkungen der Feindschaft zu zeigen, sondern auch um die gegenderten Unterschiede von Leid hervorzuheben.[120] Wenn auch das Zitat die direkten Auswirkungen von Gewalt zeigte, gab es auch Langzeitfolgen. So war es beispielsweise möglich, aber enorm aufwendig, Entschädigungen für die entstandenen Schäden einzufordern und beanspruchte viel Zeit.[121] Da vielen bereits das Einkommen, oder der Einkommensbringer fehlte und der Krieg andauerte, konnten sie nicht zwingend die nötigen Mittel aufbringen, um die Zerstörung ihrer Existenzgrundlage zu kompensieren.[122] Und diese physische Gewalt war nicht der einzige Grund, als „ethnisch" Deutscher sein Haus zu verlieren und vertrieben zu werden.

Vertreibung war nicht nur eine Internierungserfahrung, ja man könnte sogar argumentieren, dass, wenigstens in Großbritannien, die Internierten ein deutlich besseres geographisches und institutionelles Verständnis ihrer Verlagerung hatten, als jene außerhalb der Lager. Diese würden in vielen Fällen auch Vertreibung erleben und selten mit dem Maße an institutioneller Aufsicht wie es in den Lagern geschah. Mit Kriegsbeginn waren viele Gebiete Frankreichs und Großbritanniens zu beschränkten Bereichen geworden, namentlich die Ostküste Englands, die Ostgrenze Frankreichs und Paris, sodass sich plötzlich viele Individuen gezwungen sahen, ihre Häuser zu verlassen.[123] Da der Ausbruch des Krieges einigermaßen überraschend kam, waren sie nicht vorbereitet und hatten weder alles für eine

---

118 Thomas, *Friend's*, 91.

119 Thomas, *Friend's*, 91.

120 Auch wenn die Realität häufig davon abwich, war die Behandlung der Internierten ein wichtiger Faktor in der Debatte um den Umgang mit Feindstaatenangehörigen. Siehe: Denness, „Germanophobia", 88.

121 Thomas, *Friend's*, 91; Gullace, „Lusitania", 356.

122 Wertgegenstände konnten in Zeiten finanzieller Not verkauft werden, was auch in den Berichten von Thomas immer wieder vorkommt. Siehe: Thomas, *Friend's*.

123 In Großbritannien wurde dafür bis zu vier Tage Zeit gegeben, in Frankreich zwischen einem und zwei Tagen. Siehe: Denness, „Germanophobia", 75; Farcy, *Camps*, 10.

Abreise parat noch die Möglichkeit, Haus und Habseligkeiten rechtzeitig zu verkaufen.[124] Im November 1914 betraf diese Maßnahme bereits 3.000 Männer und Frauen, die an Großbritanniens Süd- und Ostküste gelebt hatten, für Frankreich konnten keine Zahlen gefunden werden.[125] Yvonne Kapp, die Tochter eines naturalisierten Juden aus Deutschland, erinnerte sich daran, wie sie im Jahr 1915 umziehen mussten. Sie gab mehrere positive Gründe an, die für einen Umzug sprachen wie bessere Chancen auf eine Haushaltshilfe während des Krieges und den finanziellen Aufstieg des Vaters, allerdings gab Kapp auch noch einen weiteren möglichen Grund an:

> Wir verließen das Haus mit dem Garten im Süden der Londoner Vorstadt im Jahr 1915 und zogen in eine Wohnung in St John's Wood. [...] Ein weiteres Motiv für den Umzug aus Dulwich welches meinen Vater motiviert haben könnte war, dass er sehr wahrscheinlich als naturalisierter Deutscher unter der Spionagemanie und dem verbreiteten Hurra-Patriotismus der Zeit gelitten hat. Vielleicht wollte er aus der Nachbarschaft weg in der er nie einen Hehl aus seiner Herkunft gemacht hatte.[126]

Zwar nicht von staatlicher Seite vertrieben, war es für Kapp doch eine Möglichkeit, dass gesellschaftlicher Druck ihre Familie aus der Gegend vertrieben hatte. Der Wegzug war also nicht immer rein aufgrund staatlicher Anordnungen erfolgt und hatte auch nicht immer finanzielle Sorgen mit sich gebracht. Allerdings spricht aus diesen Erinnerungen doch das Wissen darum, dass ein „ethnisch“ deutsches Leben in Großbritannien im Blick der Mehrheitsgesellschaft eher als Gefahr angesehen wurde, die man vermeiden musste. Vertreibung hatte dementsprechend viele Facetten. Auch die Reichweite konnte variieren. Solche Vertreibungen wurden durch die Repatriierung noch verstärkt, bei welcher bis Juni 1915 mehr als 17.000 Individuen nach Deutschland verschifft wurden.[127] Viele, die blieben, verloren ihre Wohnungen aufgrund von antideutschen Einstellungen und fanden aufgrund derselben Einstellungen oder der Angst davor keine Bleibe.[128]

Die Armut, die Obdachlosigkeit und Vertreibung sowie andere Nöte, die durch den Krieg ausgelöst wurden, hatten weiterhin schlechte Auswirkungen auf die Gesundheit der Betroffenen. So schrieb Anna Thomas: „Die Gesundheit der gesamten Familie verschlechterte sich langsam und ein Kind starb. Die Frau ist jetzt fast verkrüppelt von Krampfadern. Der Ehemann, nach langer Internierung, wurde nach

124 Denness, „Germanophobia“, 75.
125 Panayi, *Enemy*, 51.
126 Yvonne Kapp, *Time Will Tell. Memoirs* (London: Verso, 2003), 46.
127 Denness, „Germanophobia“, 75–76.
128 Köbner, *Kriegsgefangen*, 106, 132; Thomas, *Friend's*, 25, 92.

Deutschland geschickt und ist am Rande einer Melancholie."[129] Melancholie in diesem Kontext bedeutete nicht die romantische Verfassung sondern eine tiefe Depression und zeigt, wie stark diese Erfahrungen mental und physisch ihren Tribut forderten. Tragischerweise wurde eine Verschlechterung der Gesundheit aufgrund von Armut auch als Grund angesehen, die finanziellen Mittel von in Großbritannien geborenen Frauen deutscher Internierter zu kürzen. So hieß es in einer offiziellen lokalen Verlautbarung: „Es ist eine wahre nationale Verschwendung, dass diese Frauen mit schlechter Gesundheit und Stärke nur eine Bürde für die Ressourcen der Gemeinschaft sind anstatt die aktive Hilfe zu leisten, zu der sie im Stande sind."[130]

Eine schlechte Gesundheit konnte sich wieder verbessern, wie man an den Kindern Gertrud Köbners sehen kann, die sich während ihrer Reise durch Frankreich erholten.[131] Doch nicht alle waren so glücklich. Die *Society of Friends* erwähnte Fälle von Krankheiten, die durch Armut oder psychischen Stress ausgelöst worden waren. So der Fall einer Frau mit fünf Kindern, die arbeiten musste, während ihr Mann interniert worden war: „Ihre Kinder sahen unzureichend angezogen und schlecht ernährt aus. Sie ist angespannt, überarbeitet und bekümmert".[132] Ein fortführender Bericht von 1918, drei Jahre später, zeichnete keine Verbesserung: „Das älteste Mädchen im Alter von 11 hat Schwindsucht, welche sich seit der Internierung ihres Vaters entwickelt hat. Das zweite Mädchen zeigt seit neuestem auch Anzeichen der Tuberkulose."[133] Leidend aufgrund der nationalen Identität, die ihnen zugeschrieben wurde, erfuhren die Betroffenen die Wirkungen der Vertreibung, der Armut und der Gewalt letztendlich an sich selbst und an ihrer Gesundheit.

Zusammenfassend lassen sich die Nöte der „ethnisch" Deutschen zu dieser Zeit in zwei Kategorien aufteilen: diskursive und physische. Eine große Bandbreite an Menschen repräsentierend, wurden sie alle auf gewisse Weise in die Position „ethnisch" Deutscher gezwängt, ob sie diese Einschätzung teilten oder nicht. Es war gleich, ob sie nur für die Internierung nicht befähigt waren, ehemalige deutsche Staatsbürger waren, deren Kinder, mit ihnen verheiratet, sie alle wurden in diese Position gebracht. Mit einer Verhärtung der Wahrnehmung von nationaler Identität, versuchten sich einige zuerst neu zu positionieren, indem sie eine Seite

129 Thomas, *Friend's*, 88.
130 Local Government Board Circular, „Allowances to British-born Wives and Children of Interned Aliens" 9.12.1915, zitiert von: Denness, „Germanophobia", 90.
131 Für ihre Krankheit, siehe: Köbner, *Kriegsgefangen*, 176–179. Für ihre Genesung, siehe: Köbner, *Kriegsgefangen*, 181.
132 Thomas, *Friend's*, 96.
133 Thomas, *Friend's*, 96.

wählten oder sich bedeckt hielten. Naturalisierte „ethnisch“ Deutsche versuchten auf viele Weisen, ihre Position in einer, sich stark verändernden und gefährlicher werdenden Gesellschaft zu sichern. Hierbei vertraten sie diverse Meinungen und auch ihre Positionen waren genauso unterschiedlich wie bei den Internierten. In Großbritannien war der Diskurs zu Beginn noch durchlässiger und die gefundenen Positionen kämpften mit einem Umfeld, das sich zunehmend zu einem des *Othering* entwickelte. In Frankreich war eine Durchlässigkeit von Kriegsbeginn an nicht wirklich vorhanden, sodass Zwischenpositionen gar nicht erst auftreten konnten. Der Diskurs um „ethnisch“ Deutsche nahm zunehmend ohne sie statt oder zwang sie zu bestimmtem Verhalten. Sie hatten keine eigene Selbstbestimmung mehr und waren der Mehrheit ausgeliefert. Dies wird besonders an den Ausschreitungen 1915 deutlich, als das Umfeld zunehmend gewalttätig und rassifiziert wurde. Solch ein Umfeld verband sich mit der Tatsache, dass „ethnisch“ Deutsche immer stärker gesellschaftlich isoliert wurden. Die Schließung von Einrichtungen, sozialen Orten und Vereinen, aber auch die Isolation durch Freunde und Bekannte, die nicht mit ihnen assoziiert werden konnten oder wollten separierte die Minderheit zunehmend von der Mehrheit, auch wenn sie immer wieder in dessen diskursivem Zentrum stand. Versuche, diese Isolation zu überwinden, stießen auf Widerstand.

Doch waren die Probleme nicht nur diskursiver Natur, sondern auch physischer, etwa durch finanzielle Nöte und Gewalt. War ihr Partner interniert, ihre Arbeitsstelle oder ihr Laden verloren, verringerte sich das Einkommen häufig drastisch und Hilfe war nicht immer vorhanden oder ausreichend. Genau wie bei Internierten, wurde versucht ein normales Leben zu halten, doch wurde es im Laufe des Krieges und mit schwindenden Mitteln immer schwerer. Die Vertreibung aus Wohnungen, Häusern oder Regionen verkomplizierte weiterhin jedwede Form von Normalisierung, sei es nun eine Anstellung oder ein neues Obdach zu finden. All diese Ausprägungen und Folgen eines verhärteten Diskurses hatten, wenig überraschend, spürbar negative Effekte auf die physische oder psychische Gesundheit der Betroffenen. Auch wenn sie sich in einem Land befanden, das viele ihre Heimat genannt hatten, waren diese „ethnisch“ Deutschen, genauso wie die internierten Deutschen, jetzt in einem Niemandsland der Identität gefangen. Ebenso wie die Gefangenen kämpften sie damit und versuchten trotzdem, auf unterschiedliche Weisen, bis zum Ende des Krieges durchzuhalten. Doch als 1918 das Ende des Krieges endlich kam, kehrte die Normalität nicht direkt wieder zurück.

6 „Vae Victis“: Die Erfahrung von Internierung und Freilassung deutscher Zivilisten nach dem Ersten Weltkrieg, 1918–1924

Für die zivilinternierten deutschen Staatsbürger bedeutete das Ende des Krieges nicht unbedingt die Rückkehr zu einer Vorkriegsnormalität oder auch nur das sofortige Ende der Internierung. Von den limitierten Quellen ausgehend, wird ein Gegensatz in der Erfahrung der letzten Monate in Internierung deutlich. Die Internierten waren gut informiert über die Lage an der Front und hatten durch die Lagerverwaltung oder Zeitungsartikel von der Möglichkeit eines Waffenstillstandes gehört.[1] George Kenner erinnerte sich beispielsweise an Artikel über „Revolutionen, Flucht und Abdankungen verschiedener Herrscher in unserem deutschen Land“.[2] Er beschrieb den Waffenstillstand einige Tage später nicht als Überraschung sondern mit Erleichterung, war „endlich die Erlösung über uns gekommen“.[3] Internierte waren also der allgemeinen Lage gewahr. Allerdings kam der tatsächliche Waffenstillstand auch als Schock für viele. Hellmuth Felle, der auf der Île Longue, interniert war, beschrieb ähnliche Reaktionen in seinen Aufzeichnungen:

> Die meisten Kameraden brachen an diesem Tag zusammen. Vernichtet war alles, was uns vier Jahre lang aufrecht erhalten hatte, vernichtet die Hoffnung, von den grausamen Siegern bald der Freiheit zurückgegeben zu werden.[…] Wir alle waren totenblass, als wir die Waffenstillstandsbedingungen lasen. Das wagten sie uns anzutun! Und die Heimat, musste sie solche […] Bedingungen annehmen?[4]

Es ist nicht unwahrscheinlich, dass die Beschreibung Felles akkurat ist. Der Bericht des ungarischen Internierten Aladar Kuncz, auf der Île d’Yeu gefangen, bietet eine Außensicht auf die Reaktion der deutschen Internierten:

> [Die Deutschen] hatten nie geglaubt, dass die Symptome eines Kollapses, welche auch schon Bulgarien, die Türkei und Österreich-Ungarn niedergestreckt hatten, jemals auch in ihrem Land auftauchen könnten. Nun sahen sie, dass das Ende auch hier gekommen war. Sie konnten weder den Fakt begreifen, noch die Logik dahinter verstehen, doch genauso wie sie bis dahin blind getraut hatten, stürzten sie nun in einem stufenlosen Flug von der Höhe der Sicherheit und des Glaubens in den dunkelsten Abgrund der Verzweiflung.[5]

1 Felle, *Stacheldraht*, 190; Pöppinghege, *Lager*, 129–130.
2 Kenner, *Sketches*, 41.
3 Kenner, *Sketches*, 41.
4 Felle, *Stacheldraht*, 190–191.
5 Kuncz, *Monastery*, 366.

Open Access. © 2025 Mathis J. Gronau, publiziert von De Gruyter. BY-NC-ND Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung – Nicht-kommerziell – Keine Bearbeitung 4.0 International Lizenz.
https://doi.org/10.1515/9783111561493-006

Auch wenn sie das Ende des Krieges und damit das Ende der eigenen Internierung bedeutete, wurde die militärische Niederlage doch weiterhin als zutiefst negatives Ereignis wahrgenommen. Gut über die Ereignisse informiert, gab es anscheinend eine Divergenz zwischen dem Wunschdenken und der Realität des Kriegsendes. Felle notierte diesen Gegensatz wie folgt in seinen Aufzeichnungen: „Ist es Waffenstillstand? Wir sind in einem Zwiespalt der Sorge um die Heimat und dem Wunsch, endlich nach Hause zu kommen.“[6] Ein anderer Grund für dieses Verhalten könnte die Beschaffungsweise der Informationen sein. Internierte wendeten einen substanzielle Menge Energie für die Beschaffung kriegsbezogener Informationen auf. Auch wenn Pöppinghege argumentiert, dass der Informationsbedarf mit dem Krieg nicht unbedingt gestiegen war, so gab er doch richtig an, dass Internierte im Vergleich zur Mehrheitsgesellschaft weniger Möglichkeiten hatten, diesen zu decken und weniger Ablenkungsmöglichkeiten hatten.[7] Verschiedene Quellen wie alliierte Zeitungen waren zwar zugänglich, aber der Zugang nicht immer problemfrei.[8] Die Zeitungen, die zugänglich waren, waren nicht immer verlässlich und wurden von der Lagerverwaltung sorgsam nach ihrer antideutschen Berichterstattung ausgewählt, sodass die Internierten ihnen nicht immer vertrauen konnten oder wollten.[9] Rudolf Rocker beispielsweise fragte: „Welcher Engländer von durchschnittlichem Verstand würde Geschichten unzähliger britischer Brutalität glauben, wenn sie in den Zeitungen der Länder stünden, mit denen sich sein Land im Krieg befindet?“[10] So sehr viele auch darauf gehofft hatten, dass die Realität eine andere wäre, sahen sie sich nun mit der Niederlage konfrontiert. Da das Ende des Krieges zur Realität geworden war, kamen mit ihr Gefühle wie Hoffnung aber auch Furcht in den Internierten auf. Ein Sprichwort, schien die Sorge gut zusammen zu fassen. So schrieben Sowohl Dunbar-Kalckreuth, G. Tschetschner und Paul Madsack von „Vae Victis“, Wehe den Besiegten.[11] Zu den Sorgen eines Heimatlandes im Revolutionszustand gesellten sich bei den Internierten auch Fragen zu der eigenen Zukunft.

Zur Zeit des Waffenstillstandes hielten sowohl Frankreich als auch Großbritannien nennenswerte Mengen an Internierten fest, die früher oder später freigelassen werden sollten. Schließlich hatte der Hauptgrund potenzielle Soldaten zu-

6 Kuncz, *Monastery*, 171.
7 Pöppinghege, *Lager*, 132–133.
8 Pöppinghege, *Lager*, 129–131.
9 Pöppinghege, *Lager*, 128.
10 Rudolf Rocker, *Alexandra Palace Internment Camp in the First World War, 1914–1918*, ed. von Rudolf Rocker the Younger (London: Unpublished Typescript), 43.
11 Kalckreuth, *Männerinsel*, 355; Madsack, *Victis*; Ernst Tschentscher, ‚Ein Machtfriede‘, *Inselstimme*, 28 March 1919, 1.

rückzuhalten, mit dem Ende der Kampfhandlungen an Gewicht verloren. Aufgrund der konstanten Fluktuation durch Austauschabkommen, internationale Austauschbewegungen, Tode, Verschiebungen von Internierten in andere Lager und andere Bewegungen ist es praktisch unmöglich einzugrenzen, wie viele der übrig gebliebenen Internierten den ursprünglichen deutschen *Communities* in Frankreich und Großbritannien angehörten. Insgesamt waren bei Ende des Krieges noch 20.500 deutsche Staatsbürger als Zivilisten interniert. In Frankreich wurden im Januar 1919 noch 2.500 zivilinternierte Deutsche gezählt.[12] Laut dem Roten Kreuz hatte sich diese Zahl seit Dezember 1918 nicht verändert. Während in Großbritannien die Freilassung langsam verlief, war sie immer noch schneller als in Frankreich. Bis 1920, zwei Jahre nach dem Waffenstillstand, blieben laut Panikos Panayi nur noch „eine Handvoll, welche vom Radar zu verschwinden schienen“, während der Rest repatriiert oder freigelassen war.[13] Diese Verzögerung der Freilassung war nicht komplett beabsichtigt, doch gab es auch Gründe, sie zu verzögern. Zuerst ging es um Verdächtigungen oder sogar Ängste, vor allem in Frankreich, dass Kämpfe vor der Ratifizierung eines Friedens wieder ausbrechen könnten.[14] Sicherheit war laut Heather Jones gerade für Frankreich ein wichtiger Grund, Internierte nur langsam zu repatriieren. Der zweite Grund war Handelsmacht. Deutschland war dazu gezwungen worden, Internierte mit Einsetzung des Waffenstillstandes zu repatriieren. Dies hatte die Machtbalance im Umgang mit Internierten gekippt, welche sonst auf gegenseitige Androhungen gefußt hatte. So entstand ein Ungleichgewicht, welchem sich auch einige der Internierten bewusst waren. Hellmuth Felle schrieb hierzu:

> Die Waffenstillstandsbedingungen sind fürchterlich. Das kann doch nicht sein. Ich jage mit Kamerad Reuter ums Lager bis wir ausser Atem sind. Besetzung Deutschlands bis zum Rhein, Abtretung Elsass-Lothringens. […] Alle Gefangenen müssen herausgegeben werden ohne Gegenseitigkeit. Seelischer Zusammenbruch im Lager.[15]

Dunbar-Kalckreuth schrieb ebenfalls sehr negativ über dieses Ungleichgewicht: „Ich sehe nur alle Werte wanken, stürzen, sich auflösen und das Vertrauen auf irdische Gerechtigkeit und den Sinn in der Geschichte dahinschwinden. […] Zunächst sollen alle Kriegs- und Zivilgefangenen entlassen werden- nur die Deut-

12 Für Großbritannien, siehe: Panayi, *Prisoners*, 276. Für Frankreich, siehe: Stibbe, *Internment*, 268.

13 Panayi, *Prisoners*, 304.

14 Für die direkte Nachkriegslogik Frankreichs, siehe: Stibbe, *Internment*, 268–270. Für die politische Situation in Frankreich und Großbritannien, siehe: Farcy, *Camps*, 286–291; Panayi, *Prisoners*, 186–187.

15 Felle, *Stacheldraht*, 171. [Betonung im Original]

schen nicht.“[16] Felle ging sogar so weit zu behaupten, dass anders als Deutsche in Frankreich, freigelassene Franzosen in Deutschland bleiben durften.[17] Da beide Texte ex post aufgeschrieben bzw. veröffentlicht wurden, ist es nicht auszuschließen, dass nachträgliche Stimmungen, Fakten oder Argumente in diese Berichte mit einflossen. Da Felles Bericht, im Gegensatz zu Dunbar-Kalckreuths, nicht veröffentlicht wurde und vor diesem geschrieben wurde, kann man wenigstens von einem geteilten Gefühl der Ungerechtigkeit ausgehen.

Das Gefühl der ungerechten Behandlung, nun auf der Grundlage, dass deutsche Internierte länger in den Lagern verblieben als anderswo, würde sich bis in die 1920er halten. Dieser lange Atem war in Teilen berechtigt, berichtete doch eine französische Zeitung noch 1922 von der Freilassung der letzten vier Kriegsgefangenen.[18] Da Kriegsgefangener ein weicher Begriff war stellte die Zeitung nicht klar, ob es sich um Zivilgefangene oder Militärgefangene handelte. Noch unklarer wird allerdings die Debatte der Jahreszahl. Die *Reichsvereinigung ehemaliger Kriegsgefangener*, oder kurz REK, stimmte diesem Datum nicht zu und sprach auch 1923 auf ihrer jährlichen Konferenz von dem Schicksal, das einige Kriegsgefangene angeblich noch immer in Frankreich erdulden mussten.[19] Solche unterschiedlichen Auffassungen können einerseits durch die generelle Ungenauigkeit und Verwirrung erklärt werden, die mit der Freilassung einher gingen. Nicht umsonst bot das Zeitungsorgan der REK auch an, Suchaufrufe von Internierten in ihrer Zeitung zu schalten.[20] Andererseits schwangen bei solchen Behauptungen auch immer potenzielle politische Motivationen mit, wobei die politische Stellung der REK weder klar links noch rechts war.[21] Wie sehr sich dieses Thema für eine Politisierung anbot, zeigte die REK im Juni 1921: Es organisierte einen Massenprotest in mehreren Großstädten wie Hamburg und Berlin und rief zur Freilassung der letzten Gefangenen aus dem Gefängnis Avignon auf.[22] Das *Berliner Tageblatt* sprach von tausenden Teilnehmer und von einer erfolgreichen Mobilisierung der Massen.[23] Vor al-

16 Kalckreuth, *Männerinsel*, 355.

17 Felle, Stacheldraht, 172.

18 „Dernier Radio“, *Le Madécasse*, 28. Dezember 1922, 3.

19 „Bundestag der ehemaligen Kriegsgefangenen“, *Berliner Volkszeitung*, 23. Mai 1923, 3.

20 „Vermißten – Suchhilfe“, *Der Heimkehrer. Verbandsblatt der Reichsvereinigung ehemaliger Kriegsgefangener e. V.*, 1. Januar 1921, 4.

21 Christian Weiß, „‚Soldat des Friedens‘. Die pazifistischen Veteranen und Kriegsopfer des ‚Reichsbundes‘ und ihre Kontakte zu den französischen aciens combattants 1919–1933“, in Wolfgang Hardtwig (Hrsg.), *Politische Kulturgeschichte der Zwischenkriegszeit 1918–1939* (Vandenhoeck & Ruprecht: Göttingen, 2005), 191.

22 „Kundgebung für die noch Kriegsgefangenen“, *Hamburger Anzeiger*, 2. Juni 1921, 4.

23 „Für die Befreiung der Gefangenen von Avignon. Riesenkundgebung im Lustgarten“, *Berliner Tageblatt*, 13. Juni 1921, 3.

lem benannte es eine Gruppe, die zahlreich erschienen war: „Tausende von Berlinern, hauptsächlich ehemalige Kriegsgefangene und deren Angehörige, füllten gestern um die Mittagsstunde trotz des zweifelhaften Wetters dichtgedrängt den Lustgarten“.[24] Das Schicksal der Internierten war also eine Möglichkeit des Vereins aber auch von Internierten selbst, Aufmerksamkeit zu generieren. Ehemalige Internierte, ob nun zivil- oder militärinterniert, hatten deutlich eine emotionale Verbindung zu denjenigen, die immer noch hinter Stacheldraht ausharrten und wurden aktiv um Hilfe einzufordern. Allerdings war diese Mobilisation, so stark sie zu Beginn war, schnell wieder vorbei. In den letzten kleinen Artikeln, die im August 1921 von der Freilassung der Internierten berichteten, tauchte die REK nicht einmal mehr auf.[25] Es ist daher schwierig von einer öffentlichen Meinung zu sprechen, denn auch wenn sich Tausende für dieses spezifische Thema unter Anleitung der REK zusammenfinden konnten, so beschwerte sich auch die REK immer wieder über fehlendes Interesse seitens der Regierung und Öffentlichkeit.[26] Das Schicksal der Verbliebenen blieb also gerade für die ein wichtiges Thema, die es selbst erlebt hatten, aber nicht für viele andere. Waren Internierte generell mit einem Niemandsland der Identität im Lager konfrontiert gewesen, so zeigt das fehlende Interesse, wie stark sich dieses Problem für die verbliebenen Internierten verschlimmerte. Mit dem abnehmenden Interesse, abnehmenden Interniertenzahlen und dem Ungleichgewicht zwischen den Mächten kam auch der Verlust bestehender Strukturen in den Lagern. Hatten soziale Systeme und Einrichtungen das Lager am Leben gehalten, fehlten nun Motivation und Möglichkeiten, diese aufrecht zu halten. Die *Inselstimme* ist die einzige Zivillagerzeitung, die nach November 1918 erschien.[27]

6.1 Der Verbleib in den Lagern

Detaillierte Berichte über das Leben in einem Zivillager während der Nachkriegszeit sind sowohl für Großbritannien als auch Frankreich rar gesät und potenziell noch in Familientruhen oder Archiven versteckt. All das erschwert die Rekonstruktion des Lagerlebens nach 1918. Die letzten Repatriierungen vor dem Novem-

24 „Für die Befreiung der Gefangenen von Avignon.“, 13. Juni 1921, 3.

25 Das *Berliner Tageblatt* erwähnte nur beiläufig die letzten freigelassenen Kriegsgefangenen ohne das REK überhaupt zu erwähnen. Siehe: „Die Gefangenen in Avignon“, *Berliner Tageblatt* 16. August 1921, 2. Der *Hamburger Anzeiger* berichtete ähnliches ohne das REK zu nennen. Siehe: „Weitere Entlassungen in Avignon“, *Hamburger Anzeiger*, 17. August 1921, 2.

26 W. Reschke, „Zur Sache.“, *Der Ehemalige Kriegsgefangene*, 16. November 1924, 1.

27 Pöppinghege, *Lager*, 323.

ber des Jahres verdeutlichen auf jeden Fall einen Aspekt, der mit dem Waffenstillstand in den Lagern Einzug hielt: Ein fehlendes Interesse. Tragischerweise hatten zu Beginn des Jahres Austauschverhandlungen sowohl mit Großbritannien als auch mit Frankreich begonnen, welche erst verschoben und mit dem Waffenstillstand für nichtig erklärt wurden.[28] Das bedeutete, dass Emotionen hochkochten, waren Hoffnungen auf eine Rückkehr erst groß und plötzlich umsonst gewesen. Hellmuth Felle zeichnete ein Bild, welches das Gefühl dieser verpassten Repatriierung einfängt. Dort sehen wir einen Vogel mit dem Austauscherlass im Schnabel wie er über das Meer auf einen Mann zufliegt, umringt von fröhlichen Menschenmassen. Doch im zweiten Bild hat sich der stille Ozean unter dem wegfliegenden Vogel zu einem Malstrom ausgeweitet während dichte Wolken die traurigen Menschenmassen verdunkeln.[29] Der Titel des Bildes macht den Kontext dieser Aussage noch einmal deutlich, lautet er doch „Berner Gefangenen-Austauschvertrag 1918“.

Für all jene, die nun unfreiwillig länger in den Lagern verblieben, bedeutete diese Absage potenziell Monate oder sogar Jahre in einem Lager, das nun weniger organisiert war und instandgehalten wurde. In Großbritannien und den größeren Lagern Frankreichs (wie Île Longue) waren Gesellschaften und Aktivitäten im Verlauf der letzten vier Jahre ins Leben gerufen worden und sollten Langeweile und Stacheldrahtkrankheit auf Abstand halten. Als die meisten deutschen Staatsbürger die Lager verließen, verfielen diese Einrichtungen und nur wenige blieben bestehen, meist in geringerer Kapazität und (gerade in Frankreich) in Gefahr, von den Lagerbehörden verboten zu werden.[30] Kontakte zur Außenwelt waren selten, auch wenn es spärliche Kontakte zur Lokalbevölkerung gab oder Hellmuth Felle sogar an die Lagererinnerungen Paul Madsacks kam.[31] Doch blieb weiterhin wenig Möglichkeit sich gedanklich zu zerstreuen, wie Felle im Januar 1919 schrieb: „Wie erbärmlich ist unser Dasein. […] Es gibt keine Anregung und Zerstreuung.“[32] Hier ist es noch einmal wichtig zu erwähnen, dass der Sinn der Lager, also das Fernhalten potenzieller Soldaten, nicht mehr gegeben war. Das bedeutete für die übriggebliebenen Internierten, dass die Lager, die von sich aus sinnzerstörend gewesen waren, nun selbst keinen greifbaren Sinn mehr hatten. Galgenhumor schien angesichts dieser Problematik weiter die Oberhand behalten zu haben, schrieb Felle doch zynisch im selben Monat: „Es werden Wetten abgeschlossen, dass wir auch

28 Stibbe, *Internment*, 241.
29 Felle, *Stacheldraht*, 196.
30 Felle, *Stacheldraht*, 174–176; Kuncz, *Monastery*, 377.
31 Felle, *Stacheldraht*, 180.
32 Felle, *Stacheldraht*, 174.

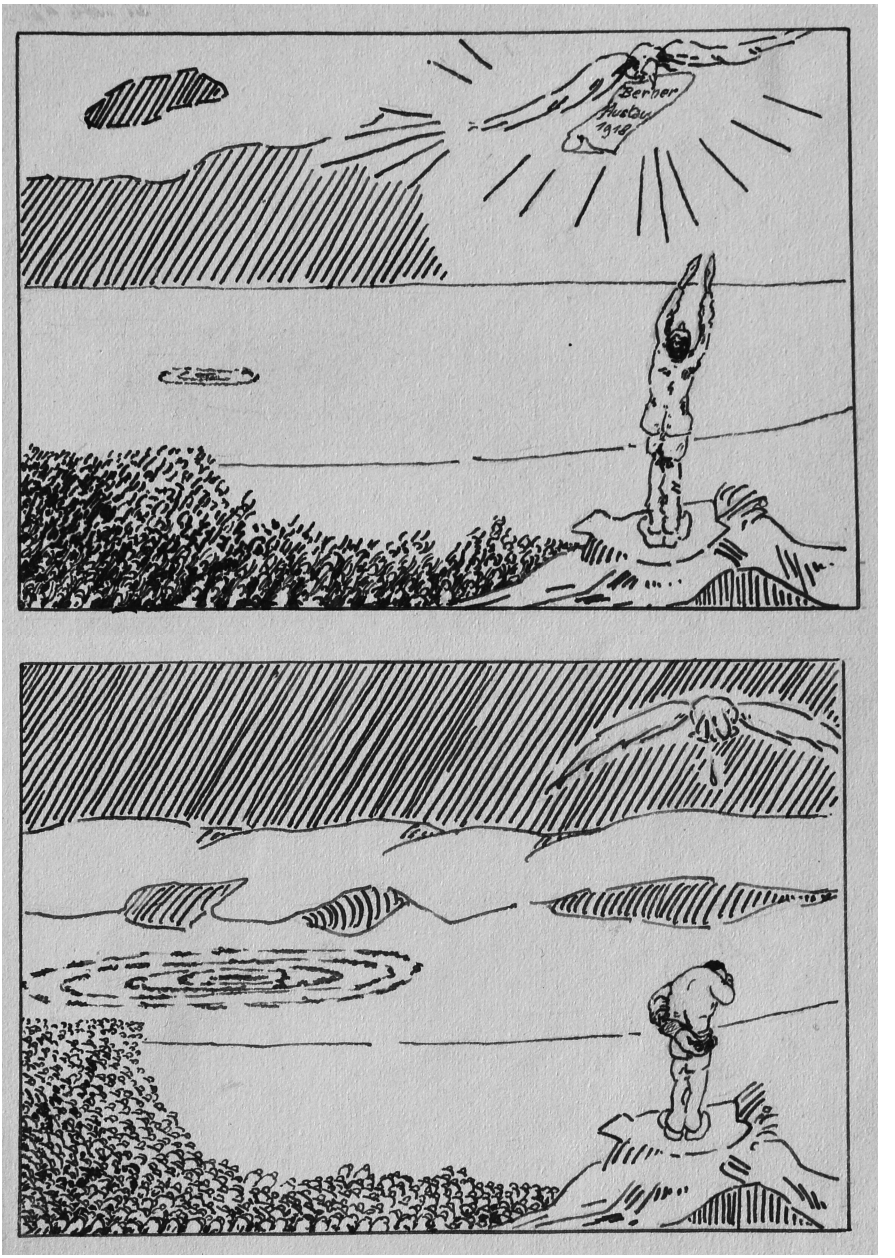

Abb. 4: Symbolzeichnung des Berner Gefangenen-Austauschvertrags von 1918 (Quelle: Felle, *Stacheldraht*, 222.), copyright Sabine Herrle.

am nächsten Weinachten noch im Lager sind.“[33] Diese Wette war berechtigt, zeichnete sich gerade nach Kriegsende ab, dass das Interesse an den übriggebliebenen Internierten rapide abgenommen hatte, ebenso wie der Lebensstandard in den Lagern. Da das Interesse nicht wiederkehrte, sondern dessen Fehlen langfristig blieb, hatte es Auswirkungen auf die Gesundheit der Internierten. Dies wird am Beispiel der Spanischen Grippe deutlich.

Wenn auch das genaue Ausmaß der Spanischen Grippe auf Zivilinternierte nicht bestimmt werden konnte, so starben laut Panikos Panayi zwischen 1918 und 1919 „dutzende von Gefangenen“ an ihr.[34] Die Grippe und der Tod durch die Grippe, waren also in den Lagern zumindest präsent. Dies lag ironischerweise an den gedrängten Verhältnissen in den Barracken, welche eine Übertragung trotz rapide abnehmender Insassenzahlen deutlich beschleunigten.[35] Als Bürger Österreich-Ungarns war Kuncz zusammen mit einigen „deutschen Frankophilen“ übriggeblieben.[36] Seine Beschreibung des Krankheitsausbruches, Verlaufs und seine Auswirkungen auf die Internierten ist der eindrücklichste und tiefgreifendste Bericht:

> Wir waren eine reife Beute für die mörderische Krankheit. Wir lagen dort wie Ratten zusammengerückt, weg vom steigenden Wasser ihrer Untergrundkanäle. Die Krankheit konnte tun was sie wollte […] Wir versuchten, uns zu ermutigen indem wir sagten, dass die Krankheit uns vielleicht wegen unserer strikten Gefangenschaft nicht treffen würde. Das wichtigste war, nicht daran zu denken. […] Einen Tag vor Weihnachten wurden Dudás und der kleine Moritz Stein aus Nr. 36 schwer krank. Es gab auch Fälle in anderen Räumen. Es hatte uns also erreicht. Bis Weihnachten war eine Person in jedem Raum krank.[37]

Aufgrund der beengten Lebensbedingungen verbreitete sich die Krankheit innerhalb der Räume und durch kontinuierlichen Kontakt auch über die Wächter. Mit den sich verschlechternden Umständen in den Lagern stieg auch die Zahl der Ausbrüche. Hellmuth Felle schrieb im Dezember 1918 „Die Grippe hat sehr im Lager umgegriffen. […] Bei insgesamt 2.000 Gefangenen waren 700 Grippefälle im Lager.“[38] Was hierbei erwähnenswert ist, ist der zeitliche Ablauf dieser Lagerepidemien. Joseph Talbert verortet den Höhepunkt der Spanischen Grippe in Frankreich im September und November, sodass der Virus bis Dezember „anscheinend in Frankreich und Nordamerika ausgebrannt war“.[39] Wie man an Felle und Kuncz

33 Felle, *Stacheldraht*, 174.
34 Panayi, *Prisoners*, *130*.
35 Panayi, *Prisoners*, 131.
36 Kuncz, *Monastery*, 376.
37 Kuncz, *Monastery*, 376–378.
38 Felle, *Stacheldraht*, 172.
39 Joseph Allan Talbert, *The French Experience of Pandemic Influenza During the Great War* (Ohio State: ProQuest Dissertations Publishing, 2000), 82.

sehen kann, kamen die Epidemien hier allerdings erst im Dezember an. Anscheinend gab es zwischen der Mehrheitsbevölkerung und der Lagerbevölkerung eine Verzögerung, die sich zumindest in Teilen mit der geographisch isolierten Lage der Lager erklären lässt. Ob dies allerdings der einzige Grund war, ist in zukünftiger Forschung noch zu klären. Hatte die Grippe einmal die Lager erreicht, befiel und tötete sie die Betroffenen genauso wie sie es außerhalb des Lagers getan hatte. Hellmuth Felle konnte nicht anders als die Bitterkeit solcher späten Tode anzuschneiden und über schlechte Behandlung zu berichten:

> Einige Kameraden müssen nun, nach so langen Jahren der Gefangenschaft, ihr Grab in fremder Erde finden [...] Die entlassenen Grippekranken kommen vom Arsenalspital in Brest zurück. Seemann Brose aus Baracke 50 erzählt, dass die Kranken das gleiche Hemd, in dem sie fieberten und das durch Durchfall verunreinigt war, anbehielten, ebenso die Bettlaken, bis sie dieselben selbst waschen konnten. Für 270 Kranke waren nur 8 Wasserhahnen [sic] vorhanden und vier Aborte.[40]

Die schlechten Bedingungen wurden auch von Kuncz geschildert, der schrieb: „Die steigende Zahl an Todesfällen, darunter Moritz Stein, hatte zum Effekt, dass wir, anscheinend, ab dem fünften Tag unserer Krankheit die Möglichkeit erhielten, einen Blick vom Arzt zu erhaschen.“[41] Auch wenn Panayi überzeugend argumentiert hat, dass Todesraten in Lagern nicht höher lagen als andernorts, hatten die Tode in den Lagern eine zusätzlich bittere Note für die überlebenden Internierten. Für sie waren die Menschen als unschuldige Opfer an den Umständen gestorben und dies machte keinen Unterschied, ob die Tode während oder nach dem Krieg stattfanden. So schrieb Gertrud Köbner schon 1914 über einen alten Mann, der in Garaison gestorben war: „die tausend Menschen [...] waren bei dem Gedanken wirklich tief bewegt, daß der Tote dort vor uns höchstwahrscheinlich nur gestorben war, weil er ein Deutscher gewesen ist, für den man jede Pflege für überflüssig gehalten hatte!“[42] Solch eine Erklärung fehlt für die Toten nach Kriegsende. Die Toten zwischen 1914 und 1918 waren im Einsatz für die Sache gestorben. Die Toten nach dem Krieg konnten für nichts mehr gestorben sein.

In einem allgemein wirtschaftlich und epidemisch weniger betroffenen Großbritannien konnten solche Berichte und Erfahrungen nicht gefunden werden, auch wenn die Spanische Grippe dort ebenfalls Lager heimsuchte. Hierbei muss zur Kontextualisierung klar gemacht werden, dass nicht nur die beiden Länder von Nachkriegsepidemien betroffen waren. Ähnliche Abläufe fanden im deutschen Lager in Ruhleben statt, wobei zwischen 1.500 und 2.300 Internierte er-

40 Felle, *Stacheldraht*, 172.
41 Kuncz, *Monastery*, 388.
42 Köbner, *Kriegsgefangen*, 210.

krankten.[43] Andere Lager wie das indische Ahmednagar Camp wiederum berichteten von keiner Krankheitswelle, und wieder andere wie das Lager in Cape Town, verweigerten die Aufnahme weiterer Internierter aus Sorge um Ansteckung im Lager.[44] Bislang gibt es jedoch noch keine Forschung, die sich auf die Auswirkungen der Spanischen Grippe in Lagern spezialisiert hat und dieser kurze Abschnitt kann nur als Anstoß reichen. Ironisch, oder viel mehr tragisch war hierbei auf jeden Fall die Tatsache, dass die Zivilgefangenen zwar wegen der abstrakten Gefahr, die sie darstellten, interniert blieben, allerdings durch diese Internierung eine vulnerable Gruppe wurde, welche gerade wegen ihrer Lebensverhältnisse Epidemien stärker ausgesetzt war. Doch war die verstärkte Vulnerabilität nach Kriegsende nicht der einzige Punkt, an dem sich die Internierten in Frankreich stießen.

So beschwerte sich Hellmuth Felle auch über angebliche Misshandlungen in diesem Zeitraum.[45] Er ging sogar soweit, von willkürlicher Gewalt bis hin zu Mord zu sprechen. Kuncz wiederum, sprach so etwas nicht an. Ob also wirklich etwas an den Geschichten von betrunkenen Wächtern, die ziellos ins Lager schießen, dran ist, kann nicht abschließend beantwortet werden. Doch zeigen sie auf jeden Fall, dass die Situation im Lager zunehmend schlechter und roher wurde, ein Aspekt bei dem Kuncz Felles Meinung teilte.[46] Bereits vorhandene Frustration fand nun keinen Auslass mehr und die Erfahrung immer schlechterer Umstände führte zu Protesten, so schrieb Felle über einen durch den Mord von 1919 ausgelösten Aufstand. Auch Farcy fand heraus, dass Proteste, sogenannte Brotstreiks, zu dieser Zeit keine Seltenheit in französischen Lagern waren.[47] Die Internierten waren schlichtweg nicht mehr gewillt, diese Situation auf eine Weise hinzunehmen, wie sie es vorher getan hatten. Felle, untermauert von Forschungsergebnissen Farcys, sprach ebenfalls von deutlich mehr Fluchtversuchen was die Theorie der Verbindung von Lebensbedingungen und Fluchtversuchen aus vorangegangenen Kapiteln bestärken würde.[48] Hier sollte auf jeden Fall angebracht werden, dass strukturelle Probleme in einem Land, das sozial und wirtschaftlich enorm unter dem Krieg gelitten hatte, zu diesen Verhältnissen beitrugen. So sehr auch die Behandlung immer wieder als bösartig vernachlässigend oder feindselig dargestellt wurde, so sehr muss man sich bewusst machen, dass es nicht zwingend der Fall war.

43 Lewis Foreman, „In Ruhleben Camp“, *First World War Studies*, 2:1 (2011), 36.

44 Paulina Stanik, „‚Every Enemy Subject Shall be Interned‘. The Ahmednagar Internment Camp in a Polish WWI Memoir“, *First World War Studies*, 11:2 (2020), 128; Tilman Dedering und Stefan Manz, „‚Enemy Aliens‘ in Wartime. Civilian Internment in South Africa during Word War I“, *South African Historical Journal*, 68:4 (2016), 555.

45 Felle, *Stacheldraht*, 172–173.

46 Felle, *Stacheldraht*, 178; Kuncz, *Monastery*, 384.

47 Felle, *Stacheldraht*, 179; Farcy, *Camps*, 341.

48 Felle, *Stacheldraht*, 180; Farcy, *Camps*, 341.

Begrenzte Ressourcen mussten großflächig distribuiert werden. Vielleicht war es das Wissen darum oder die Vermutung oder auch ihr unerschütterlich positives Bild von Frankreich oder Großbritannien, das einige Internierte trotz der Umstände dazu brachte, das jeweilige Land nicht negativ wahrzunehmen.

Einige Internierte wollten nach ihrer Zeit im Lager im Land bleiben, meist wegen ihrer persönlichen Verbindungen oder zu Netzwerken in Frankreich oder Großbritannien. Aladar Kuncz berichtete bereits von einigen frankophilen Deutschen die auch nach dem Waffenstillstand freiwillig mit den Österreichisch-Ungarischen Internierten in den Lagern verblieben. Auch die REK schien sich dieser Fälle bewusst zu sein und veröffentlichte 1921 die Namen und Aufenthaltsorte von mindestens fünfzehn Leuten unter der Bezeichnung „freiwillig in Frankreich verbliebenen Kriegsgefangene“.[49] Diese Internierten blieben also bis mindestens 1921 in Frankreich und auch Panikos Panayi erzählt von Internierten, die sich um einen Aufenthalt in Großbritannien bemühten.[50] Auch nach vier oder mehr Jahren Internierung war Deutschland nicht der Ort, an den alle zurückkehren wollten. Ob nun hoffnungsvoll oder voll Sorge, alle mussten sie aber früher oder später das Lager verlassen und das Verlassen nach Kriegsende brachte seine eigenen Probleme mit sich, sowohl für jene die im Land bleiben wollten als auch für jene, die nach Deutschland zurückkehrten.

6.2 Repatriierung und Ankunft im Nachkriegsdeutschland

Ob kurz nach dem Waffenstillstand oder in den frühen 1920er Jahren, für jene in den Lagern war die Rückerlangung der Freiheit nur eine Frage der Zeit. Für viele, aber nicht alle, bedeutete dies eine Reise nach Deutschland. Jutta Raab Hansen geht davon aus, das von 24.450 Internierten in Knockaloe zirka 16 % ein Bleiberecht in Großbritannien erhielten, was sich grob mit den Anträgen deckt, die Panikos Panayi zusammengetragen hat.[51] All jene, die dieses Recht erhalten wollten, mussten „Gründe für einen außerordentlichen Charakter“ vorweisen.[52] Insgesamt wurden 4.300 Anträge gestellt, von denen eine überwältigende Menge von 3.980

49 „In Frankreich zurückgebliebene Deutsche“, *Heimkehrer. Verbandsblatt der Reichsvereinigung ehemaliger Kriegsgefangener*, 1. Februar 1921, 7.
50 Panayi, *Prisoners*, 278–279.
51 Hansen, „Musik“, 67.
52 Für Frankreich, siehe: Farcy, *Camps*, 125–126. Für Großbritannien, siehe: Panayi, *Prisoners*, 305.

bewilligt wurde.[53] Die Gerichte brauchten knapp ein Jahr um über den Fall zu entscheiden, auch wenn der Antragsteller mit einer gebürtigen Britin verheiratet war und selbst wenn diese Frau Großbritannien nicht verlassen wollte.[54] Für Frankreich sprechen Jean-Claude Farcy und Matthew Stibbe von einigen wenigen Ausnahmen, genauso wie die Zeitung der REK, die von 15 in Frankreich Verbliebenen berichtete.[55] Einige der „ethnisch“ Deutschen konnten bei solchen Anträgen auf neue Institutionen hoffen, wie den *Reichsverband für die katholischen Auslandsdeutschen*, welcher 1918 gegründet wurde.[56] Sein Fokus lag jedoch auf dem Wiederaufbau und Instandsetzen bestehender katholischer *Communities* im Ausland und weniger auf den Besonderheiten der Internierungserfahrungen.

In Großbritannien waren bis Oktober 1919 die 84 % Internierten ohne bewilligten Antrag repatriiert worden.[57] Es ist nicht möglich, genau zu rekonstruieren für wie viele dieser 84 % solch eine Repatriierung ein Abschied ohne Wiedersehen war oder eine Trennung von Familienbänden in Großbritannien. Überliefert sind nur Einzelschicksale, wie das von George Kenner. Er wollte eigentlich bleiben um ein Geschäft als Maler aufzubauen, wurde aber nach Deutschland verschifft und würde später in die USA emigrieren.[58] Das gleiche Schicksal teile Joseph Pilates, der während seiner Internierung eine Form der körperlichen und mentalen Ertüchtigung ersonnen hatte und sich nun in den USA daran machte, diese zu einer anerkannten Sportart weiterzuentwickeln.[59] Panikos Panayi hat detailliert die Probleme und das Auseinanderbrechen einer anderen Familie nach der Repatriierung des Mannes nachgezeichnet: Briefe wurden immer spärlicher, bis sie 1921 völlig aufhörten.[60] Internierte wie Richard Noschke schienen einem Wiedersehen gegenüber zumindest skeptisch, schrieb er doch noch 1919:

---

53 Panikos Panayi, „An Intolerant Act by an Intolerant Society. The Internment of Germans in Britain during the First World War“, *Immigrant & Minorities*, 11:3 (1992), 62.

54 Hansen, „Musik“, 67.

55 Farcy, *Camps*, 125–126; Stibbe, *Internment*, 272–273; „In Frankreich zurückgebliebene Deutsche“, 1. Februar 1921.

56 Ansgar Sinningen, „2. Der Reichsverband für die katholischen Auslandsdeutschen. Entstehung und Entwicklung bis zum Jahre 1924“, in *Jahrbuch des Reichsverbandes für die Katholischen Auslanddeutschen* (Berlin: Aschendorff, 1926), 6.

57 Panayi, „An Intolerant Act“, 62.

58 Christa Kenner Bedford, *My Father – George Kenner – Memories* (unveröffentlicht: academia.eu), 1 https://www.academia.edu/6464064/My_Father_George_Kenner_–Memories [zuletzt abgerufen am 21.03.2022].

59 Penelope Latey, „The Pilates Method. History and Philosophy“, *Historical Review*, 5:4 (2001), 276.

60 Panayi, *Prisoners*, 286.

> Wir wünschten unseren Frauen auf Wiedersehen zu sagen, aber wir hatten bis nächste Woche keinen Besuch mehr und so beantragten wir eine Sondergenehmigung unsere Frauen zu sehen. Sie wurde erteilt und ich bin froh sagen zu können, dass alle am nächsten Nachmittag kamen. Es war ein trauriger Tag für uns alle, weil wir nicht wussten, ob wir uns je wiedersehen würden und es war ein trauriger Abschied, aber gleichzeitig überschattete alles der Gedanke an die Freiheit.[61]

Es fällt schwer, die gemischten Gefühle der repatriierten Internierten vollständig zu erfassen. Wie Noschkes Notizen verdeutlichen, war es hart die Familie zu verlassen, auch wenn die eigene Freiheit das höchste Ziel war. Panayi bezeichnete diese schnelle und stringente Repatriierung sogar als Form der Strafe für einige Internierte und auch Noschkes Bericht deutet dies an.[62] Außerdem konnte eine Repatriierung nach Deutschland nicht für alle Internierten die Zerstörung der persönlichen Bande mit dem Land wieder wett machen. So schrieb Rudolf Rockers Sohn, der die Notizen seines Vaters veröffentlichte, gemeinsam mit einem Mitgefangenen:

> Wie anders positioniert sind doch die Zivilgefangenen! Von ihnen wurde ein großer Teil aufgrund ihrer langjährigen Abwesenheit von ihrem Land als nicht wehrfähig eingestuft, einige von ihnen haben sogar ihre Muttersprache vergessen. Ihre Heime sind aufgelöst, sie haben ihre Rücklagen aufgegessen, ihr Lebenswerk verloren und sind nun mit der Notwendigkeit konfrontiert, ihre vielleicht letzten Freunde oder Verbindungen zu verlassen. Sie sollen mit ihren britischen Familien in eine Umgebung emigrieren, die ihnen so fremd geworden ist, dass es für sie bestimmt eine Behinderung sein wird.[63]

Diese Angst, die Rocker hier zeichnet, war nicht unbegründet. Vor allem nicht für jene, die in Frankreich gelebt hatten. Während die meisten Internierten relativ schnell reintegriert werden konnten, sahen sich, wie Pöppinghege argumentiert, gerade Internierte aus Frankreich Spionageverdächtigungen ausgesetzt.[64] Der Diskurs bezüglich nationaler Identitäten hatte sich schließlich nicht nur in Frankreich und Großbritannien verhärtet. Da Pöppinghege hierzu allerdings keine weiteren Angaben macht und diese Behandlung in den Erfahrungsberichten nicht auftaucht, ist es schwer zu rekonstruieren, welchen Effekt dies auf die ehemaligen Internierten im Allgemeinen hatte. In Großbritannien wiederum wurde das Thema deutscher Internierter offen diskutiert. Auch wenn die spezifischen Regierungsmaßnahmen in einem rachsüchtigen Geiste ersonnen wurden, war die Diskussion um ehemalige Internierte dort komplexer. So gab es hochrangige Persön-

61 Noschke, *Papers*, 40.
62 Panayi, *Prisoners*, 278.
63 Rocker, *Alexandra Palace*, 66.
64 Pöppinghege, *Lager*, 303.

lichkeiten, die für eine bessere Behandlung der deutschen Staatsbürger argumentierten. Allerdings hatten diese dabei nicht das Schicksal der Internierten im Sinn. Das radikalisierte Umfeld in Großbritannien war nicht mit dem Waffenstillstand verschwunden.

1919 sprach der Erzbischof von Canterbury, Randall Thomas Davidson, über die Deportation deutscher Staatsbürger, die mit einer britischen Frau verheiratet waren. Eine Deportation, so Davidson, würde nicht nur den Deportierten, sondern auch ihren Familien schaden. All jene deutschen Staatsbürger mit britischen Familien hätten eine Chance verdient, zu bleiben. Was er mit dieser Rede bezweckte, wird mit dem Argument deutlich, auf dem er diese verdiente Chance stützte. Für ihn war eine „Verbannung unschuldiger britischer Frauen und Kinder nach Deutschland ein Akt ungerechtfertigter Grausamkeit“.[65] Auch wenn Davidson sich also für die Interessen der ehemaligen Internierten aussprach, geschah dies nur vor dem Hintergrund des Verlusts „ethnisch“ britischer Frauen und Kinder. Dies drehte einerseits die Logik während des Krieges um, färbte die „ethnisch“ deutsche Identität ihrer Partner nicht mehr auf Frauen und Kinder ab, sondern umgekehrt die britische Identität der Frauen und Kinder auf die Partner. Dafür bediente es sich langbestehender Argumentationsmuster von Frauen und Kindern als gesondert schutzbedürftig.[66] Um sie zu schützen wurde Deutschland als fast schon unbewohnbares Exil stilisiert. Was die ehemaligen Internierten ohne britische Familie anbelangte, so „betrifft uns dies nicht“.[67] In der Tat läge der Vorteil viel mehr bei den ehemaligen Internierten mit britischer Familie, könnten doch gerade sie von der überlegenen britischen Kultur profitieren: „der durchschnittliche Deutsche wird eine ausreichende Menge an unseren Vorstellungen von richtig und falsch von seiner Frau aufnehmen um ihn von verräterischen Handlungen abzuhalten“.[68] Es ging Davidson 1919 nur insofern um die ehemaligen Internierten, als das sie ein Mittel für die Durchsetzung seiner Interessen waren. All jene ehemaligen Internierten sollten generell repatriiert werden, doch sobald ihre Deportation bedeutete, dass „ethnisch“ britische Frauen und ihre Kinder ebenfalls das Land verlassen würden, wurde ihr Schicksal mit Empathie betrachtet. Für all jene, die keine solchen Verbindungen hatten und keinen genehmigten Antrag auf Verbleib vorweisen konnten, ging es freiwillig oder unfreiwillig zurück nach Deutschland.

Deutschland, selbst wenn es das erklärte Ziel der Reisenden war, war ein anderes Land als es vor dem Krieg gewesen war. Wie Felle’s Berichte zeigen, waren Informationen über die Lage bereits in den Lagern eingetroffen. Die *Inselstimme*,

---

65 „Repatriation of Aliens“, *Sheffield Independent*, 19. Februar 1919, 5.
66 Denness, „Germanophobia“, 88.
67 „Repatriation of Aliens“, 19. Februar 1919, 5.
68 „Repatriation of Aliens“, 19. Februar 1919, 5.

die ab Februar 1919 auf der Île Longue erschien, beschäftigte sich konsequent mit den politischen Themen Deutschlands und titelte „Betrachtungen über die Deutsche Revolution" in seiner ersten Ausgabe, diskutierte die „Sozialisierung der deutschen Wirtschaft" oder berichtete „Zur politischen Tagesgeschichte".[69] Auch Felle berichtete von allen politischen Ereignissen wie neue Regierungen, die politischen Morde an Liebknecht, Luxemburg und Eisner sowie lokale Entwicklungen.[70] Für ihn waren die politischen Ereignisse beunruhigend, schrieb er doch über die Unabhängigkeit des Rheinlandes: „Das ist doch nicht möglich! O Tollhaus!"[71] Auch im *Lager-Echo* des Augustes 1918 konnte man eine solche Beunruhigung durchhören: „Daher die Angst vor der Zukunft. Daher die Sorge vor dem Kommenden. Die Welt ist vorwaerts [sic] gejagt, wir sind zurueckgesunken. Wir ahnen den Abgrund, der sich auftut zwischen uns und den Unseren, der uns trennt von den Freien, den grosszuegig Gewordenen, den Vollmenschen."[72] So traten zwei verschiedene Unsicherheiten hervor: Einmal die Sorge vor allen negativen Veränderungen, die ihr Zielland durchlief und die Sorge, mit allen Veränderungen der Jahre nicht mitgehalten zu haben. Deutschland befand sich in einer Revolution mit ungewissem Ausgang und wie man zu dieser Revolution stand, war sowohl abhängig von der eigenen Beziehung zu Deutschland als auch der politischen und nationalen Identität. G. Tschentscher, Autor der Inselstimme, schrieb beispielsweise gegen das Narrativ an, die Revolution sei ein „verbrecherische[r] Versuch sogenannter ‚Reichsfeinde' oder politischer Wirrköpfe, sich einmal der Herrschaft zu bemächtigen, um dann nach kurzem Traum wieder von der Bildfläche zu verschwinden".[73] Für Tschentscher hatte die Revolution endlich „den bisher ungelösten Gegensatz der preußisch-deutschen Obrigkeitsregierung gegenüber der Einheitlichkeit des Staatsvolkes, der die Identität von Staats und Volk zur Voraussetzung hat" überwunden.[74] Der Krieg nun hatte „die in diesem Gegensatz begründete, fast allgemeine politische Abneigung der ganzen modernen Staatenwelt gegen Deutschland in geradezu verblüffender Weise zu Tage gebracht und in den Massen des deutschen Volkes das Gefühl dafür bewußt gemacht".[75] Im Kern vertrat Tschentscher, ein deutscher Staatsbürger interniert in Frankreich, damit eine frühe Form der Son-

69 „Betrachtungen über die deutsche Revolution", *Inselstimme*, 7. Februar 1919 1–2; „Zur Sozialisierung der deutschen Wirtschaft", *Inselstimme*, 7. Februar 1919, 3; „Zur politischen Tagesgeschichte", *Inselstimme*, 7. Februar 1919, 3–4.

70 Felle, *Stacheldraht*, 173–174.

71 Felle, *Stacheldraht*, 179.

72 „Die Enterbten", *Lager-Echo*, 25. August 1918, 2.

73 „Betrachtungen über die deutsche Revolution", 7. Februar 1919, 1.

74 „Betrachtungen über die deutsche Revolution", 7. Februar 1919, 1.

75 „Betrachtungen über die deutsche Revolution", 7. Februar 1919, 1.

derwegsthese.[76] Das Argument, wogegen Tschentscher anschrieb, war das der konservativen Fraktion. Für sie war die Revolution hauptsächlich Chaos, welches von Feinden des Reiches initiiert worden war und welches sich in deutlicherer Weise in Frederick von Dunbar-Kalckreuths Tagebuch findet:

> Heute morgen weckte Herr v. Beyerheim mich mit der letzten Nachricht, daß General v. Winterfeld als Delegierter zu den Waffenstillstandsverhandlungen abgereist sei. Der „Telegraaf“ berichtet von schweren Unruhen in den Hansestädten. Die Sozis verlangen noch heute Abdankung des Kaisers, der in Spaa [sic] ist. […] Ein Soldatenrat hat in Schleswig-Holstein eine eigene Regierung proklamiert. Herr v. Beyerheim meinte richtig, daß alle Rebellen niederkartätscht und Regimenter aus Offizieren gebildet werden müßten.[77]

Auch wenn es ein problematisches Veröffentlichungsdatum hat, so zeugt es von einer konservativen Darstellungsweise der Zustände von 1918 und 1919. Ereignisse überschlugen sich, Felle, Tschentscher und Kalckreuth waren sich hierbei einig denn auch Kalckreuth schrieb:

> Ich sehe nur alle Werte wanken, stürzen, sich auflösen und das Vertrauen auf irdische Gerechtigkeit und den Sinn in der Geschichte dahinschwinden. […] Die Ereignisse überstürzen sich so, daß man ihnen nicht mehr folgen kann. Es ist, wie wenn eine riesige Eisdecke springt und in donnernde Fluten gerät.[78]

Zu diesem Zeitpunkt noch in den Niederlanden, reiste Dunbar-Kalckreuth wenige Tage später nach Bremen, seiner alten Heimat und beschrieb dort seine Wahrnehmung der revolutionären Stadt:

> Es ist, als ob die Leitung des Schicksals verlorengegangen ist, als ob man in einem Wirbelsturm stände, der alles wie welke Blätter durcheinanderjagt, um sie mit sich fortzureißen in unbekannte Fernen. Mein liebes Bremen, in dem ich getauft wurde, […] es ist noch da, und doch nicht wiederzuerkennen. […] Langsam kehre ich in die innere Stadt zurück, an vernachlässigten Häusern und Gärten vorbei. Verwahrloste Jugend, die bis zu den kleinen Kindern Zigaretten rauchte und lärmenden Unfug trieb, begegnete mir an allen Ecken. Von den Staatsgebäuden wehte die rote Fahne, im „Ratskeller“ aber irrlichterte eine geradezu unheimliche Fidelitas. Erhoffe man sich noch etwas von der Zukunft, wollte man die Vergangenheit in schlechtem Bier und Wein ertränken, ist es Verzweiflung oder erwartet man, daß das Bremer Regiment, das morgen von der Front heimkehrt, die rote Herrschaft wieder stürzen wird?[79]

---

76 Für mehr über die Sonderwegsthese, siehe: Annie Everett, „The Genesis of the Sonderweg“, *International Social Science Review* 91:2 (2015).

77 Kalckreuth, *Männerinsel*, 354.

78 Kalckreuth, *Männerinsel*, 355.

79 Kalckreuth, *Männerinsel*, 360–361.

Vergleicht man Kalckreuths Aussagen mit jenen von Felle, so wird deutlich, dass für viele, egal welcher politischen Richtung sie angehörten, die Revolution von 1918 eine weitere Ereigniskette war, die nicht nur erneut ihre eigene Machtlosigkeit deutlich machte sondern vollkommen mit der Vergangenheit brach und einer unbekannten Zukunft entgegenstrebte. Die alten Aspekte des Kaiserreiches waren verschwunden und lösten, je nach Beziehung zu ihnen, Reaktionen von Aufbruchs- oder Untergangsstimmung aus. Wie der Artikel im Lager-Echo es auf ängstliche Weise aber trotzdem treffend ausdrückte: „Die Welt ist vorwaerts [sic] gejagt, wir sind zurueckgesunken."[80]

Artikel wie der im Lager-Echo oder der Inselstimme sind wichtig um die Erwartungshorizonte der Zeit zu verstehen, wurden doch die meisten Aufzeichnungen eher ex post geschrieben oder veröffentlicht. Später erlangtes Wissen schlich sich unweigerlich auch in die Beschreibungen und Erfahrungsberichte ein, mal offensichtlicher mal weniger offensichtlich. George Kenner nutzte sein retrospektives Wissen, um für seine Erfahrung der Rückkehr nach Deutschland folgende Szene zu schildern: „Als ich endlich ‚Teure Heimat sei gegrüßt' spielte, gab eine der älteren Saiten auf meiner Fidel nach [...] Ohne Zweifel war dies ein böses Omen, denn meine Heimatstadt München war in Unruhe. Die Kommunisten bekämpften die Kapitalisten."[81] Die Nutzung von Symbolen zur Andeutung kommender Tragödien taucht immer wieder in den Erfahrungsberichten auf und sollte uns als Erinnerung dafür dienen, dass die berichtenden Personen immer ein erweitertes Wissen mit in die Einordnung ihrer Erfahrungen einbrachten. Im Juli 1918, beispielsweise, sprach Kalckreuth bereits über Spannungen in den temporären Lagern in den Niederlanden: „In der Kantine wurde viel von Politik gesprochen, von den Streiks der deutschen Munitionsarbeiter und den Meutereien im französischen Herre, auch vom Bolschewismus, der der eigentliche Sieger sein würde. Es hatte auch im Lager schon Prügeleien zwischen Kommunisten und Vaterlandstreuen gegeben."[82] Da solche Konflikte nicht durch andere Quellen oder Forschungen verifiziert werden konnten, ist es nicht geklärt, ob dieser Streit ein Einzelfall oder eine Ausschmückung durch nachträgliches politisches Wissen war. Durch die Nutzung des Begriffs „Vaterlandstreue" ist auf jeden Fall klar, wie Kalckreuth sich positionierte. Es waren also nicht alle benannten Probleme und Meinungen zeitnahe, sondern vermengten sich vielmehr mit den nachfolgend erlebten Problemen der bereits Angekommenen.

Doch bevor sich die Hoffnungen, Ängste und weiteren Antizipationen materialisieren konnten, mussten die Internierten erst einmal physisch ankommen, was

80 „Die Enterbten", 25. August 1918, 2.
81 Kenner, *Sketches*, 45.
82 Kalckreuth, *Männerinsel*, 346.

nicht für alle so simpel war wie für den in den Niederlanden internierten Kalckreuth. Zuerst wurden in Großbritannien die Internierten durch ein Sortierungslager geschickt.[83] Wurde ein Schiff genommen, wie es bei Internierten in Großbritannien, auf Inseln wie Korsika oder der Île Longue der Fall war, so wurde sich häufig über die Behandlung durch die Wachen oder Reisebedingungen beschwert, genau wie es während des Krieges der Fall gewesen war.[84] Nach ihrer Ankunft in Deutschland, vor allem im Falle, dass sie bereits länger im Ausland gelebt hatten, wurden viele nicht direkt freigelassen sondern in Rückkehrerlager gebracht, denn ihre „Loyalität zum Reich“ wurde angezweifelt und musste geklärt werden.[85] Letztendlich in Deutschland angekommen und aus den Lagern freigelassen, hörten die Probleme jedoch nicht auf.

Was auch immer die Antizipation der Internierten bezüglich ihrer Situation in Deutschland war, sie war nicht problemfrei. Ein Bereich, der praktisch alle betraf, war die finanzielle Absicherung im Anschluss an die Freilassung. Wie in vorangegangenen Kapiteln bereits gesehen, kostete auch das Interniert-Sein Geld, ob nun durch Einkäufe im Lager oder Gebühren, die für Services oder Annehmlichkeiten an die Lagerverwaltung bezahlt wurden. Freigelassene Internierte kämpften mit dieser Situation, wie die Inselstimme es im März 1919 beschwor:

> Die Auslanddeutschen sind in schwerer Bedrängnis. Sie, die zu Beginn des Krieges unter den größten Anstrengungen der Heimat zustrebten, um für ihr Vaterland zu kämpfen, oder wie während des Krieges in den Internierungslagern schwerste Unbill erduldeten, kehren nun wieder in die Heimat zurück, ohne daß für sie in ausreichender Weise gesorgt würde. Hab u. Gut haben sie in fremden Ländern verloren. Stellungen finden sie bei dem Überangebot von Kräften in der Heimat nur schwer.[86]

Für jene, die noch im Lager ausharrten, taten solche Berichte wahrscheinlich ihr Übriges. Da sie häufig nur begrenzte Möglichkeiten zur Verfügung hatten, um Geld zu verdienen, hatten viele Internierte Schulden aufgenommen, welche sie noch eine ganze Zeit nach ihrer Freilassung verfolgen würden. Hierzu stand in *Der Heimkehrer*, dem Presseorgan der REK, noch 1921:

> Die zahlreichen Kriegs- und Zivilgefangenen, welche unter dem Druck einer unmittelbaren Notlage während des Krieges [...] zur Fristung ihres Lebens während des Krieges Schulden machen mußten, [...] müssen größtenteils auf Jahre hinaus an einer großen Schuldenlast

83 Stibbe, *Internment*, 260.
84 Panayi, *Prisoners*, 280–281.
85 Matthew Stibbe, „A Forgotten Minority. The Return of the Auslandsdeutsche to Germany in 1919–20“, *Studies on National Movements*, 5 (2020), 148.
86 „Es dämmert!“, *Inselstimme*, 28. März 1919, 4.

> schleppen, ja in manchen Fällen sehen sie sich sogar dem völligen wirtschaftlichen Ruin gegenüber.[87]

Fortlaufende Schulden und potenziell folgender finanzieller Ruin bedeutete aber nicht, dass Leid die vorherrschende Erfahrung der Rückkehrer war, wie Pöppinghege klar macht.[88] Nicht alle hatten ihre kompletten finanziellen Mittel aufgebraucht oder konnten anderweitig positiv in die Zukunft blicken. Hatten sie beispielsweise Familie, die in Deutschland wartete, konnte eine Wiederkehr positive Erfahrungen mit sich bringen.[89] Auch erfuhren einige Rückkehrer finanziellen Erfolg, wie Paul Cohen-Portheim es von ehemaligen Mitgefangenen in seinen Memoiren berichtete. Dieser Mitgefangene, im Anschluss Diplomat geworden, „war einer jener, die viele Monate nach dem Waffenstillstand gefangen geblieben waren und kehrte erst 1919 zurück nach Hause".[90] Ähnlich argumentierte auch Tschentscher in seiner *Inselstimme*, dass viele Internierte internationale Erfahrungen gemacht hatten, auf die sie bei ihrer Arbeitssuche zurückgreifen konnten:

> Stellungen finden sie bei dem Überangebot von Kräften in der Heimat nur schwer. Es sind hervorragend geeignete Männer unter ihnen mit langjährigen Erfahrungen im Auslande und guten Kenntnissen von Land u. Leuten, von Sprachen u. Geschäftsverhältnissen. Die deutsche Heimat wird diese wertvollen Kräfte beim Wiederaufbau des Wirtschaftslebens dringend gebrauchen, nur gilt es jetzt, ihnen in ihrer Not zu helfen. Handel u. Industrie haben jetzt Gelegenheit, im Auslande erfahrene Kräfte in ihre Betriebe aufzunehmen, um sich für die kommenden Wirtschaftsaufgaben zu rüsten.[91]

Zwar schrieb Tschentscher dies vor dem Hintergrund finanzieller Nöte der ehemaligen Internierten, allerdings zeigt eine Reportage aus den besetzten Gebieten, dass er mit seinem Argument recht behalten sollte. Hier waren, gerade für Frauen, Erfahrungen mit französischer Sprache und Kultur wichtig für den Austausch mit der Besatzungsmacht und hilfreich für die finanzielle Lage der ehemaligen Auslandsdeutschen: „Zahllose sprachgewandte Damen bieten sich heute in den pfälzischen und anderen linksrheinischen Zeitungen als Gelegenheitsdolmetscherinnen an, haben großen Zuspruch und verdienen sich ohne große Mühe recht hübsche

87 „Die Valutaschulden der Kriegs- und Zivilgefangenen", *Der Heimkehrer. Verbandsblatt der Reichsvereinigung ehemaliger Kriegsgefangener e. V.*, 1. März 1921, 2.
88 Rainer Pöppinghege, „‚Kriegsteilnehmer zweiter Klasse?' Die Reichsvereinigungen ehemaliger Kriegsgefangener", *Militärgeschichtliche Zeitschrift*, 64:2 (2014), 401.
89 Panayi, *Prisoners*, 283.
90 Portheim, *Time*, 131.
91 „Es dämmert" *Inselstimme* 7, 28. März 1919, 4.

Summen.“[92] Andere wiederum waren nicht einmal auf ihre Erfahrungen im Ausland angewiesen und konnten die Internierung hinter sich lassen, wie Cohen-Portheim feststellte: „[Sie] schlüpften zurück in ihre Vorkriegsstellung und Internierung war für sie wahrscheinlich nichts mehr als eine unangenehme Episode“.[93] Panikos Panayi fasst diese Ambivalenz an Schicksalen gut zusammen, wenn er schreibt, dass das „Ende der Internierung ein Happy End für viele Zivil- und Militärgefangenen bedeutete, aber für andere nur eine Art des Elends das andere ablöste“.[94]

Es wird deutlich, dass die zukünftige finanzielle Entwicklung für ehemalige Internierte stark von ihrer Internierungserfahrung geprägt wurde. Sie beeinflusste die Erfahrungswelten der Internierten und welche Vorbereitungen sie für ein Leben fern des Stacheldrahtes trafen und treffen konnten. Während einige es trotz Problemen schafften in ihrem neuen Heimatland zu bleiben und sich zu reintegrieren oder dorthin zurückzukehren, kehrten andere für immer nach Deutschland zurück. Eine Rückkehr zu einem normalen Leben war in allen Fällen schwierig. Vier Kriegsjahre hatten nicht nur die Internierten, sondern alle Gesellschaften drastisch verändert. Hilfsvereine wurden gegründet um die soziale und finanzielle Stellung der ehemaligen Internierten zu sichern und sie zu vertreten. Doch hatten die Hilfsvereine auch eine weitere Funktion: Sie halfen dabei, die Erfahrung zu bewahren, die sie fast alle geprägt hatte.

6.3 Das Gedenken und die Erinnerung an die Internierung

Selbst während der Internierung, war die Erinnerung an Zeit im Lager bereits ein Thema. Befähigte Internierte wie Paul Schubert machten es zu ihrem Beruf, Erinnerungsstücke oder Gedenkmünzen herzustellen, die an die Familien der Internierten oder andere verkauft wurden. Ihre Gegenstände wurden in der Lagerzeitung *Stobsiade* vermarktet.[95] Da eine Repatriierung und damit das Ende der Internierung konstant in den Gedanken der Internierten präsent war, ist es nicht überraschend, dass damit der Gedanke einherging, diese Erfahrung von ihrem Ende her zu denken. Die Identität, die mit der Internierung einherging, hörte

92 „Die Gelegenheitsdolmetscherin im besetzen Gebiet“, *Hamburger Anzeiger*, 12. September 1919, 4.

93 Portheim, *Time*, 132.

94 Panayi, *Prisoners*, 289.

95 „Oertliches“, *Stobsiade*, 14. Oktober 1915, 4. Solche Münzen werden noch immer privat weiterverkauft, eine weitere befindet sich im *Imperial War Museum*:, Erinnerungsmünze ‚Zur Erinnerung 1916‘ Stobs PoW Camp [Art.IWM Med 847], Imperial War Museum, London.

ebenfalls nicht mit dem Waffenstillstand oder sogar dem Ende der Internierung selbst auf. Im Nachkriegsdeutschland hatte diese Identität noch ein großes Mobilisierungspotenzial, wie Pöppinghege festgestellt hat und die Proteste in Hamburg und Berlin belegen.[96]

Physische Erinnerungsstücke zeigen auch eine positive Verbindung zur Internierung, sie wurden teilweise über Jahrzehnte innerhalb der Familie aufbewahrt. Frederick M., geboren 1913 als Sohn eines deutschen Metzgers und seiner „ethnisch" britischen Frau, erinnerte sich in einem Interview beispielsweise an eine Knochenvase, die bis zum Zweiten Weltkrieg in Familienbesitz war.[97] Auch wenn der Gedenkfokus eher in Deutschland lag, war die Erinnerungskultur auch bei denjenigen präsent, die in Großbritannien blieben oder dorthin zurückkehrten. M.s Familie musste 1919 trotz der englischen Mutter und den Worten des Erzbischofs gemeinsam das Land verlassen und kehrte erst 10 Jahre später, 1929, wieder zurück, sodass Frederick seine britische Staatsbürgerschaft erhalten konnte.[98] Die Internierungserfahrung in Großbritannien war allerdings auch in Deutschland präsenter als die Erfahrung in Frankreich, wobei letztere immer wieder auch für politische Zwecke verwendet wurde, wie die Memoiren von Viktor Auburtin zeigen. So bewarb man seine Erfahrungen immer wieder mit tagespolitischen Ereignissen: „Wer begreifen will, was heute im Westen Deutschlands vor sich geht, der lese dieses erschütternde glanzvoll geschriebene kleine Kunstwerk."[99]

Physische Objekte hatten weiterhin die Funktion, die Erinnerung auch außerhalb der Lager aufrecht zu halten. Ein Bundesabzeichen, dessen Tragen *Der Heimkehrer* als „Ehrenpflicht" für Mitglieder vermarktete, wurde solch ein Erinnerungsobjekt in den Nachkriegsjahren.[100]

Diese Bundesabzeichen wurden an ehemalige Internierte verkauft und an lokale Zweige des REK verschickt, bis die Finanzkrise 1923 ihre Produktion zu teuer machte.[101] Ihre Existenz verband die Individuen in der Nachkriegszeit mit ihrer

96 Pöppinghege, *Lager*, 304–305.

97 Sie gingen später in einem Luftangriff verloren. Siehe: Bindemann, *Wurzeln*, 18.

98 Bindemann, *Wurzeln*, 18. Wenn eine britische Staatsbürgerin einen deutschen Staatsbürger heiratete, verlor sie ihre eigene und nahm die Staatsbürgerschaft des Mannes an, außer sie schied sich wieder von ihm. Ein solches Ehepaar konnte also die deutsche Staatsbürgerschaft haben, während das Kind die britische Staatsbürgerschaft besaß. Siehe: Wiegand, *Orphanage*, 39.

99 „Was ich in Frankreich erlebte- Anzeige", *Berliner Volkszeitung* 9. Mai 1919, 4.

100 „Anzeigenteil", *Der Heimkehrer. Verbandsblatt der Reichsvereinigung ehemaliger Kriegsgefangener e. V.*, 1. März 1921, 8.

101 Das Abzeichen hat eine verblüffende Ähnlichkeit zu den Aufnähern in den Konzentrationslagern der Nationalsozialisten in den 1930er und 1940er Jahren. Allerdings handelte es sich bei den Erinnerungsabzeichen nicht um Aufnäher sondern um kleine Metalabzeichen, die sichtbar am Revers getragen werden konnten. Die Ähnlichkeiten in Form, Buchstabenabkürzung und Kon-

Abb. 5: Werbebild für das Bundesabzeichen der REK, welches in der Nach- und Zwischenkriegszeit verkauft wurde. (Quelle: ‚Anzeigenteil‘, *Der Heimkehrer. Verbandsblatt der Reichsvereinigung ehemaliger Kriegsgefangener e. V.*, 1. März 1921, 8.). Universitäts- und Landesbibliothek Bonn.

Erfahrung auf über die verschiedenen ehemaligen Lager hinweg. Dabei waren Bundesabzeichen nicht zwingend nur mit Zivilinternierten verbunden. Tatsächlich waren Bundesabzeichen kein ungewöhnlicher Anblick im Nachkriegsdeutschland, da auch Veteranenverbände ihre Varianten verkauften.[102] Doch vergleicht man die Abzeichen miteinander, sticht die dreieckige Form des Bundesabzeichens ehemaliger Kriegsgefangener im Vergleich zu den kreis- oder schildförmigen Ab-

text lassen trotz alledem aufhorchen. Da bislang noch keine Forschung bezüglich der konzeptionellen Geschichte der Abzeichen gefunden werden konnte, soll die Fußnote höchstens eine Diskussion eröffnen. Die Kategorisierungen in den Lagern erwähnen dieses Geschichte zumeist nicht, siehe zum Beispiel: Wolfgang Sofsky, *The Order of Terror. The Concentration Camp* (Princeton: Princeton University Press, 1997), 117–119; Bärbel Schmidt, *Geschichte und Symbolik der gestreiften KZ-Häftlingskleidung* (University Oldenburg: Dissertation, 2000), 164–166; „Abzeichen, Material.“, *Der Heimkehrer*, 15. August 1923, 2.

102 Siehe zum Beispiel: „Abzeichen des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold“, in [DHM A 77/41], Berlin; „Abzeichen der NSDAP“, in [DHM A81/37.1], Berlin; „Abzeichen des Deutschen Reichskriegerbundes Kyffhäuser“ in [DHM A 90/1194], Berlin; „Abzeichen gegen den Dawes-Plan zur Neuregelung der deutschen Reparationszahlungen“, in [DHM A 71/299], Berlin.

zeichen weiterhin hervor.[103] Das umgekehrte Dreieck mit den REK Buchstaben, so scheint es, war eine klare Methode um andere ehemalige Internierte zu identifizieren und bot die Möglichkeit des sozialen Austauschs mit Leuten die gleiche Erfahrungen hatten. Auch wenn zu wenig Daten vorhanden sind, um eine Verbindung mit der Symbolik späterer Lager zu argumentieren, so macht dieses Abzeichen auf jeden Fall klar, dass umgekehrte Dreiecke und Internierung bereits in den 1920er Jahren diskursiv auf positive Weise miteinander verknüpft waren. Allerdings war, erwartbarerweise, nicht jede Erinnerung an Internierung in der Nachkriegszeit positiv konnotiert.

Dass es sich bei der Erfahrung um eine Erfahrung des Verlusts handelte, spielte in die Form der Erinnerung hinein. So stimmte knapp die Hälfte der ehemaligen britischen Internierten in Deutschland der Aussage zu, dass die Internierung eine wertvolle Erfahrung für sie war und sie froh waren, sie gemacht zu haben.[104] Eine Niederlage, die das Land noch jahrelang verfolgte, erschwerte den Umgang mit bereits erfahrenem Leid und auch Krankheiten. Gerade Krankheit war ein wichtiger Aspekt der Internierungs- und Repatriierungserfahrung, der nicht einfach hinter den Landesgrenzen verschwand. In Internierung erkrankt, wurde Hermann von Boetticher beispielsweise zwar repatriiert, erholte sich aber in seinem Lebenswandel nicht mehr davon und wurde 1925 mit Schizophrenie diagnostiziert.[105] Manchmal ging es um Krankheiten, die sich während der Internierung verschlimmert hatten, manchmal um Krankheiten, die sich während der Internierung entwickelt hatten und manchmal entwickelten sich Krankheit als Folge der Internierung. Paul Cohen-Portheim erinnerte sich an viele Mitgefangenen, die mental mit dem Leben nach der Internierung nicht mehr zurecht kamen: „Keiner der Männer die ich persönlich kannte, wurde wahnsinnig oder brachte sich während der Internierung um, aber eine Menge von ihnen taten es, nachdem sie freigelassen wurden: Sie hatten die Anpassung an das Lagerleben überlebt aber nicht mehr genug Kraft übrig für die zweite, genauso schwierige Anpassung an eine normale Existenz.“[106] Cohen-Portheim machte hierbei auch im Anschluss deutlich, dass dieses Verhalten explizit nicht das Resultat finanzieller Probleme gewesen war, denn „keine dieser

103 Siehe zum Beispiel: „Abzeichen des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold“; „Abzeichen der NSDAP“; „Abzeichen des Deutschen Reichskriegerbundes Kyffhäuser“; „Abzeichen gegen den Dawes-Plan zur Neuregelung der deutschen Reparationszahlungen“.

104 J. Davidson Ketchum, *Ruhleben: A Prison Camp Society*, ed. von Robert B MacLeod, 2020 edn., (London, 1965), 252.

105 Stiftung Sächsische Gedänkestätte, *Hermann von Boetticher (1887–1941). Biografsches Porträt eines niedersächsischen Opfers der NS-Tötungsanstalt Pirna-Sonnenstein* (Gedenkstätte Pirna Sonnenstein: Stiftung Sächsische Gedänkestätte, 2018), 6.

106 Portheim, *Time*, 127.

Katastrophen resultierte aus materiellen Problemen“.[107] Die Internierung, gepaart mit dem Verlassen derselben, war der Grund für diese Probleme.

Die REK sah die Problematik ähnlich und priorisierte diese in ihren Veröffentlichungen. Sie beschwerte sich konstant darüber, dass von Seiten des Staates und der Öffentlichkeit nicht genug getan wurde, um diesen Menschen zu helfen. Zwar hatten sich einige Institutionen gegründet um den Internierten bei ihrer Reintegration zu helfen, allerdings wurden die einer Hilfe finanziell strauchelnden Weimarer Republik nicht als ausreichend angesehen.[108] So baute sich die REK gleichzeitig auch selbst als formelles Hilfsnetzwerk der Nachkriegsjahre aus, zum Beispiel indem es 1921 den „noch in Lazaretten befindlichen ehemaligen Kriegsgefangenen“ rechtlichen Beistand bei der Ausfüllung von Hilfeanträgen anbot.[109] Im gleichen Jahr informierte sie die „Beschädigten“ darüber, wie und wann sie Teilrentenzahlungen beantragen konnten.[110] Es ging sogar soweit, bis 1923 „erholungsbedürftigen Kameraden“ Behandlungsaufenthalte zu fördern.[111] Internierung war auch in den Nachkriegsjahren noch eng mit Krankheit verbunden und förderte unter den Internierten Einrichtungen, die zur gegenseitigen Hilfe beitrugen.

Gerade die Zeitungen der ehemaligen Kriegsgefangenen Organisationen verbreiteten in den frühen Jahren der Weimarer Republik das Gefühl, die ehemaligen Internierten würden hauptsächlich auf Ignoranz und Vernachlässigung stoßen. W. Reschke, Herausgeber des Magazins *Der Ehemalige Kriegsgefangene* beschrieb das Gefühl beispielsweise wie folgt:

> Habt ihr schon einmal zu einem Bekannten gesagt, daß es Schutzgesetze für Kriegs- und Zivilgefangene geben müßte. Vielleicht habt Ihr es getan und habt schließlich auch die Antwort bekommen: „Das interessiert mich garnicht [sic]!“ oder: „Wie soll denn das gemacht werden?“ oder auch: „Es ging doch bisher, was sollen denn die ewigen Neuerungen!“ Ja, „Das interessiert mich garnicht!“ hat man schon oft gehört.[112]

Als Interessengruppe übernahm die REK mit ihren Presseorganen eine ähnliche Rolle wie die Kapitäne innerhalb der Lager. Es half solchen in Gefangenschaft, kümmerte sich um monetäre Unterstützung für solche, die es brauchten und sprach stellvertretend für die Interessen der (ehemaligen) Internierten. Da die Rol-

107 Portheim, *Time*, 127.
108 Panayi, *Prisoners*, 284.
109 „Auch Lazarettkranke erhalten Urlaubsgebührnisse“, *Heimkehrer. Verbandsblatt der Reichsvereinigung ehemaliger Kriegsgefangener*, 1. Januar 1921, 2.
110 „Rentenansprüche leichtbeschädigter Heimkehrer“, *Heimkehrer. Verbandsblatt der Reichsvereinigung ehemaliger Kriegsgefangener*, 15. Februar 1921, 2.
111 „Keine Erholung!“, *Heimkehrer. Verbandsblatt der Reichsvereinigung ehemaliger Kriegsgefangener* 15. August 1923, 2.
112 „Zur Sache“, 16. November 1924.

le des Kapitäns sich allerdings in dem militaristisch geprägten Umfeld der Lager herausgebildet hatte, ist es nicht überraschend, dass die Organisationen eine starke militärische Prägung hatten, die alleine durch die immer wiederkehrende Nutzung des auch in den Lagern geläufigen Begriffs „Kamerad" deutlich wird.[113] Dies wird durch Pöppinghege bestärkt, der argumentierte, dass Freikorps in der Nachkriegszeit mit Freuden immer wieder Zivilinternierte aufnahmen, die nun endlich selbst einen Beitrag leisten wollten.[114] Dabei war der militärische Aspekt der Lager nicht der einzige Grund für diese Entwicklung.

Natürlich hatten die Lager bereits militaristische Strukturen gehabt, allerdings war eine Homogenisierung der Militär- und Zivilinterniertengruppen aus vielerlei Gründen sinnvoll. War die öffentliche Stimmung während der Kriegszeit den Zivilgefangenen gegenüber gerade wegen ihrer fehlenden Kampfbeteiligung eher skeptisch, so war dies bei Militärgefangenen nicht der Fall, eher umgekehrt.[115] Hinzukam die schlichte Menge an Kriegsgefangenen im Vergleich zu Zivilgefangenen, sodass eine Organisation wie die REK allein aus Zahlengründen sich eher an die Militärgefangenen richtete um mit der gemeinsamen Größe mehr Mobilisierungsmacht zu erlangen. Das Bundesabzeichen und die Presseorgane sind hier klare Indikatoren dafür, dass eine Homogenisierung der Gruppe stattfand. Auch wenn der Unterschied nicht aktiv ignoriert oder abgestritten wurde, wurden aus den oben genannten Gründen die Grenzen zunehmend verwischt. So wurden in Veröffentlichungen des REK zwar immer wieder Differenzierungen vorgenommen, aber nicht durchgängig, wie beispielsweise in Hermann Pörzgens Analyse der weiblichen Theaterfiguren in Lagern.[116] Clemens Plassmanns Veröffentlichung zu den deutschen Kriegsgefangenen in Frankreich beschäftigte sich nur mit Militärgefangenen.[117] Auch in den Namen der Organisationen lässt sich dies feststellen. Die Reichszentrale für Kriegs- und Zivilgefangene unterschied beide Gruppen noch, allerdings tat es die REK, die *Reichsvereinigung ehemaliger Kriegsgefangener*, schon nicht mehr. Zwar konnte kriegsgefangen auch zivilgefangen bedeuten, aber die Differenzierung wurde, wie man an der Reichszentrale sehen kann, nicht aktiv genutzt. Diese Entwicklung ließe sich als Teilüberformung bezeichnen, wobei der militärische Aspekt der ehemaligen Kriegsgefangenen die zivilen Aspekte der In-

113 Siehe zum Beispiel: „Nachruf", *Insel-Woche*, 7. April 1918, 2; Felle, *Stacheldraht*, 190–191.

114 Pöppinghege, *Lager*, 303.

115 Für die Lage der Zivilisten, siehe: Stibbe, *Internment, 252*. Für die Soldaten, siehe: Jones, *Violence*, 338.

116 Für Großbritannien differenzierte er zwischen Zivilisten und Soldaten, allerdings nicht in Frankreich. Siehe: Pörzgen, *Theater*, 17, 36–37.

117 Clemens Plassmann, *Die deutschen Kriegsgefangenen in Frankreich 1914–1920. Beiträge zur Handhabung und zum Ausbau des internationalen Kriegsgefangenenrechtes* (Berlin: Verlag Reichsverband ehemaliger Kriegsgefangener, 1921).

ternierung in diesen Organisationen überformte, teilweise auch aufgrund von Anpassungen seitens der ehemaligen Zivilgefangenen. Die Zivilinternierten bestimmten schlichtweg aufgrund vieler Faktoren, darunter der Militarisierung der Gesellschaft während des Krieges, der zahlenmäßigen Überlegenheit und der systematischen Zusammenfassung aller ehemaligen Gefangenen seitens des Staates, nicht die öffentliche Meinung so sehr, wie es ehemalige Militärgefangene taten.[118] Daher lassen sich keine Konflikte wegen dieser Teilüberformung innerhalb der REK finden.

Auch wenn eine gewisse Form der Einheit in der öffentlichen Darstellung durch diesen Diskurs sichtbar wurde, war das Teilen von Erfahrungen zwischen Internierten eher durch Ambivalenz geprägt. Auf der einen Seite war die Internierungserfahrung eine vollkommen persönliche und einzigartige Erfahrung, welche die Person von allen anderen unterschied. Auf der anderen Seite war Internierung eine Massenerfahrung gewesen, welche dadurch gekennzeichnet war, dass man schon auf physischer Ebene nie allein gewesen war. Internierung gruppierte also Menschen zusammen aber ließ sie sich trotzdem einsam fühlen. Paul Cohen-Portheim fasste diesen Kontrast wie folgt zusammen: „Sie bleiben einander fremd und man kam nie dazu sie als separate menschliche Wesen wahrzunehmen, trotzdem man mitten unter ihnen lebte, Tag und Nacht, ein Jahr nach dem anderen.“[119] Dies konnte sich sogar noch stärker zwischen verschiedenen Compounds innerhalb der Lager herausbilden, sodass sich diese als fremd und unfreundlich betrachteten.[120]

Zudem konnte der Unterschied zwischen den Lagern auch enorm sein. Alle Lager waren mehr oder weniger unterschiedlich organisiert, befanden sich in einer anderen Landschaft und selbst wenn man die Zeit im gleichen Lager verbracht hatte, führte einen die Repatriierung nicht zwangsweise in die gleiche Region in Deutschland. Wie ein Artikel im Lager Echo 1918 bereits treffend feststellte:

> So hatten wir bald genug Streitereien und Gehaessigkeiten. Das ist besser geworden, meinst du? O ja. Aber nicht, weil wir uns besser verstehen, sondern weil wir teils muede geworden sind, teils uns auf uns selbst zurueckgezogen haben. Es hat sich im Laufe der Jahre eine ganz seltsame Art Egoismus herausgebildete. Man will vom anderen nichts wissen und will auch nicht, dass sich der andere um uns kuemmert. Jeder will allein sein, und da er es aeusserlich nicht kann, will er es wenigstens innerlich.[121]

118 Pöppinghege, „Kriegsteilnehmer“, 395–401.
119 Portheim, *Time*, 113.
120 Portheim, *Time*, 109–118.
121 „Die Enterbten“, *Lager-Echo*, 25. August 1918, 2.

Wie sehr sich diese mentale Ermüdung oder Selbstzentrierung entwickelt hatte, war natürlich von den Internierungsverhältnissen, der Dauer der Internierung selbst und den persönlichen Verbindungen zur Außenwelt abhängig. Auch innerhalb der Lager konnten sich bereits Freundschaften entwickeln. Dunbar-Kalckreuth beispielsweise verbrachte seine Internierung und seine ersten Tage in Freiheit mit einem Herrn von Beyersheim.[122] Doch waren Freundschaften auch nichts Ungewöhnliches, erwähnt Panikos Panayi schließlich Freundschaftstreffen im Rahmen des *Bund für Auslandsdeutsche*, welcher sogar je nach Herkunft der Personen spezifische Zweige einrichtete.[123] Diese Freundschaften hatten sich, wie im Zivilleben auch, meist an ähnlichen Einstellungen oder Vorlieben entwickelt, genauso wie Konflikte sich an Unterschieden entzünden konnten.[124] George Kenner beispielsweise wechselte sogar noch in den letzten Novemberwochen 1918 seine Hütte, da er mit dem Glücksspiel seiner Mitbewohner nicht klar kam und sich eher einer Gruppe Raucher zugehörig fühlte.[125] Im Anschluss des Krieges mussten also die Individualität der Erfahrung, die Gemeinsamkeit der Erfahrung, aber auch der Unterschied innerhalb der Gruppen und Lager miteinander vereint werden um eine gemeinsame Erinnerungskultur entstehen zu lassen. Dies wurde durch verschiedene gemeinsame Nenner erreicht. So verkaufte *Der Heimkehrer* 1924 einen Druck des Knockaloe Lagers für 3 Mark und rechtfertigte den limitierten Verkauf wie folgt: „Es ist hiermit dem Wunsche vieler dort interniert Gewesenen entsprochen worden".[126] Auch wenn die Verkaufszahlen nicht auffindbar waren, so war die Nachfrage anscheinend groß genug, dass man sich einen Erfolg vom Verkauf erhoffte. Es zeigt auch, dass die Umgebung des Lagers als einigende Erfahrung potenziell sehr unterschiedlicher Narrative fungierte. Umgekehrt wurden die Zeichnungen eines ehemaligen Internierten aus dem Lager *Stobs* vom *Heimkehrer* für ihre universelle Verständlichkeit gelobt: „Die mitten aus dem Gefangenen-Lagerleben herausgegriffenen, flott hingeworfenen Bilder geben durchweg jedem P. O. W. altvertraute, unvergeßliche Erlebnisse und Momente wieder und sind sämtlich von einem befreienden, oft drastischen Humor gewürzt."[127] Was wir hier sehen ist, dass ehemalige Internierte übergreifend bestimmte Marker wie drastischen Humor oder bestimmte Erfahrungen nutzen konnten, um sich zugehörig zu fühlen. Galgenhumor in den Lagern war tatsächlich eine weit verbreitete

122 Kalckreuth, *Männerinsel*, 363.
123 Panayi, *Prisoners*, 287.
124 „Die Enterbten", 25. August 1918, 2.
125 Kenner, *Sketches*, 42.
126 „Englisches Kriegsgefangenen-Lager Knockaloe auf Insel Man.", *Der Ehemalige Kriegsgefangene*, 1. Dezember 1924, 53.
127 „Englisches Lagerleben im Schlaglicht des Humors!", *Der Heimkehrer*, 1 Februar 1921, 4.

Humorform, daher ist es nicht überraschend, dass diese nach der Internierung übergreifend genutzt werden konnte.[128] Auch zeigt der Humor und überhaupt der Verkauf der Gegenstände, dass nicht alle alles an der Internierungserfahrung negativ betrachteten. Schließlich konnten Aspekte wie Bilder hinter Stacheldraht oder der derbe Humor den Unterschied zwischen dem damaligen Leben in Gefangenschaft und dem jetzigen Leben in Freiheit noch einmal hervorheben. Weil es nicht mehr erfahren werden musste, konnte es den Schrecken verlieren. Spannend hierbei ist, dass alle genannten Beispiele aus Großbritannien kamen, während nichts Vergleichbares für Frankreich gefunden werden konnte. Vielleicht kam es bei der Bewältigung auch auf die Art der Schrecken an. Es ging nicht zwingend darum, wo man interniert war, sondern häufig auch darum, dass man interniert gewesen war.

War eine deutsche Identität in den Lagern noch enorm wichtig gewesen, nahm ihre Bedeutung mit der Rückkehr nach Deutschland ab. Die Identität als Internierter wiederum wurde mit dem Verlassen der Lager und dem Wiedereintritt in das zivile Leben eine deutlich exklusivere und distinguierendere. Es war eine Identität, die sich die Internierten über Jahre aufgebaut hatten und nun mit anderen teilen konnten, die sich eine ähnliche Identität aufgebaut hatten. Diese Identität und die damit einhergegangene Erfahrung konnte diese Menschen bis lange nach ihrer Freilassung, ja bis ans Ende ihres Lebens begleiten. Während Netzwerke wie die REK oder ihre Zeitungen an Bedeutung verlieren konnten oder sich veränderten und mit ihnen die öffentliche Erinnerung an die Internierung verblasste, blieb diese Erfahrung für die ehemaligen Internierten 1924, 1928, 1939 oder darüber hinaus noch ein bestimmendes Element. George Kenners Tochter beispielsweise erinnerte sich an ihren Vater wie folgt:

> Stell dir vor mit der täglichen Angst zu leben, die Polizei könnte jeden Moment vorbeikommen und dich einsperren! (Ich fragte meinen Vater, warum er immer aus seinem Stuhl sprang wenn jemand unangekündigt die Türklingel betätigte. Er antwortete, dass er nicht anders konnte – dass es ein Überbleibsel jener angsterfüllten und angespannten Zeiten war, das er nicht überwinden konnte.)[129]

Die Zeit in den Lagern war, ob sie nun gut oder schlecht war, für viele ein unvergesslicher Bestandteil ihres Lebens gewesen.

Zusammenfassend lässt sich also sagen, dass das Interesse an den Internierten mit der Erklärung des Waffenstillstandes rapide schwand und die Internierten, genau dieses auch mitbekamen. Die Strukturen, die essenziell dafür gewesen waren, eine Normalität in den Lagern zu emulieren und die Internierten physisch und

128 Pöppinghege, *Lager*, 178–179.
129 Kenner-Bedford, *Father*, 1.

psychisch zu unterstützen, brachen mit den ersten großen Repatriierungswellen zusammen und ließen die Übriggebliebenen in deutlich schlechteren Strukturen zurück. Diese wurden aber von den anderen, ehemaligen Internierten nicht vergessen, auch wenn diese nicht gegen die Interessen der internierenden Staaten angehen konnten. Es brauchte teilweise Jahre, um die letzten Internierten frei zu bekommen und in der Zwischenzeit waren sie deutlich vulnerabler was Krankheit und Misshandlung betraf. Einige wollten, trotz ihrer schlechten Erfahrungen, in Großbritannien und Frankreich bleiben und nahmen dafür häufig schwierigere Verhältnisse und Hürden vor und nach ihrer Freilassung in Kauf. Der Rest wurde nach Deutschland repatriiert. Auch wenn Deutschland während des Krieges häufig als sicherer Hafen betrachtet worden war, hatte die Kriegsniederlage einen schlechten Einfluss auf dieses Image. Für Internierte, die sich in den Lagern eingerichtet oder dort bereits stagniert hatten, war ein chaotisches Nachkriegsdeutschland eine Quelle der Sorge und Unsicherheit. Jene, die die Zeit zur eigenen Entwicklung genutzt hatten oder gesunde Bewältigungsmechanismen nutzen konnten, ließen sich von diesen Entwicklungen weniger zurückhalten und konnten die Internierungserfahrung sogar in Teilen hinter sich lassen. Diejenigen, die ihre Internierung aus finanziellen oder gesundheitlichen Gründen nicht hinter sich lassen konnten, sahen sich nun mit dieser Indifferenz konfrontiert, die nur durch gegenseitige Hilfe abgeschwächt werden konnte. Diese Gegenseitigkeit speiste sich auch aus einer vereinenden Identität als ehemalige Internierte, war doch die gemeinsame deutsche Identität in den Lagern im Zivilleben nicht mehr herausstechend. Waren frühere Orientierungspunkte mit der Revolution und Kriegsniederlage verschwunden, konnte diese Identität neuen Halt geben. Die Internierung blieb also, trotz ihrer generellen Blässe in der Öffentlichkeit, langfristig ein Teil der Erfahrung der ehemaligen Internierten. Um dies deutlich zu machen, kehren wir zu guter Letzt zu dem erfolgreichen Diplomaten zurück, den Cohen-Portheim 1932 in seinen Memoiren beschrieben hatte: „Das letzte Mal sah ich ihn in einem Londoner Lichtspielhaus, vor einigen Wochen. […] Dort, zusammen mit den anderen europäischen diplomatischen Größen saß er, bedrückt dreinschauend, als würde er noch immer die melancholische Weite des Lagers absuchen. Denn sein Charakter, glaube ich, wurde lebenslänglich von diesem Lager geprägt.“[130]

130 Portheim, *Time*, 131.

7 Der Wiederaufbau einer ungewollten *Community*: „Ethnisch“ Deutsche in Großbritannien, 1918–1924

Die Welt hatte sich in den letzten vier Jahren drastisch verändert. Genau wie der Rest der britischen Bevölkerung, mussten sich „ethnisch“ Deutsche nun an ein Umfeld gewöhnen, das sich nicht mehr im Krieg aber auch noch nicht im Frieden befand. Die *Community* der „ethnisch“ Deutschen hatte selbst massive Veränderungen erlebt, waren doch viele Einrichtungen und Zeitungen nicht mehr aktiv, teilweise unwiederbringlich.[1] Nur einige größere oder systemisch wichtige Institutionen hatten überlebt, wie einige evangelische Kirchen, das deutsche Krankenhaus in Dalston, einem Stadtteil von London, sowie das deutsche Waisenhaus. Antideutsche Stimmungen, die in Teilen der Bevölkerung auch vor dem Krieg präsent waren, waren bis 1918 in allen Bereichen der Gesellschaft angekommen.[2] Die sogenannte Coupon-Wahl kurz nach dem Waffenstillstand kann als Zeichen für solch eine Stimmung gewertet werden, wurden doch gerade Kandidaten mit pazifistischer Meinung abgestraft.[3] Zuvor hatten einige Kandidaten Coupons der Regierung erhalten, die ihnen die staatliche Treue dankte.[4] Alle Kandidaten ohne solch einen Coupon sahen sich letztendlich dem Verdacht des Pazifismus ausgesetzt. Der neue Premierminister nach diesen Wahlen, Bonar Law, musste sich nun mit den Friedensverhandlungen beschäftigen, was, wie im Lowther Telegramm von 1919, im Rahmen der zu zahlenden Reparationsforderungen immer wieder öffentlich entlang revanchistischer Argumentationslinien diskutiert wurde.[5] Die britische Regierung war nun interventionistischer geworden, gerade auch was das Verhalten im Innern anging. Die Zeiten des „liberalen“ britischen Anspruchs, wie A. J. P. Taylor ihn zu Beginn seines Buches „English History 1914–1945“ beschreibt, waren vorüber:

> Bis August 1914 konnte ein vernünftiger, gesetzestreuer Engländer durch das Leben gehen und kaum die Existenz des Staates außerhalb des Postboten und des Polizisten bemerken. Er konnte leben, wo er wollte und wie er wollte. Er hatte keine offizielle Nummer oder Identi-

1 Panayi, *Enemy*, 283.
2 Panayi, *Enemy*, 285.
3 Trevor Wilson, „The Coupon and the British Election of 1918“, *The Journal of Modern History*, 36:1 (1964), 39–40.
4 Wilson, „Coupon“, 40.
5 „‚Make Germany Pay.‘ Another Telegram to the Premier. Mr. Lloyd George’s Reply“, *Londonderry Sentinel*, 15. April 1919, 4; „Mr. Lloyd George’s Fighting ‚Peace‘ Speech.“, *Aberdeen Press and Journal*, 17. April 1919, 4.

Open Access. © 2025 Mathis J. Gronau, publiziert von De Gruyter. BY-NC-ND Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung – Nicht-kommerziell – Keine Bearbeitung 4.0 International Lizenz.
https://doi.org/10.1515/9783111561493-007

> tätskarte. Er konnte verreisen und sein Land für immer verlassen, ohne Pass oder offizielle Erlaubnis. […] Was dies betrifft konnte auch ein Ausländer sein Leben in diesem Land verbringen, ohne Genehmigung und ohne die Polizei zu informieren.[6]

Das Interesse des Staates an den Privatpersonen, die in seinen Grenzen lebten, hatte sich erheblich gesteigert. Genauso waren vermehrt Gesetze und Vorschriften erlassen worden, die sich spezifisch mit deutschen Staatsbürgern beschäftigten. Die antideutschen Maßnahmen während des Krieges hatten funktioniert und die Zahl der deutschen Staatsbürger in Großbritannien hatte erheblich abgenommen. Zahlen, die das Innenministerium dem *Aliens and Nationality Comitee* präsentierten, schätzten 1918 ca. 13.766 freie deutsche Staatsbürger in Großbritannien, ein knappes Viertel der konservativsten Schätzungen von 1914, und selbst diese Zahl würde noch fallen.[7] Rein rechtlich war die Einreise für deutsche Staatsbürger bis auf Weiteres untersagt. Das Innenministerium schrieb hierzu: „Kein ehemaliger Feindstaatenangehöriger soll, für eine Dauer von drei Jahren nach Bestätigung dieses Aktes [23.12.1919], die Erlaubnis erhalten in Großbritannien weder zur See noch durch die Luft anzulanden."[8] Dieser Akt erschwerte nicht nur allen deutschen Staatsbürgern die Einreise, er erschwerte auch die Rückkehr jener deutschen Staatsbürger, die Frau und Kinder zurückgelassen hatten. Diese Familien, gerade in einer Welt, die wieder begann, sich zu normalisieren, hatten größte Probleme zu funktionieren und nicht wenige Kinder wurden, wie schon während des Krieges, aus der Not heraus an das deutsche Waisenhaus übergeben.[9] Auch wenn keine klare Kausalität festzustellen ist, so wäre ein Indikator für die langfristigen Probleme eben dieser Familien, dass in der Nachkriegszeit, gerade um 1922, deutlich mehr Kinder im deutschen Waisenhaus aufgenommen wurden.[10]

Die antideutsche Stimmung in Großbritannien während und nach dem Krieg, zusammen mit den antideutschen Gesetzgebungen seit 1914 waren nicht nur erfolgreich, sie sorgten auch immer wieder für die Annahme, „ethnisch" deutsches Leben habe in Großbritannien nach 1918 praktisch nicht existiert. Aber stimmt das wirklich? Die Schließung von Läden, Kirchen, Theatern, Institutionen, der Deportation von Tausenden und der Germanophobie als destruktiver Macht, gerade in den Ausschreitungen von 1915, führen zum wissenschaftlichen Konsens, dass keine deutsche *Community* mehr existierte. Wie es Panikos Panayi ausdrückte:

---

6 Alan John Percival Taylor, *English History 1914–1945* (Harmondsworth: Penguin, 1970), 1.

7 „Aliens and Nationality Committee. Memorandum No.95", in *Control of Aliens in the United Kingdom* Vol IV, N. A. KV1 67, 1582.

8 Home Office, „Former Enemy Aliens", in *Control of Aliens in the United Kingdom* Vol IV, N. A. KV1 67, 1587.

9 Wiegand, *Orphanage*, 52.

10 Wiegand, *Orphanage*, 52.

„Der Erste Weltkrieg zerstörte die deutschen *Communities*, die während des viktorianischen Zeitalters und der Ära Edwards VII. geblüht hatten.“[11] Es gibt diverse gute Gründe, die dafür sprechen, dass die „ethnisch“ deutsche *Community* stark geschrumpft war, vor allem im Vergleich zu ihrer Vorkriegsgröße. Doch zieht man andere Optionen hinzu, wie Webers Hybrid-These bezüglich der deutschen *Community* in den USA, wirkt diese auch hier überzeugender. Weber argumentierte, dass Deutsch-Amerikanische Gemeinden nicht den Kampf ums Überleben verloren hatten, sondern viel mehr den Kampf um den Pluralismus: Ihre Stimme verstummte in einer homogenen, antideutschen Kriegsstimmung.[12] Dass diese Stimme nicht vollständig verschwand und somit die Chance hatte wieder gehört zu werden, wird an Beschreibungen der Nachkriegszeit deutlich, wie beispielsweise der von den Historikern James J. und Patience P. Barnes:

> Trotz der allgemein sinkenden Zahl an deutschen Staatsbürgern und den durchgängigen Veränderungen in ihren Londoner *Communities* bleiben einige bekannte Vorkriegswahrzeichen bestehen. Hotels wie das Morton und das Abbotsford, beide am Russell Square gelegen, waren immer noch deutschsprachig […] Griebens Reiseführer für London führte eine Liste vielzähliger Unterkünfte, die deutsche Bräuche und Traditionen bewahrt hatten, von Hotels erster Klasse bis hin zu Jugendherbergen. Restaurants mit deutscher, österreichischer oder Schweizer Küche gab es in Überzahl, das bekannteste unter ihnen war das Schmidt's […] für gewöhnlicheres Abendessen gab es das Appenrodt's German Delikatessen […].[13]

Es war also noch immer möglich, auch nach dem Krieg eine „ethnisch“ deutsche Erfahrung in Großbritannien zu machen. Trotz der Deportationen, Maßnahmen und Assimilationen war deutsches Leben in Großbritannien nicht vollkommen verschwunden. Allein schon durch die naturalisierten Bürger, deren Erfahrungen während des Krieges sie nicht allzu schnell verlassen würden. Doch war es auch möglich, alte Freundschaften wieder anzufachen, Familienmitglieder wiederzusehen und alte Berufe wieder zu ergreifen. Allerdings ist es hier, genau wie bei den Internierten, fraglich, ob 1918 wirklich das Ende des Krieges bedeutete.

Rein technisch war der Krieg erst beendet, als der Friedensvertrag von Versailles im Juni 1919 unterzeichnet wurde. Doch waren auch 1919 noch Menschen interniert und Kriegsverordnungen blieben teilweise noch bis in die 1920er in Effekt. Ebenso brauchte die Kriegseinstellung der Mehrheitsgesellschaft Zeit, um

11 Panayi, *Enemy*, 182.

12 Weber, *Identity*, 187–188.

13 James Barnes und Patience Barnes, „London's German Community in the Early 1930s“, in Panikos Panayi (Hrsg.), *Germans in Britain since 1500* (London: The Hambledon, 1996), 131–132 [kursiv nachträglich eingefügt].

sich abzukühlen.[14] Ökonomisch gesehen war eine Stabilität noch nicht wieder hergestellt und auch wenn Kriegshandlungen an den meisten Schauplätzen eingestellt worden waren, war der Frieden, der mit der Unterzeichnung des Versailler Vertrages in Kraft trat, in vielen Bereichen des Lebens noch nicht eingekehrt. Viele weitere Konflikte brachen mit Ende des Krieges aus oder setzten sich in den Folgejahren fort. Allein eine Auswahl der bewaffneten Konflikte in und um Europa bis 1924 macht deutlich, von was für einer politischen Instabilität Großbritannien umgeben war: Der Kärntner Grenzkrieg 1918–1919, der russische Bürgerkrieg 1918 bis 1921, der Kapp-Putsch 1920 gefolgt vom Ruhrkampf und der Besetzung des Ruhrgebiets 1923.[15] Konflikte wie der russische Bürgerkrieg oder die Besetzung des Ruhrgebiets betrafen Großbritannien entweder direkt oder indirekt durch ökonomische, diplomatische oder militärische Involvierung. Auf ähnliche Weise sahen auch die Jahre nach 1924 kein definitives Ende der Nachkriegsprobleme und Spannungen. Doch wird das Jahr auch als Anfangspunkt der *Détente* gesehen, einer Periode allgemeiner Entspannung, welche offiziell mit der Unterschrift der Verträge von Locarno 1925 begann.[16] In dieser Hinsicht sind 1918 und 1919 die Gegenstücke zu 1924 und 1925. Während 1918 der Krieg faktisch endete und 1919 der Frieden ratifiziert wurde, endete mit 1924 faktisch die Nachkriegszeit, was 1925 ratifiziert wurde. Historiker wie Taylor gingen sogar weiter und behaupteten, dass „seine [Die Locarno Verträge] Unterzeichnung den Ersten Weltkrieg beendete".[17] Ähnlich argumentierte Jon Jacobson zwei Jahrzehnte später, als er davon sprach, dass 1924 das wirkliche Ende des Ersten Weltkriegs markiere.[18] Allerdings ist auch hier die Meinung nicht einhellig, so beurteilte C. J. Bartlett die Verträge von Locarno höchstens als „begrenzte Détente".[19] 1924 blieb also in jedem Fall ein Übergangsjahr, wobei das Ausmaß des Übergangs umstritten bleibt. Trotzdem sollte man sich bewusst bleiben, dass die Jahre zwischen 1918 und 1924 nur mit Vorsicht als Zeiten

14 Gregory Adrian, *The Last Great War. British Society and the First World War* (Cambridge: Cambridge University Press, 2008), 270.

15 Bernecker, *Europa*, 543; Tamás Révész, „For the ‚Freedom and Unity of Carinthia'? New Perspectives on the Military Remobilization in the Carinthian Borderland War (1918–1919)", *First World War Studies*, 7:3 (2016); Joylon Girard, „American Diplomacy and the Ruhr Crisis of 1920", *Military Affairs*, 39:2 (1975), 60.

16 Gaynor Johnson (Hrsg.), „Introduction", in *Locarno Revisited. European Diplomacy 1920–1920* (Oxon: Routledge, 2004), 1.

17 Alan John Percival Taylor, *The Origins of the Second World War*, (New York: Penguin, 1963), 57.

18 Jon Jacobson, „Is There a New International History of the 1920s?", *The American Historical Review*, 88:3 (1983), 645.

19 C. J. Bartlett, „Locarno, treaties of", in *The Oxford Companion to British History*, ed. von Robert Crowcroft und John Cannon, 2. edn., (Oxford, Oxford University Press, 2015), Oxford Reference Online.

des Friedens zu bezeichnen sind. Viel eher handelte es sich um eine Nachkriegszeit; noch immer verwundet von den Entbehrungen und Belastungen des Krieges, noch immer mobilisiert, sowohl militärisch als auch kulturell.

7.1 Reaktionen zum Kriegsende

Betrachtet man die Diskussionen um das Ende des Krieges in der Forschungsliteratur, ist es vielleicht zu Beginn sinnvoll zu erfragen, wie das Ende des Krieges von den Zeitgenossen erfahren wurde. Das erste Datum von Wichtigkeit war hierbei eindeutig der 11. November 1918, als der Waffenstillstand ausgerufen wurde. In Großbritannien wurde dies als Anlass gesehen, trotz schwieriger Umstände den Sieg zu feiern, wie Adrian Gregory schrieb:

> Obwohl sich das Land im Griff einer tödlichen Grippe befand, wurde der Waffenstillstand am 11. November 1918 mit Freude aufgenommen. Das Ende des Krieges war auf ehrliche Weise viel beliebter als sein Beginn. Jene, die schlicht Frieden wollten und jene die den Sieg wollten, hatten keine Argumente mehr als das Feuern aufhörte.[20]

Der Waffenstillstand und das damit einhergehende Ende der Auseinandersetzung wurde also in der Mehrheitsgesellschaft mit Erleichterung und Freude aufgenommen. Yvonne Kapp, damals eine britisch-jüdisches Teenagerin mit einem naturalisierten Vater, erinnerte sich an die öffentliche Reaktion auf den Waffenstillstand:

> Es gab noch nie solch ein „Wir sind raus" Gefühl wie, als der Waffenstillstand kam. Die ganze Bevölkerung, so schien es, eilte raus auf die Straßen, singend und tanzend in einer Raserei der Freude, während ich mit meinen Eltern in biederer Feierlichkeit und erheblicher Langeweile nach Spithead fuhr um die Flotte bereit für die Abnahme zu sehen.[21]

Auch wenn ihr Vater ein naturalisierter Deutscher war und während des Krieges Erfahrungen mit Germanophobie gemacht hatte, feierte die Familie gemeinsam gerade den Tag des Waffenstillstands im britischen Sinne, auch wenn Yvonne es als spießig und langweilig empfand. In der Tat waren die Kapps ein Beispiel der Assimilation, sah sich Yvonne ohne große Fragen als „englisches Mädchen".[22] Ihre Memoiren zeigen, dass sie die Kriegszeit weniger als internationalen oder interkulturellen Konflikt erlebte, sondern vielmehr als „den Abgrund der sich zwischen den jungen und den Eltern auftat", allen voran die religiösen Auseinandersetzun-

20 Gregory, *War*, 250–251.
21 Kapp, *Memoirs*, 54.
22 Kapp, *Memoirs*, 57.

gen mit ihrem konservativ jüdischen Vater.[23] Nun, mit dem Waffenstillstand und dem Ende der Kampfhandlungen kam Hoffnung auf einen dauerhaften Frieden auf, auch für die „ethnisch" deutschen Familien. Genau wie die Mobilisierung den Beginn des Krieges bedeutet hatte, so bedeutete der Waffenstillstand das Ende. Maximilian Mügge beispielsweise, der naturalisierte Lehrer, der sich freiwillig der britischen Armee angeschlossen hatte, sah dies ähnlich, als er schrieb:

> Als ich die Raketen hörte, dachte ich, ich wusste, dass es das Ende war. WAFFENSTILLSTAND. [...] Ein Straßenfeger, dem ich begegnete, sagte: „Ich nehme an, es ist der Anfang vom Ende." Ich antwortete: „Es ist alles vorbei!" und er kommentierte: „'s auch'n gutes Ding!" Ich gestehe das Verlangen zu heulen oder zu weinen oder etwas zu tun und für eine wenige Momente fühlte ich mich doch sehr schwindelig.[24]

Allerdings schlug diese Freude direkt in Wut auf die „Feinde, die den Alptraum begonnen hatten" um, „weil sie mehr Macht, mehr Geld wollten oder weil sie so gelangweilt von ihrer Existenz waren, dass Menschenjagd das einzige Spiel war, groß genug, um sie vor dem Aussterben durch Langeweile zu retten. Und ich dachte an die Narren, die sie es hatten tun lassen."[25] Hier wird wieder einmal Mügges politische Haltung gegenüber einer Elite deutlich, die durch die fehlende Hilfe von Schröders angefacht oder verstärkt wurde und ihm seine Freude über den Waffenstillstand trübte. Doch sieht man auch, dass Mügge in 1918 nicht nur das Ende, sondern auch einen Neubeginn sah. Dass 1918 kein Ende war, wird durch eine leicht ironische Gegenüberstellung deutlich. So sehr Mügge ein schlechtes Verhältnis zur Elite und spezifisch zu diesem Banker hatte, so war das Verhalten Bruno von Schröders ähnlich wie das von Mügge. Dieser kehrte umgehend von seinem ländlichen Sitz nach London zurück.[26] Auch Felix Semon sah den Waffenstillstand als Zeichen des Endes und einen Neuanfang an als er schrieb:

> 1918, nachdem der Waffenstillstand vollzogen war und der Vorsitzende des akademischen Rats in einem Rundbrief an die Mitglieder des Vorstands die jährliche Frage der Verwaltung [Das Treffen absagen oder erneut um ein Jahr verschieben] wiederholte, antwortete ich wie folgt: „In Antwort auf ihre Nachricht vom 21. muss ich sagen, dass es mir nach dem langen Intervall von 1914 sehr erstrebenswert erscheint, dass der Semon Lecture Trust sich trifft und Themen bespricht. Ich denke, es wäre eine Schande, wenn die Ernennung eines Dozenten für ein weiteres Jahr aufgeschoben würde." Das Ergebnis war ein Treffen, gehalten an der Universität am 13. Dezember 1918.[27]

23 Kapp, *Memoirs*, 51.
24 Mügge, *Diaries*, 179. [Betonung im Original]
25 Mügge, *Diaries*, 180.
26 Robert, *Schroders*, 175.
27 Semon, *Autobiography*, 327.

Semon war recht kurz nach dem Waffenstillstand bereit, die soziale Isolation der Kriegsjahre aktiv zu verlassen und sein Ansehen innerhalb der Forschungswelt wiederherzustellen. Das Verlassen sozialer Isolation erfuhr auch Ethel, die Frau Hermann Georg Fiedlers, welche ein Tagebuch kurz vor, während und nach dem Krieg geführt hatte. Dort beschrieb sie ihre Erfahrungen und die Probleme, die ihr Mann damit hatte, seine Position als Forscher zu behalten und die deutsche Fakultät am Laufen zu halten.[28] Für diesen Tag notierte sie: „Nov 11. Waffenstillstand 11am – H. lief mit der kleinen Berryl als die Kanonen bei Knightstone schossen – Er musste zurück nach Oxford um 2. Schönes Wetter in Weston aber ich hatte gehofft, mit H. dort zu sein.“[29] Auch für sie beide war der Waffenstillstand ein Wende- ebenso wie ein Schlusspunkt. Denn nach diesem Tag schrieb Ethel immer weniger detaillierte Beiträge in ihr Heft, wie sie es seit 1900 getan hatte und zählte nur noch die Menge der Postkarten aufgeschlüsselt nach den Ländern, aus denen sie kamen.[30] Der endgültige Grund für Ethels Aufgabe war allerdings ein weitaus tragischerer. Der letzte wirkliche Eintrag Ethels behandelte den Tod und die Beerdigung ihrer Tochter Berryl 1920.[31] Ethel und Hermann Fiedler hatten also andere Sorgen als die generellen Unruhen der Nachkriegszeit.

Wie bereits angedeutet, muss bei all diesen Erfahrungen angemerkt werden, dass Maximilian Mügge, Ethel Fiedler oder Bruno von Schröder eher emotionale Nöte während des Krieges erfahren hatten als finanzielle. Daher war die Hoffnung, dass ihre Not auch mit dem Ende des Krieges enden würde, mehr als verständlich. Zwar hatte sich Semon über seine finanziellen Sorgen beschwert und auch von Schröder hatte seine Bank während des Krieges nur schwer über Wasser halten können. Bedenkt man jedoch ihre Lebensumstände und die Tatsache, dass von Schröder noch immer wohltätig agieren konnte, so war ihre finanzielle Situation zwar vielleicht nicht perfekt, aber immer noch abgesicherter als bei manch anderen. Leute wie Bertha und Friedrich, von denen Anna Thomas in ihrem Bericht über die Tätigkeiten der *Society of Friends* schrieb:

> In einer furchtbaren kleinen Straße abseits der Tottenham Court Road lebten Bertha und Friedrich, sie englisch, er deutsch, ein Schiffskoch, der nie lang genug an Land gewesen war um die britische Staatsbürgerschaft zu erhalten. Bertha war viele Jahre eine Dienstmagd gewesen, bevor sie geheiratet hatte, hatte viele kleine wertvolle Gegenstände gesammelt und ein gemütliches Zuhause mit ausreichend Möbeln und voller nutzlosem und hässlichem

28 Fiedler, *Incidents*, 80.
29 Fiedler, *Incidents*, 81.
30 Fiedler, *Incidents*, 85.
31 Fiedler, *Incidents*, 83.

> Kram, der die Leute anscheinend so glücklich macht. Friedrich hatte durch den Krieg seine Anstellung verloren und die meisten ihrer Sachen „mussten weg“ z. B. zum Pfandleiher. Als sie sich das erste Mal bei dem Komitee meldeten, lebten sie in einem Kellerraum voller Ratten und wo ein Besucher niemals Feuer vorfand. „Wir sind nicht Menschen, die die Kälte wie andere fühlen, Fräulein“ sagten sie ihr „und der Raum ist so klein, es wäre wahrscheinlich nicht gesund, den ganzen Tag ein Feuer brennen zu haben.“ Alle Wäsche hing an einem Band über Tage bis sie getrocknet war und sie kochten alles über einem kleinen Gasring. Sie wechselten sich ab, wer im Bett bleiben konnte, „denn da ist es wärmer und du fühlst dich nicht so hungrig im Bett, als wenn du auf bist.“[32]

Gerade im Kontrast zu diesen Lebensbedingungen ist es wichtig, sich bewusst zu sein, dass die positiven Waffenstillstandserlebnisse alle von Menschen kamen, die deutlich andere Probleme hatten als Berta und Friedrich.

Doch auch die Hoffnungen im Anschluss an den Waffenstillstand konnten sich noch ändern. Die darauffolgenden Verhandlungen führten letztendlich zu den Versailler Friedensverträgen im Juni 1919. Wie wichtig und weitreichend dieses Ereignis war, lässt sich nicht nur in seiner Präsenz in der Wissenschaft und Erinnerungskultur zeigen, sondern auch an den Mengen wissenschaftlicher, populärer und politischer Veröffentlichungen, die von diesen Verträgen inspiriert wurden.[33] Für die „ethnisch“ deutsche Bevölkerung war dieses Ereignis im Vergleich zu dem Waffenstillstand allerdings eher nur eine Randnotiz. Ethel Fiedler erwähnte die Verträge mit keinem Wort. Maximilian Mügge erwähnte sie, doch hatte sich sein Ton seit dem Waffenstillstand verändert, war freudloser und pessimistischer: „Sie haben den armen alten Frieden also aus dem Brunnen geholt. Aber ich fürchte sie leidet an einem gebrochenen Genick“, kommentierte er, und führte aus, dass „Internationale Financiers“ die Friedensverhandlungen übernommen hätten um ihre Ziele zu erreichen.[34] In der Hinsicht zumindest blieb Mügge also bei der gleichen Einstellung. Allerdings hatte sich seine Beziehung zum Frieden in den Monaten dazwischen sichtlich geändert. Auch die Frau Baron von Schröders, Emma von Schröder, schien den Friedensverträgen gegenüber eher pessimistisch, schrieb sie im Juni 1919 das Gedicht „Gefesselt“:

> Wär ich ein Schiff, zu geliebtem Gestade
> Führ ich auf wogenbewegtem Pfade[…]
> Wär ich ein Stern, so wollte ich stehen,
> Wo meine Lieben heut weinend gehen,

32 Thomas, *Friend's*, 113.

33 Siehe zum Beispiel: Alan Sharp, *Versailles 1919. A Centennial Perspective* (London: Haus, 2018); Bharat Desai, „On the Century of Peacemaking at the 1919 Treaty of Versailles. Looking Back to Look Ahead“, *International Studies*, 57:3 (2020), 201–222.

34 Mügge, *Diaries*, 205.

> Doch, wenn die Sehnsucht mich lockend
> umschwirret,
> Hör ich wie leise die Kette mir klirret [35]

Sie schien ebenfalls keine positiven Erwartungen an die Auswirkungen des Friedens zu haben. Dabei konnte gerade Emma von Schröder sich freuen, denn nur zwei Monate später, im August, fuhr die Familie nach Europa und übernachtete unteranderem bei ihrer Familie.[36] In der Tat war die Familie von Schröder nicht die einzige, die den nun feststehenden Frieden nutzte, um sich zu bewegen. Else Hohenrhein, Tochter eines „ethnisch" deutschen Metzgers in Hull, emigrierte 1919 mit ihrem Mann in die USA und änderte ihren Nachnamen.[37] Daher bot der Frieden die Möglichkeit, wieder Verbindungen in das eigene Umfeld oder nach Deutschland aufzubauen und nach Jahren der Anspannungen und Sorgen eine gewisse Normalität wieder aufzubauen, auch wenn er bei einigen vielleicht nicht die gewünschten Erwartungen erfüllt hatte. Während der Waffenstillstand als Zeichen des Friedens wahrgenommen wurde, zementierte der Vertrag, für alle die es interessierte, diese Umstände im Guten wie im Schlechten. Was ebenfalls Migration und Reisen weiter anfachte, war ein Interesse an Auslandsdeutschen, dass in der Weimarer Republik aufgekommen war.[38] Das dies in gewisser tragischer Ironie zu der Ignoranz der eigenen, ehemalig auslandsdeutschen Bevölkerung geschah, lässt sich hierbei nicht von der Hand weisen. Auch wenn „ethnisch" deutsche Erfahrungsberichte diese Entwicklung nicht offen aussprachen, so wird es an dem Enthusiasmus deutlich, mit dem die Verknüpfungen an die alte Familie besprochen wurden oder wie häufig diese nun zu Besuch kamen. Im Gästebuch der von Schröders beispielsweise, finden sich nach 1919 unzählige Besuchereinträge aus Deutschland. Auch Anna Thomas von der Society of Friends schrieb:

> Als die Kriegswolke, die den wahren Zustand verschleiert hatte, […] begann, sich zu lichten und das furchtbare Fehlen an Essen und Notwendigkeiten zeigte, dass dort existierte, waren viele Personen in diesem Land, die Familie oder Freunde in Deutschland oder Österreich hatten, erpicht darauf, persönlich staatliche Erlaubnisse zu erhalten, um Essen herüberzusenden und bedrängten Einrichtungen, dies ebenfalls zu tun.[39]

Das Verhalten, das Thomas hier beschreibt, zeigt ebenfalls, dass alte Verbindungen wieder aufgenommen wurden. Not und Hilfe standen hier Seite an Seite.

---

35 Baronin von Schröder, *Gefesselt*, 1919, in SF/ES/Poetry.

36 Dorothy Schröder, *Die Sommerferien 1919 – I. Von Heath Lodge nach Narvik*, in SF/DS/1.

37 Markham, *Hull*, 76.

38 John Hiden, „The Weimar Republic and the Problem of the Auslandsdeutsche", *Journal of Contemporary History*, 12:2 (1977), 273.

39 Thomas, *Friend's*, 144.

Dies konnte im freundschaftlichen Austausch geschehen, wie bei den aufgezeichneten Besuchen der von Schröders aber auch als notwendige Hilfe an Familie im Ausland. Hierbei ist allerdings auch zu betonen, dass diese Gefühle nicht zwingend universell geteilt wurden und in beiderlei Hinsicht auch finanzielle Mittel zur Realisierung benötigten. Nach 1918 waren noch immer 3.980 „ethnisch" Deutsche interniert und 84 % aller Internierten würden repatriiert werden.[40] Diese Männer hatten zumeist ihre Anstellung verloren und standen vor einer Reise in ein finanziell unsicheres Deutschland. Hatten sie Familie außerhalb des Stacheldrahts in Großbritannien, waren sie eher auf Hilfe angewiesen, als dass sie sie hätten leisten können. All dies setzte beide Seiten der Familie unter Druck. Panikos Panayi hat hier auf das Schicksal von Max Gottshalt verwiesen. Max Gottshalt, verheiratet mit einer „ethnischen" Britin und Vater von fünf Kindern, war im Verlauf des Krieges interniert und 1918 in die Niederlande deportiert werden.[41] War ihre Korrespondenz zu Beginn noch regelmäßig, nahm sie im Verlauf der Nachkriegszeit immer weiter ab. „Max", so schreibt Panayi, „schickte seinen letzten Brief im März 1922. Der Brief offenbart, dass der Grund hinter der Trennung finanzielle Probleme waren, obwohl weder Max noch Thekla letztendlich daran interessiert schienen, zu ihrem jeweiligen Ehepartner zu ziehen."[42] Obwohl hier laut Panayi noch andere Aspekte in die Trennung der beiden hineinspielen, zeigt es doch auch, was für Auswirkungen finanzielle Probleme auf solche Beziehungen haben konnten. Darüber hinaus ist es möglich, dass die finanziellen Probleme hier bereits bestehende Probleme überdeckten oder sogar noch verstärkten. So führt Karl-Heinz Wüstner das Beispiel von Karl Vogelmann an, der 1918 freigelassen worden und mit seiner Frau und drei Kindern nach Deutschland zurückgekehrt war. Drei Jahre später schon zog seine Frau mit den Kindern zurück nach Großbritannien, ohne ihn.[43] Allerdings gab es auch Fälle, wie der Richard Noschkes, die bewiesen, dass Familien solch eine Erfahrung auch vollständig überstehen konnten.

So endeten seine Aufzeichnungen zwar mit seiner Ankunft in Deutschland, allerdings legen seine Aufzeichnungen, als auch sein Grabstein in Eastham London, nahe, dass Noschke erfolgreich zurückkehren konnte und in Großbritannien verblieb.[44] Der Zensus von 1921 führte ihn als Exportpacker bei der Firma Chemist &

40 Panayi, „An Intolerant Act", 62.

41 Panayi, *Prisoners*, 286.

42 Panayi, *Prisoners*, 286.

43 Karl-Heinz Wüstner, „Einwanderung, Anerkennung, Ausweisung. Die schicksalhaften Auswirkungen des Ersten Weltkrieges auf hohenlohische Migranten in Großbritannien", in *Jahrbuch des historischen Vereins für Württembergisch Franken*, 98 (2014), 311.

44 Census of England and Wales 1921, in findmypast.co.uk [zuletzt abgerufen am 10.09.2024]

Saundries, also war er nicht nur früh wiedergekehrt sondern hatte auch eine ähnliche Arbeit aufnehmen können, wie sie im Zensus 1911 aufgeführt war.[45] Seine vier Kinder, mittlerweile zwischen 17 und 27 Jahre alt, arbeiteten alle in London, sowohl die beiden Söhne als auch die beiden Töchter.[46] Was hierbei auffällt, ist die Tatsache, dass Noschkes Sohn William zwischen 1911 und 1921 den Nachnamen gewechselt hatte und sich nun William Nash nannte.[47] Ein Verhalten, das einerseits als eine Reaktion auf antideutsche Stimmungen im Land gewertet werden könnte, dass aber auch schon in der Vorkriegszeit keine Seltenheit war. Viel spannender ist an dieser Gesamtentwicklung Noschkes einerseits die erfolgreiche Rückkehr nach dem Krieg und andererseits die potenziellen generationellen Entwicklungen in der deutschen Migration in Großbritannien. Wollte Noschke noch auf seinem Grabstein seine deutsche Identität verewigt wissen, hatte sein Sohn den Namen bereits anglisiert. Andererseits hatte Herbert, der 20-jährige und jüngere Bruder von William seinen Namen nicht geändert. Der Erfolg Richard Noschkes und seiner Familie ist insofern von Interesse, geschah es doch in einem Großbritannien, dessen staatliche Maßnahmen noch immer strikt waren, und das nicht nur gegenüber deutschen Staatsbürgern. Ms. Reeves, Eigentümerin des Tanagra Theaters musste dies erfahren, als sie 1921 angeklagt wurde. Sie sollte einen Feindstaatenangehörigen beherbergt haben, ohne die Behörden davon in Kenntnis zu setzen.[48] Ein Herr Schaeffer, der für seine Frau aus Deutschland zurückgekehrt war und den Ms. Reeves beschäftigte, hatte laut ihren Angaben seine Nationalität verschwiegen und sich als Franzose ausgegeben.[49] Sie erhielt eine Geldstrafe von £ 20.[50] Für einige waren allerdings Essen und Arbeit die Hauptprobleme, die sie in Atem hielten.[51] Als deutscher Staatsbürger Arbeit und Essen zu bekommen war schwierig, schwieriger war eine Rückkehr kurz nach dem Krieg. Sektion 10 des *Aliens Restriction (Amendment) Act 1919* begrenzte die Aufenthaltsdauer ehemaliger Feindstaatenangehöriger auf drei Monate und ließ in wenigen Fällen auch die Rückkehr zu.[52] 1923 beschwerte sich noch ein C. R. Henning in der Veröffentlichung „Deutsche in England" des staatlichen deutschen Ausland-Instituts darüber, dass diese und andere Maßnahmen dazu führen würden, einen deutschen Wieder-

45 Census of England and Wales 1921, in findmypast.co.uk [zuletzt abgerufen am 10.09.2024]
46 Census of England and Wales 1921, in findmypast.co.uk [zuletzt abgerufen am 10.09.2024]
47 Census of England and Wales 1921, in findmypast.co.uk [zuletzt abgerufen am 10.09.2024]
48 „Cases in Court", *The Stage*, 3. Februar 1921, 9.
49 „Cases in Court", 3. Februar 1921, 9.
50 „Cases in Court", 3. Februar 1921, 9.
51 Thomas, *Friend's*, 131.
52 „Aliens Restriction (Amendment) Act, 1919 (9 and 10 Geo. 5. Ch. 92) Arrangements of Sections", *The International Migration Digest* 1:2 (1964), 174.

aufbau zu verhindern.[53] Kritik an den Maßnahmen bestand also auf deutscher Seite, allerdings sollte man diese mit Vorsicht genießen. Stefan Manz hat überzeugend dafür argumentiert, dass Hennings Argumente zwar nicht zwingend falsch waren, jedoch einen starken Fokus auf das angetane Unrecht während des Krieges legten, der das Narrativ negativ prägte.[54] Und tatsächlich hatten sich bis 1923 die Umstände zumindest verbessert. Ein Komitee-Memorandum des Innenministeriums hatte sich 1922 bereits mit dem Einfluss der Maßnahmen beschäftigt. Auch wenn es sich vage hielt, kam es eher zu einem gemischten Bild, als der Bericht feststellte: „Einer beträchtlichen Zahl wurde gestattet unter Auflage der Sektion 10(4) permanent ihren Wohnsitz hier zu haben […] Es gibt auch eine beträchtliche Anzahl von Personen in dieser Kategorie, die sich noch im Ausland befindet und die entweder nach Sektion 10(1) abgelehnt wurden oder die sich in Folge der staatlichen Einschränkungen nicht für die Einreise beworben haben."[55] Was „beträchtlich" in beiden Fällen bedeutete, konnte das Innenministerium nicht sagen, da „keine exakten Zahlen verfügbar" waren.[56] In der Tat scheint es einerseits möglich gewesen zu sein, nach dem Krieg wieder in das Land zu kommen aber andererseits auch eine aufreibende Aufgabe, die nicht alle bewältigten. Nicht alle Familien waren so erfolgreich wie die Noschkes, denn auch wenn die Kriegsstimmung sich in Großbritannien über die Jahre abkühlte, war sie bis 1924 in Form von Exklusion und fortlaufendem *Othering* deutlich spürbar.

7.2 Exklusion und fortlaufendes *Othering*

Sowohl aus Sicht der Öffentlichkeit als auch aus Sicht der Regierung blieben „ethnisch" Deutsche eine potenzielle Gefahr. Einen knappen Monat nach dem Waffenstillstand wurde Felix Semon vom Superintendenten der Polizei Aylesbury angerufen, da sich dieser nach der Nationalität und dem Status der drei Söhne erkundigen wollte. Wie sehr er sich von diesem Akt angegriffen fühlte, sieht man in seiner Antwort. „Es ist sehr ermüdend", schrieb er und führte fort: „Ich bin durch diese Episode dazu provoziert, den Verlauf ihrer [der Söhne] Kriegsdienste auszufüh-

53 C. R. Hennings, *Deutsche in England* (Stuttgart: Ausland und heimat Verlags-Aktiengesellschaft, 1923), 191–194.

54 Stefan Manz, *Migranten und Internierte. Deutsche in Glasgow 1864–1918* (Thesis: University of Durham Press, 2001), 31.

55 Home Office, „Aliens and Nationality Committee Memorandum No.162", in *Control of Aliens in the United Kingdom* Vol IV, N. A. KV1 67, 1658–1659.

56 Home Office, „Aliens", 1659.

ren."[57] Dies tat er in seinen Memoiren dann auch und erzählte von den recht beeindruckenden Karrieren der drei Söhne: der älteste Sohn hatte sich erst als Recruiting Officer verdient, war anschließend zum I. M. S. Officer berufen worden, hatte als Pathologe und Radiologe im Lady Hardine Hospital in Brockenhurst für die Armee gearbeitet und war anschließend nach Frankreich wo er nahe Boulogne als Dermatologe gearbeitet hatte.[58] Der zweite Sohn war erst im Yeomanry Regiment untergekommen, wurde anschließend zu der R. A. S. C. M. T. versetzt und stieg gegen Ende des Krieges zum Vizeleiter der Cadet Company auf.[59] Semons jüngster Sohn war als motorisierter Feldpostfahrer in Frankreich verwundet worden bevor er nach langer Genesung als Techniker bei einer mobilen Röntgeneinheit diente.[60] Alle drei hatten also eine aktive und bewegte Militärkarriere bei Kriegsende hinter sich, wobei keiner der drei dem Bataillon der deutschstämmigen Soldaten zugewiesen wurde.[61] Im Kontext von Semons Position während des Krieges wirkt diese Antwort fast wie ein wütender Reflex, der ihn zur Bestätigung der nationalen Identität seiner Söhne bewegte. Es war, ähnlich wie man es bei Maximilian Mügge sah, ebenfalls ein Mittel, um auch die eigene nationale Identität zu rechtfertigen. Doch allein durch diese Notwendigkeit wurde „ethnisch" Deutschen gezeigt, dass sie anders als die Mehrheit waren. Dieser Status wurde für Staatsbürger durch den bereits erwähnten *Aliens Restriction (Amendment) Act* von 1919 nach dem Krieg zuerst weiter zementiert. Dabei verwehrte das Abkommen nicht nur die Einreise, sondern führte die Registrierung bei der Polizei fort und verbot deutschen Staatsbürgern im Staatsdienst zu arbeiten oder als Geschworene zu agieren.[62] Frauen britischer Herkunft, die deutsche Staatsbürger geheiratet hatten, litten ebenfalls unter diesen Maßnahmen. Wie Zoë Denness überzeugend dargelegt hat, hatten diese schon während des Krieges mit der rassifizierten Idee zu kämpfen gehabt, sie seien Verräterinnen.[63] Diese Ausgrenzung nahm mit diesem Abkommen eine neue Dimension an, denn zusätzlich „stellten gebürtig britische Frauen und Witwen deutscher Staatsbürger fest, dass ihr Besitz als Garantie für die deutschen Kriegsschuldenzahlungen konfisziert werden konnte".[64] Antideutsche Stimmungen fanden jedoch nicht nur auf staatlicher Ebene statt. Auch in der öffentlichen Meinung konnte eine Verbindung zur deutschen Nationalität so sehr

57 Semon, *Autobiography*, 325.
58 Semon, *Autobiography*, 325.
59 Semon, *Autobiography*, 325–326.
60 Semon, *Autobiography*, 326.
61 Semon, *Autobiography*, 325–326.
62 Page Baldwin, „Subject to the Empire. Married Women and the British Nationality and Status of Aliens Act", *Journal of British Studies*, 40:4 (2001), 534.
63 Denness, „Germanophobia", 81–82.
64 Baldwin, „Subject", 534.

als Beleidigung betrachtet werden, dass einige sich aktiv gegen solche Anschuldigungen wehrten. Ms. Reeves hatte sich bei ihrer Anhörung mit ähnlichen Ansichten verteidigt, die laut Zeitungsbericht nicht auf taube Ohren stießen: „Hätte ich gewusst, dass er Deutscher ist, hätte ich ihn aus meinem Büro geworfen. (Gelächter).“[65] Die Tatsache, dass Schaeffers Anstellung nur dadurch öffentlich geworden war, weil „Briefe der *Discharged Soldiers' Association* sein Erscheinen ablehnten“, zeigt auch die Gründlichkeit mit der die Mehrheitsgesellschaft aufeinander achtete um solch ein Verhalten anprangern zu können.

„Ethnisch“ Deutsche waren noch immer enorm präsent im britischen Nachkriegsdiskurs, sowohl im positiven als auch im negativen Sinne. Das Buch „The Woman of Knockaloe“, veröffentlicht 1923, demonstriert diese Gespaltenheit sehr gut. Geschrieben vom seinerzeit erfolgreichen Autor Hall Caine, folgt das Buch einer jungen Frau, die sich in einen internierten Deutschen auf der Isle of Man verliebt. Caine war bereits 1916 in die Kritik geraten, weil eines seiner Stücke als zu deutschfreundlich wahrgenommen wurde, doch vermenschlichte „The Woman of Knockaloe“ den Internierten auf ähnliche Weise. Caine nahm sich der Kritik nicht an und argumentierte, sein Buch sei nichts anderes als ein „Angriff auf den Geist des Krieges“.[66] Dieser Angriff schien die britische Bevölkerung zu interessieren, war das Buch doch mit einer halben Millionen verkaufter Kopien enorm erfolgreich.[67] Kritiker ließen sich in großen Teilen von Caines Geschichte überzeugen, die „ein Traktat für den friedlichen und vergebenden Geist“ darstellte.[68] Caine selbst wollte sein Buch „gegen die Stimmung der Zeit“ ansetzen, was die positive Rezeption stärker in das Licht rückt.[69] Als wollte die britische Gesellschaft in Teilen schnell wieder zu einem besseren Bild ihres Feindes kommen. Ohne eine starke antideutsche Stimmung allerdings, wäre es für Caine nicht nötig gewesen, diese positive Darstellung als Gegenpol darzustellen. Und negative Stimmen, die genau diesen Zeitgeist verkörperten, standen der Geschichte mehr als kritisch gegenüber. Allen voran der rechtskonservative Autor William Le Queux, der mit seinen Aussagen genau diese Meinung vertrat. Bereits vor dem Krieg hatte Le Queux eine gewisse Berühmtheit mit dem Schreiben von deutschen Spionagebüchern erlangt, sich im Laufe des Krieges jedoch zunehmend radikalisiert und die Idee der „ver-

65 „Cases in Court“, 3. Februar 1921, 9.

66 Zitiert aus: Peter Skrine, „Hall Caine's The Woman of Knockaloe. An Anglo-German War Novel from the Isle of Man“, in Susanne Stark (Hrsg.), *The Novel in Anglo-German Context. Cultural Cross-Currents and Affinities* (Amsterdam: Brill, 2000), 271.

67 Vivien Allen, *Hall Caine. Portrait of a Victorian Romancer* (Sheffield 1997), 396.

68 Raymond Mortimer, „New Novels“, *The New Statesman*, 13 October 1923, 18.

69 Skrine, „Novel“, 265.

steckten Hand“ propagiert.[70] Diese Theorie nahm an, dass geheime deutsche Mächte in Großbritannien dafür sorgten, dass die britischen Kriegsanstrengungen nicht ihren gewünschten Effekt hatten. Als „The Woman of Knockaloe“ erschien, veröffentlichte die schottische *Sunday Post* Le Queuxs Rezension, in der er genau die positive Darstellung Deutscher und die Verdammung von Germanophobie in dem Buch kritisierte: „Sie findet heraus, dass, zu ihrem Unglück, starke Vorurteile gegen sie an jeder Ecke existieren. Was wäre natürlicher? Sie, ein britisches Mädchen, hat sich selbst mit einem Feindstaatenangehörigen verbündet.“[71] Der positive Ton des Buches war allerdings eher symptomatisch für ein generelles Problem, das Le Queux hatte: „Es ist sicher ein schlechtes Zeichen, wenn man überall die Wünsche hört, oft unterstützt von fadenscheinigen Argumenten, dass man Deutschland seine diabolischen Taten vergeben solle; […] wir sollen, kurzgesagt, die Hand lecken, die uns geschlagen hat und noch immer nach unserem Ende trachtet.“[72] Es scheint, als fand langfristig in der Nachkriegszeit Großbritanniens eine Debatte über den Umgang mit „ethnisch“ Deutschen statt. So war, bei anhaltender antideutscher Stimmung und antideutschen Verordnungen, für einen Le Queux, jedwede Form der Aufweichung ein Verrat. Andere, wie Ms. Reeves, konnten antideutsche Einstellungen zu ihrer Verteidigung nutzen, ohne dabei ein Urteil über den Wahrheitsgehalt ihrer Aussagen zu fällen. Auf der anderen Seite standen Autoren wie Hall Caine, die einige Jahre später eine vorsichtige Öffnung, eine Aufweichung des Diskurses vorantrieben und dabei nicht erfolglos blieben. Wie wichtig solche positiven Darstellungen für „ethnisch“ Deutsche waren, wird in einem Artikel des Grafen von Bernstoff in *Foreign Affairs* aus dem Jahr 1924 erkennbar.[73] Von Bernstorff war gerade zum deutschen Botschafter in Großbritannien ernannt worden und musste sich zu Deutschlands schwieriger Beziehung zum Völkerbund äußern. Sein Statement zu der Situation begann er in dem Artikel wie folgt: „Niemand kann Hall Caines letztes, wunderbares Buch lesen […], ohne von der wundervollen Einfachheit und dem Charme der Parabel berührt zu werden.“[74] Das Buch, so von Bernstorff weiter, weise effektiv auf die Kriegsgefahr innerhalb der Nachkriegsgesellschaften hin und eine der Lösungen, die von Bernstorff hierfür sah, war die Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund.[75] Die Tatsache, dass der deutsche Botschafter es für sinnvoll erachtete, dieses Buch als positiven Aufhänger

70 Panayi, *Enemy*, 105–106.

71 William Le Queux, „Why I condemn the Plot of Sir Hall Caine’s Knockaloe“, *Sunday Post*, 30. September 1923.

72 Le Queux, „Plot“, 30.

73 Albrecht Graf von Bernstorff, „Germany and the League“, *Foreign Affairs*, 3:2 (1924), 390–396.

74 Bernstorff, „Germany“, 390.

75 Bernstorff, „Germany“, 395.

für seine Argumente einer *Détente* zu nutzen, deutet auf den kulturellen Wert hin, der ihm von dieser Seite zugemessen wurde.

So sehr Hall Caines Buch sich nun bemühte, das Bild „ethnisch" Deutscher zu verbessern, setzte sich das erzwungene *Othering* für einen bestimmten Teil der „ethnisch" Deutschen noch einmal gesondert fort und Le Queux's Verschwörungstheorie weist den Weg. Der Mythos der „versteckten Hand", den er während des Krieges verbreitet hatte, drehte sich hauptsächlich um deutsch-jüdische Banker, die den entscheidenden britischen Sieg verhinderten.[76] Antisemitismus war im Großbritannien des frühen 20. Jahrhunderts bereits vorhanden und hatte sich vor allem mit den Migrationswellen jiddisch-sprachiger Juden aus Russland noch weiter verschärft.[77] Im Laufe des Krieges, hatten sich nun Antisemitismus und Germanophobie immer weiter vermischt. Dies geschah ungeachtet der Tatsache, dass sich im Verlaufe des Krieges auch im Kaiserreich der Antisemitismus verstärkt hatte.[78] Mit dem Ende des Krieges blieb Antisemitismus weiterhin vorhanden, auch weil er weite Teile der Bevölkerung ansprach. So argumentiert Ulrike Ehret: „Die antijüdische Rhetorik der nationalen Medien in Großbritannien während der ersten Jahre nach dem Krieg traf auch bei Mitgliedern eher moderater Organisationen wie der Catholic Social Guild auf offene Ohren."[79] Dieser Antisemitismus hatte sich allerdings in der Nachkriegszeit verändert. Während in den 20er Jahren noch die Sorge vorherrschte, russische Juden würden die britische Regierung unter deutscher Führung destabilisieren, zeigte sich dort schon die Verschiebung an. Juden waren nun nicht mehr zwingend mit „ethnisch" Deutschen in Verbindung zu bringen, dafür wurden Russland und gerade der Kommunismus wichtige Anknüpfungspunkte für antisemitische Verschwörungen.[80] „Ethnisch" deutsche Juden und jüdische Menschen mit Verbindungen zu „ethnisch" Deutschen erfuhren also während des Krieges und danach ein doppeltes *Othering*: als Juden und als Deutsche. Für sie bedeutete diese Veränderung, dass sie zwar als „ethnisch" Deutsche eine langsame Verbesserung ihrer Stellung sehen konnten, der Antisemitismus aber auf andere Weise fortlebte. Das heißt nicht, dass ihn alle jeden Tag erfuhren. Yvonne Kapps Memoiren beispielsweise erwähnten weder eine Ausgren-

76 Panikos Panayi, „‚The Hidden Hand'. British Myths about German Control of Britain during the First World War", *Immigrants & Minorities*, 7:3 (1988), 254.

77 Panayi, „Hidden Hand", 254.

78 Panayi, „Hidden Hand", 254; Anna Ullrich, *Von „jüdischem Optimismus" und „unausbleiblicher Enttäuschung". Erwartungsmanagement deutsch-jüdischer Vereine und gesellschaftlicher Antisemitismus 1914–1938* (Berlin/Boston: De Gruyter Oldenbourg, 2019), 13 ff.

79 Ulrike Ehret, *Church, Nation and Race. Catholic Antisemitism in Germany and England, 1918–1945* (Manchester: Manchester University Press, 2012), 97.

80 Helen Rajabi, *The Idea of Race in Interwar Britain. Religion, Entertainment and Childhood Experiences*, Manchester, (Manchester: Thesis, 2013), 169.

zung wegen ihrer deutschen Wurzeln in der Nachkriegszeit noch eine Ausgrenzung wegen ihres Glaubens.[81] Allerdings heißt solch ein Fehlen an Erfahrungen nicht, dass sie von niemandem sonst erfahren wurden. Und nicht nur in Großbritannien fand diese Ausgrenzung statt. Von deutscher Seite wiederum wurden sie ebenfalls wegen ihres Glaubens ausgegrenzt. Ihr Niemandsland der Identität war also noch um einiges komplexer als das der christlichen „ethnisch" Deutschen.

Mit all diesen Faktoren, die eine Einreise und das Leben vor Ort erschwerten, wie entwickelte sich die „ethnisch" deutsche *Community* in den Nachkriegsjahren? Die Regierung wollte nach Ende des Krieges sichergehen, dass die Zahl der 22.254 „ethnisch" Deutschen, die sich laut Regierungszahlen noch in Großbritannien befanden, nicht weiter anwuchs.[82] Ob diese Strategie funktionierte, ist schwierig einzuschätzen. C. R. Henning ging von 13.000 deutschen Staatsbürgern in Großbritannien um 1923 aus, erklärte aber nicht, woher er diese Zahl nahm.[83] Der Zensus von 1921 listet 19.080 Personen auf, die ihren Geburtsort mit Deutschland angaben.[84] Eine Abnahme der „ethnisch" Deutschen ist daher nicht als unmöglich von der Hand zu weisen, allerdings sieht man bereits an der jeweiligen Zuordnung, wie schwierig auch hier eine genauere Bestimmung ist. Herauszufinden, wie sich die Zahlen weiterhin entwickelten, ist noch schwieriger, da die 1931er Zensuszahlen während des Zweiten Weltkrieges verbrannten. Es bleibt daher eine Schätzung, wenn auch eine unterfütterte Schätzung, wenn man davon ausgeht, dass die Zahl der „ethnisch" Deutschen bis 1924 weiterhin sank. Nun mag es sich um wenige Tausend Menschen handeln, doch muss man bedenken, dass hinter alledem immer ein persönliches Schicksal steht. Daher sollen zwei Personen diese Probleme beispielhaft darstellen, sowohl die politischen als auch gesellschaftlichen: Oscar Levy und Carl Hans Stielow.

Oscar Ludwig Levy war ein deutscher Arzt, der allerdings hauptsächlich für Veröffentlichungen über Nietzsche bekannt war. Er hatte viele Jahre in Großbritannien gelebt, aber bei Kriegsausbruch das Unglück gehabt, sich in der Schweiz aufzuhalten. In einem Artikel in *The New Age*, einem britisch sozialistischen Journal, rechtfertigte Levy nun seinen Wunsch, wieder nach Großbritannien zurückkehren zu wollen: „Ich habe mich nie als euer Feind gefühlt […] und auch fühle ich mich nicht als Feindstaatenangehöriger in Großbritannien, ich fühle mich dort mehr zuhause als irgendwo sonst."[85] Von dieser Seite aus kritisierte er auch die deutsche Regierung und gab ihr die Schuld am Kriegsausbruch, allerdings mit un-

81 Kapp, *Memoirs*.
82 Panayi, *Minorities*, 16.
83 Hennings, *England*, 195.
84 Census of England and Wales 1921, in findmypast.co.uk [zuletzt abgerufen am 10.09.2024]
85 Oscar Levy, „Germans in England. An Appeal", *New Age*, 15:22, (1914), 532.

gewöhnlichen Argumenten: „Ich, als Tory, lehne Deutschlands Demokratie und seinen demokratischen Materialismus und Romantizismus ab […]. Es sind diese Unreinlichkeit, dieser Mystizismus des deutschen Denkens, die Europa in den Krieg gestürzt haben; doch, selbst wenn, hat deutscher Militarismus darin Erfolg gehabt, eine große Leistung zu vollbringen.“[86] Das deutsche Militär habe andere Länder dazu gebracht, ihre progressive Art zu hinterfragen, bevor sie weiter degenerierten.[87] Doch trotz dieser, zugegeben etwas merkwürdigen, Loyalitätsbeweise in Richtung Großbritannien, gestaltete sich seine Rückkehr nach dem Krieg deutlich komplizierter. Erst im April 1920 konnte Levy einreisen.[88] Im Vorfeld hatte er sich bereits mit dem Innenministerium in Kontakt gesetzt und vom Außenministerium ein Visum erhalten müssen.[89] Einmal zurück, befand sich Levy aber immer noch auf dünnem Eis. Im Jahr vor seiner Einreise, war ein Buch mit dem Titel „The World Significance of the Russian Revolution“ erschienen, zu dem Levy ein Vorwort geschrieben hatte. In ihm postulierte Levy nicht nur Ansichten, die ihm als kommunistisch ausgelegt werden konnten, sondern Levy schützte den Autor, den britischen Anthropologen und Eugeniker George Pitt-Rivers, vor potenziellen Antisemitismusvorwürfen:

> Hier haben sie recht. Es gibt keine andere Rasse, die so enigmatisch, so fatal und daher so interessant ist wie die Juden. […] Denn die Frage nach den Juden und ihrem Einfluss in der vergangenen und jetzigen Welt dringt bis in die Wurzeln aller Dinge vor und sollte trotz aller Widrigkeiten und Komplexität der Individuen dieser Rasse, mit jedem ehrlichen Denker diskutiert werden. […] Nun möchten andere Juden dich für deine offene Meinung verteufeln oder kreuzigen; Ich werde davon absehen, dem Chor der Verdammung beizutreten![90]

Die tragische Ironie dieser Worte, wie sie selbst schon implizieren, liegt in der Tatsache, dass Levy selbst Jude war.[91] Als die Ansichten im Vorwort bekannt wurden, nutzte die britische Regierung diese Gelegenheit, um sein Visum nicht zu verlängern, sodass er bereits im Oktober 1921 wieder abgeschoben wurde.[92] Trotz allem Antisemitismus in Großbritannien wurde also nun ein jüdischer Arzt mit deut-

86 Oscar Levy, „Gobineau and Chamberlin“, *New Age*, 16:10 (1915), 243.
87 Levy, „Gobineau and Chamberlin“, 243.
88 Dan Stone, „An ‚Entirely Tactless Nietzschean Jew‘. Oscar Levy’s Critique of Western Civilization“, *Journal of Contemporary History*, 36:2 (2001), 280.
89 Dan Stone, *Breeding Superman. Nietzsche, Race and Eugenics in Edwardian and Interwar Britain* (Liverpool: Liverpool University Press, 2002), 20.
90 Oscar Levy, „Preface“, in George Henry Lane Fox, *The World Significance of the Russian Revolution* (Oxford: Basil Blackwell, 1920), iv-v.
91 Stone, *Superman*, 12.
92 Stone, *Superman*, 24.

scher Staatsbürgerschaft wegen Antisemitismusvorwürfen ausgewiesen. Dan Stone schreibt hierzu:

> Levys Fall wurde so etwas wie ein *cause célèbre*. Die Presse brachte ihm viel Aufmerksamkeit entgegen, wobei sie die Regierung für ihre Entschlossenheit „ein Exempel" an Levy zu statuieren ermahnte. Hierfür verwies die Presse auf die schamlose Ablehnung seiner Beiträge zum britischen Kulturleben in den letzten zwanzig Jahren, die, wie ein Kommentator es bemerkte „ein merkwürdiges Licht auf eine Zivilisation [wirft] die für den Zweck der ‚Freiheit' in den Krieg gezogen ist"[93]

So gab es also Kritik an der Ausweisung Levys, allerdings nicht genug, um dessen Abschiebung aufzuhalten. Drei Jahre nach Ende des Krieges konnten staatliche Maßnahmen noch immer zu einer Ausweisung führen. Es ist hierbei nicht klar, wie Levy zu dieser Zeit auf die Deportation reagierte. In seiner Einleitung zu der 1932er Edition des „Also Sprach Zarathustra" sprach er sie retrospektiv an und machte seine Meinung dazu deutlich:

> So war ich eines Tages, unter der Zitierung einer Menge an Paragraphen, von der britischen Regierung informiert worden, dass ich das Land, in dem ich zwanzig Jahre gelebt hatte, verlassen musste. Ich protestierte, aber nur jene Deutschen, so habe ich gehört, die „ein definitiver Vorteil für britischen Handel" waren, durften bleiben – Ach! Ich war nur der Importeur einiger neuer aber sehr merkwürdiger und zweifelhafter Ideen![94]

Auch wenn sich die Stimmung bis 1924 beruhigen würde, für einige waren die Wunden, die in dieser Zeit zugefügt wurden, also auch Jahre später noch fühlbar. Ein weiteres Beispiel für die Probleme einer Rückkehr nach Großbritannien ist das Schicksal des Journalisten Carl Hans Stielow.

Vor Ausbruch des Krieges hatte er 22 Jahre lang als Korrespondent für den *Berliner Lokal-Anzeiger* in London gearbeitet. Er hatte dort eine britische Frau geheiratet und sein Sohn, der die britische Staatsbürgerschaft angenommen hatte, hatte auf Seiten Großbritanniens im Krieg gedient.[95] Selbst ein deutscher Staatsbürger, war Stielow allerdings erst interniert und schließlich repatriiert worden. Als die britische Regierung um 1920 deutsche Korrespondenten wieder ins Land ließ, erhielt im August Stielow ein dreimonatiges Visum, wie auch Levy eines erhalten hatte. Als Stielow jedoch im November versuchte, sein Visum zu erneuern, wurde ihm mitgeteilt, dass dies nicht möglich sei. Wenige Tage vor Ablauf ver-

93 Stone, *Superman*, 23.

94 Oscar Levy (Hrsg.), „Introduction", in Friedrich Nietzsche, *Thus Spake Zarathustra. A Book for All and None*, übersetzt von Thomas Common, 6. edn. (London: Allen & Unwin, 1932), 60.

95 Ulrich Schäfer, *Rudolf Kircher als Londoner Korrespondent der Frankfurter Zeitung 1920–1923* (Frankfurt: Peter Lang, 1994), 87.

suchte Stielow nun seine Kontakte in der britischen Presse spielen zu lassen, sodass Wilson Harris von der *Daily News* sogar Philip Kerr, den Privatsekretär des Premierministers, ansprach. Auch der Besitzer der Zeitung für die Stielow schrieb, Friedrich Sthamer, versuchte Eyre Crowe für diesen Fall zu gewinnen. Doch zeigte sich die Regierung uneinsichtig. Der Grund, den sie dafür nannte, war folgender: Da Stielow für eine deutsche Zeitung vor 1914 gearbeitet hatte und bis zu seiner Internierung eine Pension von ihr bezog, hatte er verdächtige Kontakte nach Deutschland gepflegt und war daher selbst verdächtig.[96] Dem deutschen Außenministerium war dieser Fakt unbekannt gewesen und so musste Stielow das Land verlassen. Doch ließ er nicht locker und versuchte immer wieder nach Großbritannien zurückzukehren. Tragischerweise steigerte diese Hartnäckigkeit nur den bestehenden Argwohn der britischen Regierung.[97] Wann und wie Stielow letztendlich zurückkehren konnte ist ungeklärt. Im Zensus von 1921 taucht er nicht auf, jedoch zeigen die Unterlagen, dass er sich zusammen mit seiner Frau 1948 naturalisieren ließ und nach seinem Tod 1951 in Chislehurst, Kent begraben wurde.[98] Es zeigt allerdings auch, wie in Levys Fall, dass eine Rückkehr, selbst wenn sie initial oder letztendlich gelang, nicht ohne Schwierigkeiten ablief. Für „ethnisch" Deutsche, die zurückkehrten oder im Land blieben, war Großbritannien weiterhin ein ablehnendes Land. Zwar gab es keine Berichte über physische Angriffe, doch setzten sich Abneigung, Misstrauen und Feindseligkeit noch Jahre nach Kriegsende fort. Stielows Schicksal allerdings zeigt ähnlich wie das von Noschke, dass ein Neuanfang möglich war und auch „ethnisch" Deutsche in Großbritannien nach dem Krieg nicht nur Ausgrenzung und Abschiebung erfuhren.

7.3 Möglichkeiten und Erfolge

Fast jede Familie oder Person, die in diesem Buch analysiert wurde, hatte auf die eine oder andere Weise unter der Germanophobie der Kriegszeit gelitten. Selbst jene, die vergleichsweise wenig Ausgrenzung oder Feindseligkeit erfahren hatten, mussten mit den Auswirkungen des Krieges und der Nachkriegszeit umgehen, waren es nun staatliche Maßnahmen oder die öffentliche Wut über die Zerstörung der Kriegsregionen.[99] Ethel Fiedler hatte zwar eine relativ gehobene Stellung und

96 Schäfer, *Korrespondent*, 88.

97 Schäfer, *Korrespondent*, 88–89.

98 Das Grab von Carl-Hans Wolf Stielow 1860- 9. März 1951, gefunden auf billiongraves: https://billiongraves.com/grave/Carl-Hans-Wolf-Stielow/6678136 [zuletzt abgerufen am 18 März 2022]; ‚Naturalization', *The London Gazette*, 13 April 1948, 2361.

99 Gregory, *War*, 270.

wenig mit den Ausschreitungen während des Krieges zu tun, konnte aber zwischen ihren Feierbeschreibungen und Reiseberichten nicht umhin, über den Krieg und seine Auswirkungen auf Herrmann zu berichten, der in dieser Zeit immer wieder krank wurde.[100] So war sie nicht direkt betroffen, aber trotzdem schilderte sie die Auswirkungen der Ausschreitungen von 1915 auf die recht geschützten Fiedlers:

> Die Versenkung der Lusitania und die Nutzung von Giftgas seitens der Deutschen machte einen schlimmeren Eindruck als alles andere & das Land begann zu randalieren und unschuldige Ladenbesitzer anzugreifen und eine generelle *Hetz*kampagne begann im Mai – All das kam zu der Tragödie hinzu. Der Krieg muss zwangsläufig in Richtung unserer Pläne und Hoffnungen auf eine Verbesserung der anglo-deutschen Beziehungen hinarbeiten. Der Effekt machte uns zwei traurig und deprimiert & ich wusste kaum, was ich mit Hermann tun sollte.[101]

Negative Erfahrungen während des Krieges, auch wenn sie vergleichsweise harmlos waren, hielten einige „ethnisch" Deutsche allerdings nicht davon ab, nach Kriegsende eben genau diese Wünsche von besserer Verständigung, aber auch der Wiederaufnahme des eigenen Lebens wieder anzustreben. Yvonne Kapps Vater plante im Anschluss an den Krieg beispielsweise den Sohn ins Ausland um Wirtschaftsverbindungen aufzubauen, auch wenn dies letztendlich an den Eskapaden des Sohnes scheiterte.[102] Wie bereits erwähnt, kehrte beispielsweise Bruno von Schröder direkt nach dem Waffenstillstand wieder in sein Büro in London zurück, ja er zog generell wieder in die Stadt.[103] Sein Freund Frank Tiarks, ebenfalls mit einem deutschen Hintergrund, hatte während des Krieges geholfen, die Finanzen der Bank während der Feindseligkeiten und Unwägbarkeiten der Kriegswirtschaft über Wasser zu halten.[104] Tiarks Großvater war als evangelischer Pastor nach Deutschland gekommen und sein Vater hatte bei der Schröder Bank begonnen, als diese noch von Bruno von Schröders Onkel geleitet wurde.[105] Doch musste diese freundschaftliche Beziehung während des Krieges immer wieder Probleme aushalten und war merklich abgekühlt. So schrieb Frank im Anschluss an die Versenkung der Lusitania zu seinem Bruder:

---

100 Fiedler, *Incidents*, 71–79.
101 Fiedler, *Incidents*, 75–76. [Hetz auch im Original, daher betont]
102 Kapp, *Memoirs*, 52–53.
103 Robert, *Schroders*, 175.
104 Robert, *Schroders*, 176.
105 Richard Roberts, „Tiarks, Frank Cyril (1874–1952), merchant banker." in, *Oxford Dictionary of National Biography, 2004.*

> Seit die Deutschen Gift gegen unsere Truppen anwenden und Frauen und Kinder mit U-Booten versenken, habe ich das Gefühl, dass keine Institution mit einem deutschen Namen in London toleriert werden sollte und auf das alles kommt nun die Lusitania. Es ist ein Wunder, dass das Land sich noch nicht gegen die Deutschen gewandt und alle deportiert hat, aber wenn die Dinge so weitergehen, wird es das. Auf jeden Fall habe ich mich entschieden, nach dem Krieg nicht weiter mit JHS & Co [der Schröder Bank] zu arbeiten und auf einer graduellen Liquidation zu bestehen und ich werde es Bruno morgen so sagen. Du weißt, was die Zerstörung meines Lebenswerks für mich bedeutet, ganz abgesehen davon, was ich darüber fühle, was Vater getan hat um die Bank auf den hohen Stellenwert zu bringen, den sie vor dem Kriegsausbruch inne hatte.[106]

Solche Ausbrüche hielt die Beziehung allerdings aus. Nach dem Krieg konnte sie sogar noch verbessert werden, wurde doch im Juli 1919 bereits ein Partnerschaftsvertrag aufgesetzt, bei dem sich Tiarks sogar weigerte, den eigenen Namen in den Banknamen aufzunehmen.[107] Es ist natürlich möglich, dass finanzielle Gründe die Verbesserung der Beziehungen bewirkten oder zumindest anfeuerten. Allerdings zeigt der Wandel zumindest, dass starke Animositäten nach dem Krieg abgebaut werden konnten. Freundschaften, die während des Krieges auf Eis gelegt worden waren oder sichtlich gelitten hatten, konnten also in einigen Fällen reaktiviert werden. Wie sehr dieses Auftauen der Beziehungen sich durch die sozialen Schichten zog und auf finanzielle oder ideologische Grundbedingungen angewiesen war, lässt sich letztgültig nicht klären. Allerdings war dieses Auftauen ein grundlegender Schritt, kehrten „ethnisch" Deutsche zu guten Teilen zu einer „ethnisch" britischen Frau und ihrer Familie zurück. Die Rückkehr in alte Berufen oder auch die Wiedereröffnung der eigenen Geschäfte war auf jeden Fall nicht nur der ökonomischen Elite vergönnt, wie die Metzgerei Dimler in Liverpool oder die Geschichte der Familie Haffner in Dublin zeigen.[108] Ob nun aus ökonomischen, ideologischen oder sozialen Gründen änderten hierbei allerdings auch einige Firmen ihren Namen, sodass aus der Metzgerei Jung in Leeds die Metzgerei Young wurde.[109] Auch wenn die Geschichte dieser Läden nicht immer nachverfolgbar ist, schafften es einige zumindest bis ins 21. Jahrhundert.[110]

---

106 „Brief von Frank Tiarks an seinen Bruder, Mai 1915", zitiert aus: Roberts, *Schroders*, 158.

107 Roberts, *Schroders*, 176.

108 Margrit Schulte Beerbühl, „Migration, Transfer and Appropriation. German Pork Butchers in Britain", *Transfers*, 2:3 (2012), 113.

109 Bindemann, *Wurzeln*, 16.

110 So zum Beispiel der Paul Rothe & Son Delikatessenladen in Marylebone oder die Haffer Metzgerei in Dublin: Angela Hui, „The 118-year-old Deli Where No Sandwich is Too Weird", *Vice* 23. Februar 2018 in https://www.vice.com/en/article/the-118-year-old-deli-where-no-sandwich-is-too-weird/ [zuletzt aufgerufen am 10.09.2024].

Auch zwischen „ethnisch“ Deutschen konnten Beziehungen halten, so schrieb Ethel Mary Fiedler im Juni 1919 folgendes Jean Paul Zitat in das Gästebuch der Schröders: „Erinnerungen sind das paradies [sic] aus dem wir nicht vertrieben werden können.“[111] Ebenso konnten die sozialen Unterstützungen innerhalb der „ethnisch“ deutschen *Community* fortgesetzt werden. Einige Institutionen hatten den massiven Exodus sowie die sozialen und wirtschaftlichen Unwägbarkeiten des Krieges überstanden. Während das Krankenhaus die „schwierigste Periode in der Geschichte des German Hospitals“ durchstehen musste, so konnte es doch seine Hauptfunktionen ausführen, auch in Teilen mithilfe der Arbeit von gefangenen Ärzten, die auf ihre Repatriierung warteten.[112] Überlebt hatte das Krankenhaus in Teilen durch die finanzielle Unterstützung der von Schröders aber auch wegen der gestiegenen Notwendigkeit für Krankenhausbetten.[113] Solche Hilfe während und nach dem Krieg wurde durch eine Gedenkveröffentlichung zu Ehren Bruno von Schröders 70. Geburtstag im Jahr 1937 gewürdigt.[114] Viele der Institutionen waren bereits vor dem Krieg auf finanzielle Zuwendungen von Privatpersonen angewiesen und weder der Krieg noch das Kriegsende hatten etwas an dieser Situation geändert. Großspender wie Bruno von Schröder konnten während und nach dem Krieg also einige Organisationen aufrecht erhalten, doch nicht alle. So schrieb Gustav Schönberger, Pastor des *German Hospital* im Jahr 1937, im Rahmen der Gedenkveröffentlichung über das Krankenhaus:

> Der gesamte Unterhalt des Hospitals wurde lediglich von freiwilligen Spenden bestritten. Das war möglich, solange eine starke Kolonie als finanzieller Rückhalt vorhanden war. Während des Krieges und nach dem Kriege ist das aber anders geworden. Die Kolonie war sehr zusammengeschmolzen, viele wohlhabende Mitglieder waren gestorben, neue Einwanderungen wurden kaum zugelassen. Dazu kam, dass die Lebensbedingungen wesentlich andere geworden waren.[115]

Wie stark sich die Lebensbedingungen geändert hatten, wird an dem Wiederaufbau der christlichen Gemeinden deutlich. Erste Schritte, um die Situation zu bewerten waren im November 1920 von einer Zusammenkunft der Gemeindereprä-

111 Gästebuch der Familie von Schröder, SF/ES/VB.

112 Specht, *Hospital*, 53.

113 Specht, *Hospital*, 53; Jürgen Püschel, *Die Geschichte des German Hospital in London 1845 bis 1948* (Münster: Murken Altrogge, 1980), 85.

114 G. Schönberger (Hrsg.), „Geschichte des Deutschen Hospitals“, in *Freiherr Bruno von Schröder. Zum Siebzigsten Geburtstag in Dankbarkeit und Verehrung*, (London: German Hospital, 1937).

115 Schönberger, „Geschichte“, 55.

sentanten unternommen worden.[116] H. Böckeler beschrieb die Aufgaben des Komitees wie folgt:

> festzustellen, was in den einzelnen Gemeinden an deutsch-evangelischem Leben noch vorhanden war, Mittel und Wege zu finden zur Wiederaufrichtung der zerstörten Gemeinden; und wo dieses in absehbarer Zeit nicht möglich schien, musste zur Sicherstellung und Erhaltung des Kirchenvermögens der verwaisten Gemeinden das Erforderliche veranlasst werden.[117]

Während einige Gemeinden den Krieg überstanden hatten, nicht ohne die „verheerenden Folgen für Leben und Bestand unserer Gemeinden in Großbritannien", waren sie doch stark geschrumpft.[118] Hatte Henry Detloff die Anzahl der protestantischen Kirchen in England im Reiseführer von 1911 noch auf über dreißig und in London auf über ein Dutzend geschätzt, kam das Komitee in der Nachkriegszeit auf acht in ganz Großbritannien.[119] Doch wurde mit den bestehenden Mitteln gehaushaltet und die existierenden Gemeinden blieben nicht nur bis 1924 bestehen, sondern konnten auch die Vermögenswerte der geschlossenen Gemeinden nutzen, um den Wegfall an Spenden aufzufangen.

Dabei war die Wiederaufnahme von Beziehungen und Kontakten nicht nur auf Großbritannien beschränkt. So konnte Baron von Schröder Ähnliches in Deutschland erwirken. Sein Gästebuch nach dem Krieg ist gefüllt von Gästen aus Deutschland, die darauf erpicht schienen, ihre Freunde in Großbritannien zu besuchen und den Krieg hinter sich zu lassen. Dementsprechend konnten also nicht nur Verbindungen und Organisationen in Großbritannien reaktiviert werden. Einige „ethnisch" Deutsche hatten ebenso die Möglichkeit, das was von der *Community* übrig war, wieder aufzubauen, ihre Geschäfte wiederzueröffnen oder sogar auf dem aufzubauen, was sie über den Krieg hinweggerettet hatten. Dieser Wiederaufbau sollte durch eine wirtschaftliche und politische Verständigung beständig besser werden. 1924 wurde das erste offizielle Abkommen zwischen Großbritannien und Deutschland geschlossen, welches die Handelseinschränkungen des Versailler Vertrages aufhob. Wie das *Aberdeen Press and Journal* berichtete: „Während das Handelsabkommen eine reziproke Meistbegünstigungsklausel zwischen den beiden Ländern etabliert, schafft es die Restriktionen für Deutschen als ehemalige Feindstaatenangehörige ab, erlaubt das Eröffnen neuer Zweige deutscher

116 H. Böckeler, „Verband der Deutschen Evangelischen Gemeinden in Grossbritannien und Irland", in G. Schönberger (Hrsg.), *Freiherr Bruno von Schröder. Zum Siebzigsten Geburtstag in Dankbarkeit und Verehrung* (London: German Hospital, 1937), 79.
117 Böckeler, „Gemeinden", 79.
118 Böckeler, „Gemeinden", 79.
119 Detloff, *Führer*, 64–68; Böckeler, „Gemeinden", 79.

Banken in Großbritannien, die Rückkehr Deutscher in die britische Nicht-Eisenindustrie und die Beschäftigung von Deutschen als Seemänner und Stewards auf britischen Schiffen."[120] Spätestens jetzt waren „ethnisch" Deutsche offiziell zumindest nicht mehr anders. Doch war der Weg zurück zur Normalität ein schwieriger gewesen, den nicht alle geschafft hatten.

7.4 Niedergang und Bitterkeit

Als „ethnisch" Deutscher im Großbritannien der Nachkriegszeit eine Arbeit zu finden, erwies sich als erwartbar schwierig. Mit dem Ende des Krieges kehrten auch tausende arbeitsfähige britische Staatsbürger zurück in die Heimat und waren ebenfalls auf der Suche nach Anstellung. Darüber hinaus hatte die Enteignung vieler „ethnisch" deutscher Grundstücke während des Krieges weiterhin Auswirkungen auf die wirtschaftliche Erholung. Die britische Handelskammer veröffentliche 1922 einen Bericht, in dem es über die Rückgabe von Grundstücken an ehemalige Feindstaatenangehörige schrieb, und gab fast 900 Anträge auf Rückgabe an.[121] Tatsächlich wurde in dem Bericht etwas verklausuliert eingestanden: „In der großen Masse der behandelten Fälle, waren notwendige Umstände, die [auf eine Rückgabe] angewandt werden konnten, nicht abwesend."[122] Denn war zwar durch den Versailler Vertrag die rechtliche Möglichkeit gegeben gewesen, dass der britische Staat deutschen Besitz zur Bezahlung britischer Schuldner nutzen konnte. Allerdings war es aber immer wieder auch zur Beschlagnahmung privaten Besitzes gekommen. Dies war noch bis 1924 ein Problem, denn nicht immer war der Staat gewillt, diesen Besitz auch abzugeben. So argumentierte der konservative Abgeordnete Lord Danesfort noch Mitte 1924 gegen die Rückgabe konfiszierten Besitzes mit dem Argument: „Während wir ohne Zweifel vorsichtig sein sollten unseren deutschen Untertanen unnötiges Leid zuzufügen, sollten wir, so denke ich, mindestens genauso vorsichtig, wenn nicht sogar vorsichtiger darin sein, unseren eigenen Untertanen unverdientes Leid zuzufügen."[123]

Die britischen Schuldner seien zumeist arm und könnten das Geld, welches mit dem Besitz generiert würde, gut gebrauchten. Fälle, in denen eine Notwendig-

120 „The Anglo-German Treaty", *Aberdeen Press and Journal*, 8. Dezember 1924, 6.

121 Board of Trade, *Interim Report of the Committee Appointed by the Board of Trade to Advise upon Applications for the Release of Property of Ex-Enemy Aliens in Necessitous Circumstances* (London: Hansard, 1922), 4.

122 Board of Trade, *Interim Report*, 4.

123 Hansard „Property of Ex-Enemy Aliens. HL Debate 19 March 1924" vol. 56, cc897–913.

keit bestünde, hätten natürlich das Recht, ihren Besitz wieder einzufordern und dafür sei das Komitee einberufen worden, so Danesfort:

> Nehmen sie den Fall einer Frau an, die nur dadurch deutsch war, dass sie einen Deutschen geheiratet hatte. Sie ist eine arme Frau, die in diesem Land lebt und technisch gesehen deutsche Staatsbürgerin ist. Sie hat vielleicht wirklich all ihre Sympathien und Interessen in diesem Land und hatte Söhne, die auf unserer Seite im Krieg gekämpft haben. Ich glaube, dass die Belastung in einem Fall wie diesem zu Leid führt.[124]

Allerdings sei das Komitee zu Recht in der Gewährung solcher Rückgaben eingeschränkt und die genehmigten Rückgaben bislang verschwindend gering. Danesfort argumentierte, dass diese Zahl notwendigerweise gering ausfallen musste, denn „welche Menge sie auch immer deutschen Forderungen überlassen, verringert, Pfund für Pfund, die Rechte der britischen Schuldner".[125] Spannend sind hierbei einige Aspekte, allen voran die erneute Nutzung einer „ethnisch" britischen Frau um die Ungerechtigkeit von Maßnahmen deutlich zu machen anstatt das Schicksal eines „ethnisch" Deutschen, wie es auch der Erzbischof von Canterbury getan hatte. Darüber hinaus zeigt diese Debatte im Oberhaus, wie schwierig es war, Grundstücke zurückzuerhalten. Selbst Befürworter dieser Maßnahmen gaben zu, dass arme Menschen zum Teil unverdient ihren privaten Besitz verloren hatten, weigerten sich aber bis 1924 noch, weitere Grundstücke zurück an deutsche Staatsbürger zu geben. Sowohl die geringe Zahl der Anträge als auch die Summe, von der Danesfort sprach, sollte aber nicht zu der Annahme führen, es habe nur wenige Menschen betroffen. Diese Zahl ist vor allem auch vor dem Hintergrund der verringerten Zahl der „ethnisch" Deutschen in Großbritannien zu sehen. So war es schwierig eine Anstellung auf einem stark gesättigten Arbeitsmarkt zu finden, aber auch bereits Besessenes wieder zurückzuerlangen.

Selbst mit nützlichen Fähigkeiten, die vor dem Krieg oder währenddessen erlangt wurden, waren „ethnisch" Deutsche nicht vor Arbeitslosigkeit, Armut, Obdachlosigkeit oder weiteren Problemen geschützt. Dass Deutsche unverdienterweise Briten die Arbeitsplätze wegnehmen würden, war bereits während des Krieges immer wieder ein Argument gewesen, um Proteste für die Entlassung „ethnisch" Deutscher zu veranstalten und hatte auch nach dem Krieg weiterhin bestand. Daher waren einige „ethnisch" Deutsche auch nach dem Krieg weiterhin auf die Unterstützung der Society of Friends angewiesen, wie Anna Thomas berichtete:

---

124 Hansard „Property of Ex-Enemy Aliens. HL Debate 19 March 1924" vol. 56, cc897–913.
125 Hansard „Property of Ex-Enemy Aliens. HL Debate 19 March 1924" vol. 56, cc897–913.

> Als der Krieg endete, war die Arbeit des Notfallkomitees bei weitem nicht vollendet. Es wurde bereits etwas über die herzzerbrechenden Verzögerungen der Gefangenenfreilassung und die Schließung der Internierungslager gesagt. Dies hatte natürlich Auswirkungen auf die Frauen und Kinder. Manch eine arme Seele, schon jetzt von ihrem Kampf gegen ihr Unglück ausgelaugt, verlor ihren ganzen Glauben wenn sie herausfand, dass ihre Wünsche nach Frieden ihr keine Befreiung von dem Elend gebracht hatten. Sie war nicht länger „eine Feindstaatenangehörige", das war sicher, aber sie stand immer noch unter den Polizeirestriktionen und ihr deutscher oder österreichischer Name war noch immer ein Hindernis um Arbeit zu finden [...] Nach einiger Zeit, sind in vielen Fällen Kinder alt genug geworden um Geld einzubringen oder die Mutter, jetzt freier, war dazu in der Lage. Familien sind daher selbsterhaltend oder bis auf die staatliche Förderung unabhängig geworden, sodass die Zahl der Fälle, mit denen wir immer noch in Kontakt sind, nicht mehr als 2.000 beträgt. [...] Wir haben seit Kurzem bemerkt, dass dieselben Fälle immer wieder in unserem Komitee auftauchen so sehr wir uns auch bemühen, sie auf die Beine zu bekommen. Der Fakt ist, das ganze Familien ihre Gesundheit aufgrund von Unterernährung eingebüßt haben oder aufgrund der allgemeinen Auswirkungen des Stresses, den die Frauen und Kinder, von ihren Nachbarn oft als Ausgestoßene behandelt, in den letzten Jahren ertragen mussten. [126]

Einige Familien kamen also auch aufgrund der Belastungen aus der Kriegszeit nicht dazu, sich finanziell und gesundheitlich zu erholen. Hier wird noch einmal klar, wie wichtig Gesundheit und Einkommen für den persönlichen Wiederaufbau und die Erfahrung der Nachkriegszeit waren. Gerade Familien, die schon zu Beginn wirtschaftliche Probleme hatten und von nichts zehren konnten, konnten durch Hilfen gerade über Wasser gehalten werden: „diese Hilfe hat sich als größte Hilfe für die Familien erwiesen, die mit den hohen Preisen zurzeit selbst dann nicht weit vom Rande der Entbehrung fort waren".[127] Die, für einige fast schon herkulische, Anstrengung, als „ethnisch" deutsche Person wieder Halt in Großbritannien zu finden wurde, wie die Parlamentsbesprechungen und auch Hall Caines Geschichte zeigen, von der Mehrheit nicht ignoriert. Caines Hauptcharaktere, Oskar und Mona, erlitten auf jeden Fall ein schlimmeres Schicksal als die meisten „ethnisch" Deutschen. Mona, die Hauptfigur, verliert ihre Familie aufgrund der Feindseligkeiten gegen das Pärchen. Ihr Liebhaber, der deutsche Oskar, ist nicht in der Lage, seine Stellung in London wieder aufzunehmen. So stehen die beiden letztendlich an einer der Klippen der Insel:

> Er legt zärtlich seine Arme um sie und küsst sie auf die Lippen. Sie küsst ihn. Es ist ihr erster und ihr einziger Kuss. „Gott segne dich, mich zu lieben, Oskar."
> „Und Gott segne dich auch, Mona. Und jetzt mach es gut!"
> „Nein, nicht mach es gut. Nur bis dann."
> „Bis dann."

126 Thomas, *Friend's*, 138–139.
127 Thomas, *Friend's*, 140.

> Die Sonne steigt über dem Horizont auf im Glanz der Herrlichkeit. Die weite See singt ihr ewiges Lied. Die Klippenspitze ist leer.[128]

Das Buch schließt mit einem Epilog, der einem Zeitungsartikel nachempfunden ist und berichtet, dass ein totes Pärchen in fester Umschlingung in Queenstown angespült wurde, bei dem es sich nur im die beiden handeln könne.[129] Wie Caine es am Ende seines Buches schrieb, bewegte vor allem: „[das] Schicksal der jungen Verliebten, die feststellten, dass ihre Liebe durch den Hass zwischen den Rassen dem Untergang geweiht war. Sie hatten nichts mehr im Leben übrig und zogen den Tod der Trennung vor".[130]

Zwar nicht in den Freitod getrieben, allerdings ebenso wenig gefeit davor, dass die Erfahrung der Ausgrenzung sie bis in den Tod verfolgte, waren auch höherrangige „ethnisch" Deutsche. Personen wie Ernest Cassel, der reiche Finanzier, der sich für Frieden eingesetzt, aber aufgrund seiner deutschen Herkunft an Ansehen eingebüßt hatte.[131] Wie bereits angesprochen, wurde die Kritik an seiner Rolle als ehemaliger Freund des Königs weiter dadurch befeuert, dass er jüdisch war.[132] Auch wenn Kritik bereits vor dem Krieg vorhanden war, so ist doch anzunehmen, dass kriegsbedingte Germanophobie und wachsender Antisemitismus diese Stimmen noch verstärkten. Zwar behielt er sein Vermögen, der Verlust an Position und Ansehen jedoch führten zu seinem persönlichen Verfall in der Nachkriegszeit. Wie es sein Biograph ausdrückt: „Er musste den Verlust seiner Position erleben, die Frustration und Erniedrigung erfahren. Ihm wurde plötzlich bewusst gemacht, dass er zwischen zwei Welten stand und keiner angehörte. Die eine hatte er abgelehnt, die andere hatte ihn abgelehnt. Er starb im Niemandsland."[133] Auch jene, die diese Erfahrungen überstanden, waren von ihr verändert. Die 22-jährige Dorothy Schröder, Tochter von Bruno von Schröder, fasste es in ihrem Reisetagebuch 1919 zusammen, als sie schrieb: „Der Krieg hatte einen manches gelehrt,- unter anderem seine Freunde zählen".[134] Betrachtet man die soziale Isolation der von Schröders ist es nicht verwunderlich, dass auch die Tochter diese Erfahrung mit in die Nachkriegszeit nahm. Allerdings ist der Satz nicht vollkommen beendet, denn er ging noch weiter: „Der Krieg hatte einen manches gelehrt,- unter anderm seine

128 Hall Caine, *The Woman of Knockaloe* (London: Cassell and Company, 1923), 204.
129 Caine, *Knockaloe*, 206–208.
130 Caine, *Knockaloe*, 207–208.
131 Grunwald, *Windsor-Cassel*, 160.
132 Grunwald, *Windsor-Cassel*, 160.
133 Grunwald, *Windsor-Cassel*, 161.
134 Dorothy Schröder, „Die Sommerferien 1919 – I. Von Heath Lodge nach Narvik", 3. Dorothy führte kein von in ihren Schriften, generell wurde der Titel nur in Deutschland benutzt. Roberts, *Schroders*, xxi.

Freunde zählen *und welche man mitzählen konnte, wurden geschätzt wie kaum zuvor.*“[135] Die positive Sicht war also bei Dorothy in diesem Kontext nicht verloren gegangen, doch mussten freundschaftliche Beziehungen diese Anstrengungen erst einmal überstehen, bevor man sie mitzählen konnte.

Der naturalisierte Felix Semon litt darunter, dass seine freundschaftlichen Verbindungen nach dem Krieg in vielerlei Hinsicht noch brach lagen und nur wenige Bekannte ihm geblieben waren. Während des Krieges hatte er zwar versucht, eine Balance zwischen den Parteien zu finden, war jedoch im Verlauf für beide zur Zielscheibe ihrer Wut geworden. Kurz nach dem Vertrag von Versailles hatte er versucht, wieder Verbindungen mit seinen akademischen Kollegen in Großbritannien zu knüpfen, allerdings. Als sich das Jahr 1919 jedoch dem Ende zuneigte, blickte Semon eher bitter zurück auf dieses und die vorangegangenen Jahre:

> Die letzten fünf Jahre haben mir nichts gebracht außer Sorgen und Leid und ein immer stärker werdendes Gefühl der Bitterkeit angesichts der Undankbarkeit meiner deutschen und einiger meiner britischen Bruder-Spezialisten. Das einzige, was mich ans Leben bindet ist das Gefühl tiefster Zuneigung für den besten Gefährten, den ein Mann je hatte: meine geliebte Frau![136]

Ähnlich wie Emma von Schröder, die Frau Bruno von Schröders, war der Lebenspartner hier die einzige Person, die zu einem hielt und der Rest war in Bitterkeit verschwunden. Genau wie Dorothy Schröder hatte er gelernt, seine Freunde zu zählen und die nahe bei sich zu halten, die geblieben waren. Selbst über ein Jahr später konnten solche Wunden noch schmerzen und Beziehungen waren noch immer beschädigt. Auch Baronin von Schröder hatte noch Jahre nach dem Waffenstillstand mit Bitterkeit zu kämpfen, allerdings aus anderen Gründen. 1919 schrieb sie das Gedicht „Trauriger Frühling“, welches ihre Meinung zu dem Frieden von Versailles vermutlich sehr nahekommt:

> Der Kukuk [sic] ruft, und die Kastanien blühen,
> Die Goldlackdüfte durch den Garten ziehen,
> Im Sonnenglanze die Kamelien glühen,
> Mein Herz ist schwer.
>
> Die Völker rüsten sich zu neuem Leben,
> Zu neuer Tat in jugendfrohem Streben,
> Voll Hoffnung sie die Herzen kühn erheben,
> Doch mein Volk weint.

135 Schröder, „Die Sommerferien“, 3.
136 Semon, *Autobiography*, 330.

Gelitten hat es mehr wie andere Lande,
Getragen hat es drückendere Bande,
Von Not, Verleumdung, Kränkungen und Schande,
Nun schwand die Kraft

Die Söhne, seiner stolzen Zukunft Erben,
Der Mannheit Blüte sah's im Kampf verderben,
Nun sieht es seine Kinder hungernd sterben,
Die Hoffnung starb. […][137]

Eindeutig fühlte sich Emma von Schröder Deutschland noch um einiges näher als es Felix Semon tat und sah die Entwicklung dort mit deutlich mehr Sorge. Bedenkt man, dass sie im Anschluss an den Friedensvertrag ihre Familie dort direkt besuchte, ist es kein Wunder, dass ihre Gedanken dort lagen. Auch der Tod ihres Sohnes lässt die vierte Strophe in einem tragischeren Licht erscheinen als schlichtes Mitleid. Doch wäre es, auch wenn sich dieses Kapitel mit Bitterkeit beschäftigt, verkürzt zu sagen, dass Menschen wie die von Schröders oder Semons nur gelitten hätten. Felix Semon, ähnlich wie Dorothy, ließ diese Bitterkeit nicht überhandnehmen und schrieb im Anschluss an seine bitteren Zeilen: „Ich denke mit den Gefühlen tiefster Dankbarkeit an meine Freunde, die treu geblieben sind.“[138] Wenn Freundschaften vier Jahre des Krieges überstanden hatten, so waren sie in den Augen Semons und Dorothy von Schröders fester als je zuvor. Ja, gerade die Erfahrung der sozialen Isolation hatte dazu geführt, dass das Wiederaufleben oder Bestehen solcher Freundschaften mit einem neugewonnenen Optimismus gesehen werden konnte. Im Rahmen der Reise der von Schröders schrieb Emma von Schröder ein weiteres Gedicht und beschrieb die Zusammenkunft wie folgt:

Im fernen Lande
Ging unser Denken,
Ging unser Sinnen
Zu euch oft.
[…]
Reich an Erfüllung
Waren die Stunden,
Köstlich das sel'ge Wiedersehn.
Wechseln die Zeiten,
Dunkeln die Tage
Treuliebe bleibet
Ewig bestehn.[139]

137 Baronin von Schröder, *Trauriger Frühling* 1920, in SF/ES/Poetry.
138 Semon, *Autobiography*, 330.
139 Baronin von Schröder, *Treuliebe* 1920, in SF/ES/Poetry.

Hier wurden die schwierige Kriegszeit und Trennung zu Beginn dem freudigen Wiedersehen am Ende entgegengesetzt. Die Treuliebe und ihre anhaltenden Qualitäten mit der überwältigenden Freude der Wiedervereinigung zeigen, wie stark solche Emotionen im Vergleich zu ihrer Entbehrung wirkten. Wie Hungernde, die nun das erste Mal seit langer Zeit wieder aßen, sprachen sie über solche Verbindungen. Doch nicht nur Freundschaften waren fester geworden und konnten Bitterkeit kontextualisieren, auch das Gedicht über den traurigen Frühling von Emma von Schröder endete optimistischer als es angefangen hatte:

> Schau auf, mein Volk, und greif nach Gottes Händen,
> Er wird, wenn Du ihm traust, Dein Schicksal wenden,
> Und Dir und Deinen Kindern Rettung senden,
> Und neues Glück
>
> Doch musst mit neuem Herzen Du den Weg betreten,
> Auf dem seit Ewigkeiten heil'ge Winde wehten,
> Dort finde Deinen Gott, und lerne beten,
> Mein Volk, mein Volk.[140]

Für sie war also weiterhin Religion und Glaube ein wichtiger Bewältigungsmechanismus, der es ihr erlaubte, mit schwierigen Situationen umzugehen. Dies war nötig, denn gerade zu Beginn der Nachkriegszeit war die Wut in Großbritannien noch groß auf Deutschland gewesen, wie Adrian Gegory argumentiert:

> Wut auf Deutschland und der Glaube an eine gerechtfertigte Strafe waren akzeptable Antworten in diesen frühen Jahren. In den direkten Nachkriegsjahren war die überwältigende Wahrnehmung die der Zerstörung. Frühe englische Michelin Führer zu den Schlachtfeldern in Frankreich und Belgien betonten die physische Zerstörung des architektonischen Erbes beider Länder und die Führer waren eindeutig darin, Deutschland die Schuld für die willentliche Zerstörung der Region zu geben.[141]

Diese Gefühle, die gerade in den ersten Jahren stark gewesen waren, kühlten sich aber im Laufe der Zeit merklich ab und das Durchhaltevermögen konnte durch einen durchlässigeren Diskurs belohnt werden. Schließlich war trotz emotionaler Verbindungen zu Frankreich nicht britisches Land zerstört worden. So argumentiert Gregory weiter:

> Schneller als bei den Franzosen und Belgiern kam ein Geist der Versöhnung auf, der durch die steigende Präsenz deutscher Veteranen an solchen Orten bestärkt wurde. Die englische Veröffentlichung Erich Maria Remarques Buch *Im Westen Nichts Neues* vermenschlichte die-

140 Baronin von Schröder, „Trauriger Frühling", 1919, SF/ES/Poetry.
141 Gregory, *War*, 270.

> se deutschen Veteranen und bestärkte den schleichenden Verdacht dass sie tatsächlich auch Opfer des Krieges gewesen waren. Diese „Diskreditierung" der Kriegspropaganda und der graduelle Einfluss von Keynes Verurteilung der Friedensverträge auf die politischen und kulturellen Eliten beschleunigten den Prozess.[142]

Gerade auch aufgrund der hohen Emotionalität war, wie bereits gesehen, „diese Entspannung der Meinungen nicht universal", wurde allerding durch die fehlende Zerstörung und die Tatsache vorangetrieben, dass Großbritannien den Krieg gewonnen hatte.[143] Doch hatte die Wut während und kurz nach dem Krieg nicht nur Verbindungen gekappt, sondern auch Institutionen langfristig zerstört. Der Glaube, den Emma von Schröder genutzt hatte, um selbst durch diese Zeit zu kommen war stark geblieben, aber die Kirchen der „ethnisch" deutschen Gemeinden waren nicht so gut durch diese Zeit gekommen. Auch wenn, wie bereits erwähnt, einige Kirchen die Kriegszeit überstanden hatten, so waren doch mehr Kirchen geschlossen worden als offengeblieben. In seinem Bericht über die Situation der Kirchen im Großbritannien der Nachkriegszeit, schrieb Werhahn beispielsweise von der Markuskirche in Fulham, welche „durch den Krieg völlig zerstört" worden war.[144] Zu viele Mitglieder waren den Repatriierten nach Deutschland gefolgt oder hatten sich entschlossen, in den USA ein neues Leben zu beginnen.[145] Es ist unklar, wann das Kuratorium der Gemeinde sich entschloss, den Besitz zu verkaufen und somit das endgültige Ende der Gemeinde zu besiegeln. Ähnliches beschrieb 1921 auch Albert Rosenkranz, der ehemalige Pastor der deutschen protestantischen Kirche in Liverpool:

> Hoffentlich finden diese Blätter ihren Weg zu jedem, der in unserer Gemeinde Erhebendes erlebt hat, auch wenn er heut weit bis in die Urwälder Amerikas verschlagen ist. Manche freilich, die ich mir vor allem als Leser dieser Seiten gewünscht hätte, sind nicht mehr erreichbar. Ihnen kann das vorliegende Büchlein nur noch ein Gruß übers Grab sein.[146]

Wie in der „ethnisch" deutschen Gemeinde in Frankreich und vor allem Paris, hatten die Kirchen als soziales Netzwerk fungiert, indem sie soziale Einrichtungen anboten, aber auch Bildungseinrichtungen und mit Anlaufstellen die Zugehörigkeit der Gemeindemitglieder förderten. Was viele Gemeinden nun in der Nachkriegs-

---

142 Gregory, *War*, 270.

143 Gregory, *War*, 270.

144 Friedrich Wehrhahn, „Deutsche Evangelische Christus-Kirche Deutsche Evangelische St.-Markus-Kirche St.-Markus-Haus", in G. Schönberger (Hrsg.), *Freiherr Bruno von Schröder. Zum Siebzigsten Geburtstag in Dankbarkeit und Verehrung* (London: German Hospital, 1937), 63.

145 Wehrhahn, „Kirche", 63.

146 Albert Rosenkranz, *Geschichte der deutschen evangelischen Gemeinde Liverpool* (Stuttgart: Ausland und Heimat, 1921), VI.

zeit erfuhren, war die Fortsetzung einer graduellen Auflösung, brachliegende Gebäuden und erloschene Sozialstrukturen. Dies wurde entweder von jenen verwaltet, die übrig waren oder verlassen von jenen, die Großbritannien freiwillig oder unfreiwillig den Rücken kehrten. Einige dieser verlassenen Gemeinden würden, wie die St. Markus-Kirche, in dem kollektiven Gedächtnis der „ethnisch" deutschen Christen weiterleben, so wurde 1933 auf Wunsch einiger Spender ein neues Gebäude einer anderen Gemeinde nach der St. Markus-Kirche benannt.[147] Doch war solch eine Entwicklung bis 1924 nicht gewiss und die Zukunft der Gemeinden aufgrund von Schließungen und Fluktuationen eher unsicher.

Das Helenenheim, welches den Krieg überstanden hatte, ist das Beispiel einer Institution, die zwar den Krieg überlebte, aber die Nachkriegszeit nicht. Als Waisenhaus, ähnlich wie das Deutsche Waisenhaus, hatte es die Waisen aber auch Kinder von notleidenden „ethnisch" deutschen Familien aufgenommen. Doch war die Zahl der Kinder so drastisch gesunken, dass, nachdem 1920 im Deutschen Waisenhaus wieder regulärer Betrieb aufgenommen werden konnte, der Rest der Waisen im Helenenheim schlichtweg dorthin verbracht und das Heim geschlossen wurde.[148] Für die Familie von Schröder, aber auch für andere, endete somit ein Teil der Lebensleistung. Die von Schröders, die viele Gemeinden unterstützt hatten, verloren durch diese Schließungen sozialen Einfluss und Netzwerke und gerade die Schließung des Helenenheims hatte für die Baronin eine besonders tragische Note: Das Heim war nach ihrer verstorbenen Schwester benannt worden.[149] Dabei waren das Helenenheim und die protestantischen Gemeinden nicht die einzigen Institutionen, die schlossen. Auch die Arbeiterkolonie in Libury Hall, welche arbeitslosen Staatsbürgern einen Platz der Reintegration geboten hatte, musste ihre Pforten schließen. Aufgrund der Internierung, Repatriierung, dem Arbeitsmarkt der Nachkriegszeit und der verschwindend geringen Migration deutscher Arbeiter nach Großbritannien bis 1924, entschied sich das Kuratorium der Einrichtung dazu, das Gelände der *Society of Foreigners in Distress*, angeführt durch Dr. E. Markel, zu übergeben um als Altenheim zu fungieren.[150] Ein fast schon poetisches Bild, das den Niedergang der „ethnischen" *Community* zeichnet: Ein Ort, an dem deutsche Migranten zur Arbeitsintegration ermutigt wurden, hatte während

147 Das Haus der neugegründeten Gemeinde in Holland Street wurde in das St.Markus-Haus umbenannt. Siehe: Wehrhahn, „Kirche", 64.

148 G. Schönberger (Hrsg.), „Das Deutsche Waisenhaus", in *Freiherr Bruno von Schröder. Zum Siebzigsten Geburtstag in Dankbarkeit und Verehrung*, (London: German Hospital, 1937), 75.

149 Schönberger, „Waisenhaus", 75.

150 Willi Müller, „Deutsche Arbeiterkolonie Libury Hall", in G. Schönberger (Hrsg.), *Freiherr Bruno von Schröder. Zum Siebzigsten Geburtstag in Dankbarkeit und Verehrung* (London: German Hospital, 1937), 95–96.

des Krieges und tatsächlich bis 1920 als kleineres Internierungslager gedient und sich anschließend zu einem Ort entwickelt, an dem alte Menschen ihre letzten Tage verbringen konnten.[151] Auch hatte die Einrichtung damit ihren spezifisch „ethnisch" deutschen Charakter verloren, letztendlich waren bis zu 14 Nationen unter den Bewohnern vertreten.[152] Ein groß angelegter Niedergang war aufgrund vieler Faktoren mit dem Krieg einhergegangen. Doch, wie man an Libury Hall feststellen kann, war dieser Niedergang nicht zwingend ein allumfassender. Zwar war die Libury Hall als ethnische Einrichtung verloren gegangen, so bewies es sich doch als allgemeine britische Einrichtung langlebiger, denn das Altenheim existiert noch heute.[153] Es ist also vollständig assimiliert worden.

7.5 Integration und Assimilation

Eine Integration der „ethnisch" deutschen Menschen, welche vor 1914 deutlich verbreiteter war, war wiederum erst ab 1924 im großen Maße möglich. Schließlich ging es bei der Integration ja um eine wohlwollende Akzeptanz von Unterschieden und Minimierung von Friktion aufgrund dieser Unterschiede.[154] Gerade die Herausstellung und Verstärkung dieser Unterschiede war in den letzten vier Jahren einer der größten gesellschaftlichen Trends gewesen. Daher ist es nicht verwunderlich, dass es Zeit brauchte, um dies wieder umzukehren. Es gab in der Nachkriegszeit zwar einige Gesellschaften, die ihren ethnischen Charakter nicht versteckten, allerdings waren diese, wie bereits oben erwähnt, meist mit dem Überleben oder einer Neuformation beschäftigt, als dass sie sich aktiv mit einer Integration beschäftigen konnten. Aspekte integrativer deutscher Kultur, welche im britischen Alltag sichtbar gewesen waren, wie deutsche Metzger oder Straßenmusiker waren zu großen Teilen aus dem öffentlichen Blick verschwunden.[155] Waren sie deutsche Staatsbürger, waren sie noch bis 1924 rein rechtlich ausgegrenzt gewesen.[156] Integration, so scheint es, war etwas, das man sich leisten können musste. Kleinere Formen der Integration sah man in der verstärkten Beschäfti-

151 Müller, „Arbeiterkolonie", 66; Panayi, „An Intolerant Act", 66.

152 Franz Wehrhahn, „Society of Friends of Foreigners in Distress", in in G. Schönberger (Hrsg.), *Freiherr Bruno von Schröder. Zum Siebzigsten Geburtstag in Dankbarkeit und Verehrung* (London: German Hospital, 1937), 99–100.

153 2024 verfügte die Libury Hall noch über eine Onlinepräsenz, wo sie ihr Altersheim vorstellte. https://liburyhall.com/ [zuletzt abgerufen am 10.09.2024]

154 Dieter Haller, *dtv-Atlas Ethnologie* (München: DTV, 2010 2. edition), 97.

155 Schulte Beerbühl, *Migration*, 113; Stefan Manz, „Intercultural Transfer and Artistic Innovation. German Musicians in Victorian Britain", *German Life and Letters*, 65:2 (2012), 180.

156 „The Anglo-German Treaty", 8. Dezember 1924, 6.

gung von britischen Staatsbürgern in der Schröder Bank nach dem Krieg.[157] Was hier letztendlich die Motivation war, lässt sich rückwirkend nicht bestimmen, doch war die Entwicklung selbst eine integrative. Auch wurde an Universitäten noch während des Krieges Germanistik studiert. Hermann Georg Fiedler, der an seiner Universität dafür gesorgt hatte, dass Germanistik auf dem Lehrplan blieb, konnte sogar 1924 zusammen mit Francis Edward Sandbach ein Kursbuch zur deutschen Sprache herausbringen.[158] Eine kontinuierliche akademische Kooperation für jene, die in Großbritannien bleiben konnten und wollten, war also möglich. Ähnlich verlief es für Institutionen wie das German Hospital, welches weiterhin „ethnisch" deutsche Ärzte beschäftigen und allein durch seinen Namen noch eine Verbindung zwischen Mehrheits- und Minderheitsgesellschaft herstellen konnte. Auch einige Restaurants konnten noch als Bindeglied zwischen der britischen Bevölkerung und deutscher Küche fungieren. Doch waren die meisten bekannten Institutionen, die einen Austausch gefördert hatten, wie die Zeitungen oder Theater noch immer geschlossen.

Assimilation, ebenfalls vor dem Krieg verbreitet, hatte sich im Gegensatz zur Integration während des Krieges anders entwickelt. Vor dem Krieg hatten selbst nationalistische Ideen von Ethnie diese Entwicklung nicht aufhalten können, in der die zweite oder dritte Generation der „ethnisch" Deutschen sich bereits nicht mehr mit einer deutschen Identität verbunden sah.[159] Dies hatte sich mit dem Krieg noch einmal verstärkt, war doch die Verbindung zu Deutschland oder Deutschen in der britischen Öffentlichkeit ein sichtlicher Makel gewesen. Wie schwer es zum Teil war, Generationen über ihre Nationalität zu verbinden, spürte beispielsweise das German Hospital: Viele ihrer Finanziers waren verstorben und mit ihnen ihre Spenden. Ein weiterer Punkt, der die Entwicklung der Assimilation beeinflusste, war die veränderte Zusammensetzung der Minderheit in Großbritannien. Mit der Repatriierung deutscher Staatsbürger und ihrer geringen Rückkehr nach dem Krieg, waren hauptsächlich naturalisierte „ethnisch" Deutsche in Großbritannien verblieben. Diese wiederum wurden von der Öffentlichkeit und Regierung im Hinblick auf ihre nationale Gesinnung streng beobachtet. Konnten sie diesen Balanceakt meistern, hatten sie, im Kontrast du den deutschen Staatsbürgern, potenziell wenig von ihrer sozialen Stellung verloren. Die Metzgerfamilie Hohenhrein in Hull kann hier als Beispiel dienen. Einige verließen Großbritannien, andere waren geblieben und hatten sich, ethnisch mehrdeutiger, in Ross umbenannt. Charles Ross, ehemalig Hohenrhein, schaffte es sogar im Verlauf der Nachkriegs-

157 Roberts, *Schroders*, 175 ff.
158 H. G. Fiedler und F. E. Sandbach, *A First German Course for Science Student* (London: Oxford University Press, 1924 3. überarbeitete ed.).
159 Manz, *Diaspora*, 245–246.

zeit mehrere öffentliche Positionen in seiner Heimatstadt zu erhalten und bis 1935 mehrere Kinos zu besitzen.[160] Sein Bruder, William, war während seiner Sommerferien in Deutschland in Ruhleben interniert worden und dessen Schicksal 1918 in lokalen Zeitungen publik geworden.[161] Die Ablegung des deutschen Namens und die Behandlung durch den deutschen Feind hatte das soziale Standing der Familie für die Nachkriegszeit abgesichert. Auf der anderen Seite des Spektrums hatten deutsche Staatsbürger meist deutlich größere Probleme, ihre Position zu behalten, selbst wenn sie eine wichtige Funktion inne hatten. So geschah es mit einigen Krankenschwestern des German Hospitals, die „ein wenig indiskret in ihren Briefen an Verwandte [waren] und infolgedessen deportiert wurden".[162] Starke Verbindungen nach Großbritannien und potenzielle Assimilation waren kein Garant für einen erfolgreichen Aufenthalt oder eine erfolgreiche Rückkehr, wie Panayi es beispielsweise für Karl Gräßle und W. Rhoderwald beschreibt, die immer wieder versuchten, nach Großbritannien zurückzukehren und erst spät dazu in der Lage waren.[163]

Wie also deutlich wird, war die Tatsache, dass gerade angepasste, naturalisierte „ethnisch" Deutsche im Land blieben und sozial überlebten, ein wichtiger Grund für die stärkere Assimilation. Diese Entwicklung in Großbritannien war beileibe keine Eigenheit der Insel, sind sich doch Panikos Panayi und Mark Ellis einig, dass die Probleme in Großbritannien stark denen in den USA ähnelten.[164] Frederick Luebkes Analyse der Deutsch-Amerikaner weist bezüglich Assimilation in eine ähnliche Richtung:

> Feindseligkeit und Intoleranz führte dazu, dass die meisten Deutschen ihre Ethnie als Quelle von Entbehrung und Unbehagen wahrnahmen. Einige wenige reagierten, indem sie ihr Deutschsein mit neuer Kraft darstellten; natürlich bekamen sie die Aufmerksamkeit zeitgenössischer Beobachter und Historiker. Doch viele andere versuchten, ihre Ethnie abzustreifen und sich mit den neuen Standards so schmerzfrei wie möglich zu arrangieren. Wieder andere waren apathisch und versuchen spannungsproduzierende Situationen zu vermeiden.[165]

Luebkes Analyse ist in gewisser Weise den Feststellungen dieses Buches nicht ganz unähnlich. Die Reaktionen in Großbritannien wichen nicht allzu stark von

160 Markham, *Hull*, 49–50.
161 Markham, *Hull*, 49–50.
162 Specht, *Hospital*, 53.
163 Panayi, *Prisoners*, 286.
164 Mark Ellis und Panikos Panayi, „German Minorities in World War I. A comparative Study of Britain and the USA", *Ethnic and racial studies*, 17:2 (1994), 252 ff.
165 Frederick Luebke, *Bonds of Loyalty. German Americans and World War I* (DeKalb: Northern Illinois University Press, 1974), xv-xvi.

denen in den USA ab und zogen sich auch bis in die Nachkriegszeit durch. Erika M., geboren 1922, erinnerte sich an die Entwicklungen der deutschen *Community* nach dem Krieg:

> Viele Familien haben später, nach dem Ersten Weltkrieg, ihre Namen geändert. „Martin" und „Lang" mußte man nicht ändern, und die Fischers strichen nur das „c" aus ihrem Namen, aber aus Steinbrenner (so hieß meine Mutter) wurde Stone. Ihr jüngerer Bruder nannte sich so. Und aus Kaufmann wurde Kay, aus Salzer Salter, aus Schneider Taylor, Kuch wurde „Kuk" ausgesprochen und daher zu Cook. Und Fleischermeister Jung in Leeds wurde für chinesisch gehalten und nannte sich daher Young.[166]

Anscheinend war diese Entwicklung weitreichend, aber auch etwas, was sich langfristig in die Familiengeschichte einbrannte, war doch Erika M. zu diesem Zeitpunkt gerade erst am Leben gewesen und hatte dies vermutlich erst später erfahren. Die Anglisierung von Nachnamen, wie sie auch bei den Hohenhreins bzw. Ross stattfand, ist auf jeden Fall ein weiterer Indikator von Assimilation in der Nachkriegszeit. Was letztendlich die jeweiligen persönlichen Gründe für die Fischers, Steinbrenners, Schneider oder Kuchs für ihre Namensänderung war, lässt sich ebenfalls nicht mehr rekonstruieren. Ein weiterer Vergleich mit den Entwicklungen in den USA kann hier auf jeden Fall helfen, ein besseres Verständnis zu entwickeln. Waren die USA noch bis 1917 offiziell neutral geblieben, trat die Germanophobie dort mit Kriegseintritt deutlich schneller und stärker zu Tage als in Großbritannien. Gab es in Großbritannien zwar Gewalt in gewissem Maße, so war Mord in den USA nicht ausgeschlossen.[167] Auf Grundlage dieses Umfeldes, argumentiert Vasili Foulka: „Minderheitsgruppen assimilieren sich angesichts konditioneller Diskriminierung, gerade weil sie ihnen einen Anreiz gibt, dies zu tun. Wenn präferenzbasierte Diskriminierung nicht auf die Signale von Teilen der Minderheit reagiert, dann gibt es keinen Grund, teure Assimilationsprozesse durchzuführen." [168] Die Frage nach den Kosten einer Integration passt hier erneut in die Frage der wahrgenommenen Nähe zwischen nationalen Identitäten oder Ethnien. Schließlich wurden die USA oder Großbritannien in der Vorkriegszeit als näher zu Deutschland wahrgenommen als Frankreich zum Beispiel. Daher ist es nicht unwahrscheinlich, dass es bei der Anglisierung von Nachnamen um einen Tauschhandel ging, denn die Kosten überwogen nicht den Nutzen, die solch ein Verhalten mit sich brachte, gerade wenn es um Geschäfte ging. Dabei ist der Vergleich mit den USA nicht ohne Probleme. Großbritannien beispielsweise setzte „ethnisch" Deutsche weniger unter Druck als die USA, wo sie „im ganzen Land dazu gezwun-

166 Bindemann, *Wurzeln*, 16.
167 Fouka, „Discrimination", 407.
168 Fouka, „Discrimination", 419.

gen wurden Staatsanleihen und öffentlich ihre Loyalität zu dem Land durch das Küssen der amerikanischen Flagge oder dem Entsagen des Kaisers zu erklären".[169] Dafür war, gerade gegen Ende des Krieges, durch die Rassifizierung eine vollständige Assimilation als immer unmöglicher gesehen worden.[170] Naturalisierte „ethnisch" Deutsche verloren häufiger ihre Nationalität vor Gerichten und der *Aliens Restriction (Amendment) Act* von 1919 machte eine Naturalisierung praktisch unmöglich.[171] Die Gefahr, seine Nationalität wieder zu verlieren, könnte auch die starke Repräsentation von Loyalität und die Wut erklären, die bei wahrgenommenen Angriffen auf die nationale Identität frei wurde. Hier trafen zwei Blickwinkel auf die eigene Assimilation aufeinander, und zwar die derer, die sie als vollzogen ansahen und jener, die sie für unmöglich hielten. Der Austausch, ob er nun echt oder kalkuliert war, war von der Mehrheitsgesellschaft nicht angenommen worden und hatte bei vielen Gefühle der Bitterkeit hinterlassen. Natürlich hatte Assimilation aber nicht nur wegen des Krieges stattgefunden, sondern war schließlich auch vor dem Krieg höher gewesen, als sie es beispielsweise in Frankreich war, und führte dazu, dass „Kinder selten deutsche Schulen nach der zweiten Generation besuchten".[172]

Und diese ehrliche Assimilation hatte nun während und nach dem Krieg so unter Zweifeln zu leiden, dass eine defensive Einstellung der Assimilierten nicht wundert. Dies geschah auch, je mehr sich diese Personen als vollständig assimiliert, sprich je weniger sie sich noch als deutsch, sahen. Ein Gerichtsfall von 1921 zeigt hier, wie sehr diese Distanzierung gehen konnte. Ein Mr. Weiner in Derbyshire hatte seinen Nachbarn, den Baron Wavertree, wegen Verleumdung angeklagt, da dieser wiederholt behauptet habe, Mr. Weiner sei ein Deutscher.[173] Mr. Weiners Anwalt argumentierte nun: „Die Anschuldigung war eine schmerzhafte und die Verleumdung besonders grausam, da sie den Kläger beschuldigte ein Feindstaatenangehöriger, ein Deutscher, zu sein und da der Name des Klägers besonders anfällig für solche Anschuldigungen war. […] Der Vater des Klägers war als Deutscher 1850 nach England gekommen und 10 Jahre später ein naturalisierter Engländer geworden."[174] Darüber hinaus, sei Weiners Bruder als Brite in Deutschland während des Krieges interniert worden.[175] Wavertree verneinte diese Anschuldigungen, doch hatte dieser Fall hauptsächlich eine wichtige Funktion: zu

169 Fouka, „Discrimination", 407.
170 Panayi, *Enemy*, 162.
171 Panayi, *Enemy*, 62–66; Stibbe, *Internment*, 261–262.
172 Ellis und Panayi, „Minorities", 253.
173 „Baron Sued for Slander", *Sheffield Independent*, 10. Dezember 1921, 5.
174 „Baron Sued for Slander", 10. Dezember 1921, 5.
175 „Baron Sued for Slander", 10. Dezember 1921, 5.

beweisen, dass es unrechtlich war, jemanden, der in Großbritannien als britischer Staatsbürger geboren worden war nur wegen seiner Herkunft als deutsch zu bezeichnen. Der Fall zeigt, dass Deutschsein noch immer als Beleidigung oder Anschuldigung gewertet werden konnte. In den Augen einiger, wie dem beschuldigten Baron Wavertree, sagte die Herkunft der Eltern immer noch etwas über die nationale Identität einer Person aus. Wann man Brite und wann man Deutscher war, beschäftigte also auch noch 1921 die Gerichte.

„Ethnisch" Deutsche hatten letztendlich nicht nur unter der Kriegszeit gelitten, sondern waren auch nach dem Krieg noch mit Problemen und Entwicklungen konfrontiert, die aus ihrer eigenen oder zugeschriebenen nationalen Identität erwuchsen. Das Gleiche galt für die gesamte *Community*, die durch die Kriegszeit sowohl Personen als auch Einrichtungen eingebüßt hatte. Jene Gebliebenen, die sich noch mit ihr identifizierten, begannen umgehend mit einem Wiederaufbau, der allerdings auch durch diverse Nachkriegsverordnungen behindert wurde. Auf persönlicher Ebene konnte gerade bei denen, die die Mittel dafür hatten, ein Wiederaufbau beginnen. Für viele andere waren die feindseligen Maßnahmen ebenso wie die antideutschen Gefühle der Nachkriegszeit allerdings auch zu viel, um sich wieder zu fangen. Auch wenn die Germanophobie langsam abnahm, so würde sie noch diese fünf Jahre brauchen, um einer tatsächlichen *Détente* zu weichen. Ausgrenzung, vor allem durch Repatriierung oder generell gegen deutsche Staatsbürger gerichtet, bedeutete gerade für diese eine dauerhafte Belastung. Sie mussten in vielen Fällen dafür kämpfen, überhaupt in das Land zu kommen und letztendlich dort zu bleiben. Vor Ort waren sie mit Einschränkungen belegt und konnten jederzeit wieder ausgewiesen werden, eine Naturalisierung war in der Nachkriegszeit nicht möglich und selbst eine bereits bestehende Naturalisierung konnte aufgehoben werden. Doch hatte sie immer noch den großen Vorteil einer gewissen Sicherheit, wie man an den naturalisierten Personen sehen konnte, die durch Assimilation Probleme zwar nicht vermeiden aber doch minimieren konnten. Daher hatte zwar die Integration abgenommen aber die Assimilation nicht. Dieser Assimilationsprozess sollte sich durch die Jahre fortsetzen.

Maximilian Mügge, beispielsweise, veröffentlichte seine Kriegserfahrungen 1920 und blieb in London als Lehrer für Sprachen tätig.[176] 1937 entschied er sich letztendlich, seinen Nachnamen offiziell von Mügge in Morland zu ändern.[177] Er starb, anscheinend alleinstehend, am 12. August 1963.[178] Baron Bruno von Schröder setzte seine Bankgeschäfte noch weitere Jahrzehnte fort, führte seinen Sohn Hel-

176 *The London Gazette* 25. Mai 1937, 3409.
177 *The London Gazette*, 25. Mai 1937, 3409.
178 *The London Gazette*, 5. November 1963, 9110.

mut William Bruno in die Geschäfte ein und starb am 10. Dezember 1940.[179] Nach seinem Tod verzichtete die Familie auf Titel und Umlaut und hieß fortan Schroder.[180] Felix Semon hatte weniger Zeit, er starb bereits am 1. März 1921.[181] Sie alle zeigen, dass Assimilation und fortgesetzte Präsenz „ethnisch" Deutscher in der Nachkriegszeit weiterhin gleichzeitig existierten, ja, dass sich auch wieder eine gewisse Normalität einstellen konnte. In Frankreich wiederum war die Situation in der Nachkriegszeit eine deutlich andere. Dort sehen wir die Zerstörung der „ethnisch" deutschen Community, wie sie Panikos Panayi für Großbritannien argumentierte, deutlicher hervortreten.

179 *The London Gazette*, 5. September 1941, 5184.
180 Roberts, *Schroders*, xxi.
181 *The London Gazette*, 29. Juli 1921, 6064.

8 Brückenbau nach der Kluft: Die deutsche *Community* in Frankreich, 1918–1924

Der Waffenstillstand, der am 11. November 1918 das Ende des Krieges einläutete, hat sehr wahrscheinlich auch Reaktionen bei den „ethnisch" Deutschen in Frankreich ausgelöst. Die Familie des Publizisten und Diplomaten Harry Graf Kessler befand sich zu diesem Zeitpunkt im Land und auch Emile Ullmann befand sich nach seinem Rücktritt noch in Frankreich. Daher wäre es sinnvoll, sich die Erfahrung des Kriegsendes, sowohl 1918 als auch 1919, auf Seiten der „ethnisch" Deutschen anzuschauen. Allein der klar genannte komparative Ansatz dieses Buches weist auf eine Notwendigkeit dieser Symmetrie der Analyse hin. Allerdings wird in diesem Kapitel auch deutlich werden, warum es sich anders als die vorangegangenen Kapitel, stärker auf eine strukturelle Analyse stützen muss. Nicht nur die Kriegszeit, auch die Nachkriegszeit gestalteten sich in Frankreich so, dass, trotz intensiver Recherche, kaum oder nur über Umwege öffentliche oder private Erfahrungsberichte gefunden werden konnten. Für das Elsass konnten deutlich mehr Berichte gefunden werden, was eine Analyse der Erfahrungen für diese Region ermöglicht. Für die Zeit direkt nach dem Krieg konnten keine Aufzeichnungen gefunden werden. Vielleicht schlummern auch für Frankreich noch weitere Berichte oder Aufzeichnungen auf Dachböden oder in kleineren Archiven, doch muss ein Großteil des Kapitels eher als Bestandsaufnahme verstanden werden.

Um die Situation der „ethnisch" Deutschen, beziehungsweise ihrer *Community*, in Frankreich nach dem Krieg besser zu verstehen, ist des Weiteren die Beziehung zwischen Frankreich und Deutschland unerlässlich. In dieser Hinsicht ist es kaum möglich, die Feindseligkeit zwischen den beiden Ländern im November 1918 zu übertreiben. Jacques Bariéty und Raymond Poidevin bezeichneten die Zeit bis in die frühen 1920er Jahre nicht umsonst als einen „Deutsch-Französischen Kalten Krieg".[1] Nicholas Beaupré stimmte in seiner Einschätzung den beiden Historikern nicht nur zu, er ging sogar noch weiter und bezeichnete die deutsch-französischen Beziehungen der Nachkriegszeit als „Fortführung des Krieges nach dem Krieg", gerade im Hinblick auf die französische Besatzung deutscher Gebiete von 1918 bis 1925.[2] Auch wenn die Intensität zwischen den Ansichten variiert, so machen beide Einschätzungen deutlich, dass der Begriff Krieg in gewisser Weise passender für

1 Jacques Bariéty und Raymond Poidevin, *Les relations franco-allemandes 1815–1975* (Paris: Armand Colin, 1977) zitiert aus: Jean-Michel Guieu, „Le rapprochement franco-allemand dans les années 1920. esquisse d'une véritable réconciliation ou entente illusoire?", *Les Cahiers SIRICE*, 1:15 (2016), 27.

2 Nicolas Beaupré, „Occuper l'Allemagne après 1918", *Revue historique des armées*, 254 (2009), 5, zitiert aus: Guieu, „rapprochement", 27.

Open Access. © 2025 Mathis J. Gronau, publiziert von De Gruyter. BY-NC-ND Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung – Nicht-kommerziell – Keine Bearbeitung 4.0 International Lizenz.
https://doi.org/10.1515/9783111561493-008

diese Periode war als Frieden. Nach zwei Kriegen innerhalb von 50 Jahren, einer zerstörerischen Besetzung der französischen Ostgebiete und massiven Verlusten, verlangte Frankreich von Deutschland nach dessen Kapitulation nun einen hohen Preis.[3] Versuche, Teile des Rheinlands in die Unabhängigkeit zu bewegen um einen Pufferstaat zu kreieren, Zwangsarbeit Deutscher zum Wiederaufbau der ehemaligen besetzten Gebiete aber auch die Reparationszahlungen ließen sich in dem simplen französischen Satz „le Boche paiera la casse" zusammenfassen, was so viel bedeutete wie „der *Boche* wird für den Schaden aufkommen".[4] Diese Reparationsforderungen Frankreichs wiederum selbst waren eine Konfliktquelle, da die Zahlungen meist nicht rechtzeitig, nicht vollständig oder überhaupt nicht kamen.[5] Gerade solche Probleme beschäftigten eine Institution in Frankreich, die vor dem Krieg Teile der französischen *Community* koordiniert hatte: die deutsche Botschaft. Die französischen Forderungen, deutsche Unfähigkeit oder deutschem Unwillen zu zahlen, verbunden mit den generellen Problemen des Versailler Vertrags machte es den deutschen Offiziellen in Paris schwer.

Die ökonomische Feindschaft hatte in Frankreich allerdings auch interne Gründe. Die ökonomischen Umbrüche und Schwierigkeiten, die sich in Teilen in den Minenstreiks von 1919 und 1920 ausdrückten und die französische Wirtschaft beeinträchtigten, sorgten auch dafür, dass eine Rekonstruktion und das Erreichen einer Vorkriegsnormalität deutlich länger brauchen würden. Diese Unsicherheiten führten 1919 auch zum ersten politischen Sieg einer konservativen Partei in der Geschichte der dritten Republik, während sich die Deutschland gegenüber neutralerer sozialistische Alternative geschlagen geben musste.[6] Auch wenn der regierende Parteienblock, wie Kevin Passmore betont, deutlich stärker antikommunistisch als antideutsch ausgerichtet war, so war Germanophobie bei Weitem nicht aus seiner Agenda verschwunden: „Für die meisten Konservativen blieb Deutschland der Feind. Sie waren fasziniert von seinem ökonomischen Potenzial und besseren Geburtenraten und glaubten, dass Barbarei sie dazu antrieb, die Weltherrschaft anzustreben."[7] In einigen Fällen ließen sich die antisozialistischen und antideutschen Gedanken in einem rassifizierten Argument zusammenführen, da „Konservative die Kriegskultur in den Antikommunismus umleiteten und Bolsche-

3 Pawley, *Rhine*, 45–46.

4 „Le Boche paiera la casse", *Le Voltaire*, 6. November 1918, 1.

5 Benjamin Martin, *France and the Après Guerre* (Baton Rouge: Louisiana State, 1999), 38.

6 Kevin Passmore, *The Right in France from the Third Republic to Vichy* (Oxford: Oxford University Press, 2012), 207; Ralph Schor, *L'opinion française et les étrangers en France 1919–1939* (Paris: Sorbonne, 1985), 73.

7 Passmore, *Right*, 214.

wiken und Deutsche mit dem barbarischen Asien zusammenführten".[8] Dieser vielschichtige Hintergrund sozialer, politischer und ökonomischer Feindschaft hatte einen profunden und spezifischen Einfluss auf die Situation der „ethnisch" Deutschen im Frankreich der Nachkriegszeit.

Die Kriegsmaßnahmen von Internierung und Repatriierung hatten bereits die „ethnisch" deutsche Population in Frankreich, genauso wie in Großbritannien, dezimiert. Sehr effizient hatte Frankreich Frauen und Kinder mit deutscher Staatsbürgerschaft in den ersten Kriegsjahren interniert und schließlich repatriiert, zusammen mit allen anderen deutschen Staatsbürgern, die aufgrund von Alter oder Krankheit nicht als potenzielle Gefahr angesehen wurden.[9] Alle weiteren wurden entweder in die Niederlande oder die Schweiz abgeschoben oder mussten auf ihre Repatriierung bis nach dem Krieg warten. Diese lief in Frankreich allerdings, wie bereits gezeigt, relativ langsam ab. Bedingt war dies durch die Feindschaft und damit einhergehende Sorgen Frankreichs, aber auch durch die günstige Arbeitskraft, die dadurch für den Wiederaufbau genutzt werden konnte, ohne potenziell französischen Arbeitskräften den Lohn wegzunehmen. Des Weiteren war „ethnisch" Deutschen, die einen Laden oder ähnliches besaßen, ihr Besitz beschlagnahmt worden, genauso wie es anderen Feindstaatenangehörigen passiert war.[10] Die Betriebe, die nicht beschlagnahmt wurden, sahen sich darüber hinaus Angriffen physischer und diskursiver Art ausgesetzt. Die deutsche evangelische Kirche, ein wichtiger sozialer Dreh- und Angelpunkt der „ethnisch" deutschen *Community* hatte bereits 1914 geschlossen und auch die katholische Gemeinde in Paris ereilte ein ähnliches Schicksal.[11] Kleinere Gemeinden, wie jene in Nizza, erhielten auch nach dem Krieg ihre ebenfalls beschlagnahmten Kirchen nicht wieder.[12] Das Café du Dôme als Gemeinschaft deutscher Künstler war durch den Krieg in alle Winde verstreut, sodass Künstler wie Otto von Waetjen ihre Pariser Kunst in Deutschland ausstellten.[13] Antideutsche Maßnahmen weiteten sich darüber hinaus auch auf die wieder eingegliederten Regionen Elsass und Lothringen aus.[14] Mit einem konser-

8 Passmore, *Right*, 211.

9 Farcy, *Camps*, 116.

10 Ministère du Travail et de la Prévoyance social, *Bulletin de L'Inspection Du Travail et de l'Hygiène industrielle* (Paris: Imprimerie Nationale, 1920), 93–94.

11 Von der Recke, *Fluctuat*, 81; Barbara Glauert-Hesse (Hrsg.), *‚Ich sehne mich nach Deinen blauen Briefen'. Rainer Maria Rilke Claire Goll Briefwechsel* (Göttingen: Wallstein, 2001), 25.

12 Christiane Tichy, *Deutsche evangelische Auslandsgemeinden in Frankreich 1918–1944* (Stuttgart: Kohlhammer, 2000), 11.

13 Kampka, *Café*, 106.

14 David Allen Harvey, „Lost Children or Enemy Aliens? Classifying the Population of Alsace after the First World War", *Journal of Contemporary History*, 34:4 (1999), 539.

vativen Regierungsblock, wie er 1919 gewählt worden war, würden sich diese Maßnahmen auch noch bis in die Mitte der nächsten Dekade halten.

Erst der Geist von Locarno, wie die Stimmung um die Verhandlung und schließlich die Unterzeichnung der Verträge von Locarno zwischen 1924 und 1925 häufig genannt wurde, sorgte letztendlich für die Rückkehr diverser deutscher Staatsbürger wie Kurt Tucholsky, Henry Bing, Rudolf Levy, Margarethe Moll, Wilhelm Uhde und anderer.[15] Nur wenige waren vorher nach Paris gekommen und meist nicht lang geblieben, wie beispielsweise Erich Klossowski oder Harry Graf Kessler im Jahr 1921.[16] Hier scheint allerdings eine Differenzierung zwischen „ethnisch" deutschen Gruppen existiert zu haben: Zwischen Österreichern, Deutschen und den Minderheiten, die ehemalig rechtlich zu diesen gehört hatten, wie Polen oder Tschechen. Der deutsch-tschechische Maler Georg Kars kehrte 1921 nach Paris zurück und Rilke versuchte ebenfalls einen tschechischen Pass für eine Einreise nach Frankreich zu bekommen.[17] Die internationale aber auch geschlechtliche Komplexität der Frage von nationaler Identität und der damit einhergehenden Antwort, ob man nach Frankreich einreisen konnte oder nicht, betraf auch Familien unterschiedlich, wie bei den Kesslers deutlich wird: Harry Graf Kesslers Schwester Wilma wurde nicht repatriiert. Sie war zwar in Frankreich als Tochter eines deutschen Staatsbürgers geboren, hatte aber einen französischen Staatsbürger geheiratet und konnte daher in Frankreich verbleiben, auch nachdem 1915 Gesetze zur Denaturalisierung einiger Bürger erlassen wurden.[18] Kesslers englische Mutter, welche einen Deutschen geheiratet hatte, war ebenfalls in der Lage zu bleiben auch wenn nicht-deutsche Frauen mit deutschen Männern grundsätzlich als gefährlicher eingestuft wurden als deutsche Frauen mit französischen Männern.[19] Harry Graf Kessler wiederum, hatte größte Probleme nach Frankreich zu kommen und seine Familie zu besuchen. Er schaffte es schließlich nur wegen seiner eigenen politischen Stellung.[20] Hier wird deutlich, dass nicht viele deutsche Staatsbürger überhaupt in Frankreich verblieben und selbst einige naturalisierte „ethnisch" Deutsche ihre französische Staatsbürgerschaft wieder verloren hatten,

15 Kampka, *Café*, 26 ff.

16 Kampka, *Café*, 26ff; Harry Graf Kessler, *Tagebücher 1918–1937*, ed. von Wolfgang Pfeiffer-Belli, (Frankfurt: Insel Verlag, 1996), 261.

17 Kampka, *Café*, 56.

18 Kessler, *Tagebücher*, 201.

19 Adam Craig Stanley, *Modernizing traditional womanhood. Gender, consumption, and modernity in interwar France and Germany 1920–1939* (Dissertation: Purdue University Press, 2004), 2.

20 Peter Grupp, „Harry Graf Kessler und das Auswärtige Amt. Funktionselite und elitärer Außenseiter", in Rainer Hudemann und George-Henri Soutou (Hg.), *Eliten in Deutschland und Frankreich im 19. und 20. Jahrhundert/Elites en France et en Allemagne aux XIXème et XXème siècles* (München: Oldenbourg, 1994), 295–296.

was Internierung oder Repatriierung zur Folge hatte. Innerhalb nur weniger Monate hatte der Denaturalisierungsakt von 1915 die Denaturalisierung von 92 „ethnisch“ Deutschen bewirkt.[21] Insgesamt wurden von 25.000 überprüften Naturalisierungen allerdings nur insgesamt 549 Menschen mit deutschem, österreichischem oder osmanischem Hintergrund ihre französische Staatsbürgerschaft entzogen. Wie sich diese Denaturalisierung auf die naturalisierten „ethnisch“ Deutschen auswirkte, lässt sich schlicht aufgrund der fehlenden Quellenlage nicht beziffern. Die Tatsache, dass Staatsbürgerschaften entzogen werden konnten und dass darüber in Zeitungen wie *La Liberté* berichtet wurde, lädt zu der Annahme ein, dass viele es zumindest wussten.

Alles in allem waren zwar noch diverse naturalisierte „ethnisch“ Deutsche in Frankreich, allerdings war die Anzahl an „ethnisch“ Deutschen bis 1918 massiv zurückgegangen und blieb durch Maßnahmen bis in die 20er Jahre niedrig. Institutionen und andere ethnische Infrastrukturen, die vor dem Krieg existiert hatten, waren zu großen Teilen zerstört oder geschlossen. Dies schlägt sich auch in der Quellenlage nieder, es konnten kaum Erfahrungsberichte gefunden werden, außer diese Personen waren vollständig assimiliert, Elsässer oder bis 1920 noch in Frankreich interniert. Wenige persönliche Berichte überlebten oder Berichte wurden gar nicht erst verfasst und selbst Personen hohen Ansehens wie die Mutter von Harry Graf Kessler, Wilma de Brion née Kessler, hinterließen wenig in Archiven. Ein weiterer Grund, der für die verschwindend geringe Zahl an Erfahrungsberichten verantwortlich sein kann, war die Tatsache, dass nicht nur wenig „ethnisch“ Deutsche in Frankreich blieben, sondern, dass auch viele gar nicht erst zurückkehren konnten, wie sie es in Großbritannien getan hatten.

8.1 Die unwahrscheinliche Rückkehr nach Frankreich

Für all jene, die eine Repatriierung aus Frankreich erfahren hatten, gestaltete sich eine Rückkehr nach dem Krieg deutlich schwieriger als nach Großbritannien. Jene, die früh nach Deutschland repatriiert worden waren, hatten dort während des Krieges genügend Zeit gehabt, sich ein neues Leben aufzubauen oder ein altes zu reaktivieren. Da viele früh repatriierte „ethnisch“ Deutsche Frauen waren und diese überproportional bereits eher temporär im Frankreich gelebt hatten, war eine Rückkehr nicht auf gleiche Weise mit dem Verlassen einer Familie oder eines langjährig gewachsenen Freundeskreises verbunden, wenngleich es auch Personen mit etablierten Netzwerken in Frankreich betraf wie Gertrud Köbner. Hinzu

21 „D’hier à aujourd’hui“, *La Liberté*, 5. Oktober 1915, 2.

kamen Restriktionen und eine antideutsche Stimmung, die nach dem Waffenstillstand oder Friedensvertrag nicht Anzeichen einer Beruhigung aufwies sondern vielmehr Zeichen einer Konfrontation war. Gruppen, die trotzdem nach Frankreich kommen konnten, repräsentierten zwei sehr spezifische zeitliche Abläufe: Die direkten Auswirkungen des Krieges in Frankreich und Klassenunterschiede im Kontext von antideutschen Ressentiment-Entwicklungen.

Die erste Gruppe deutscher Staatsbürger, die nach Frankreich zurückkehrte oder sogar blieb, tat dies eher temporär. Sie sollte die zerstörten Regionen im Osten des Landes wieder aufzubauen, war dort doch ein Großteil der Westfront verlaufen. So forderte Frankreich Arbeitstrupps aus Deutschland und Matthew Stibbe argumentiert, dass in einigen Fällen auch Zivilgefangene für den Wiederaufbau herangezogen wurden.[22] Frankreichs Verhalten hier ist nicht überraschend, führt man sich das Ausmaß der Zerstörung vor Augen: Auch wenn einige Regionen ab Mitte oder Ende der 20er Jahre eine Normalisierung oder sogar Verbesserung der Lebensumstände erlebten, so dauerte die Rekonstruktion in anderen Teilen bis in die 30er Jahre an.[23] Als Land mit einer der höchsten Verlustraten, brauchte (oder im Falle Deutschlands forderte) Frankreich nun Hilfe zum Wiederaufbau. In den letzten Monaten des Jahres 1920 erhielt beispielsweise das Ministerium für Befreite Regionen eine positive Rückmeldung auf seine Anfrage, Visa zu erteilen für „Deutsche Spezialisten, die nach Frankreich kommen, um die nötigen Werkzeuge für die Inbetriebnahme der Fabriken in den befreiten Regionen zu installieren".[24] Diese Forderung war allerdings angeblich auch durch einen gewissen Klassenkonflikt erschwert, denn trotz Verhandlungen ergab sich laut dem linksliberalen *Berliner Tage-blatt* folgendes Problem: „Die deutschen Arbeiter halten es, nachdem auf dem Gewerkschaftskongreß [sic] in Amsterdam die Internationale wiederhergestellt worden ist, für eine kameradschaftliche Pflicht, nicht nach Frankreich zu gehen, wenn dies den Interessen der französischen Arbeiter widerspricht."[25] Deutsche Arbeiter wurden hier eher als klassenbewusst dargestellt, denn als antifranzösisch. Wobei auch hier ein antifranzösischer Impetus mitschwang, erwuchs diese Forderung doch auf der Annahme des Berichterstatters, Frankreich wolle lieber finanziell aus dem Wiederaufbau profitieren, anstatt seine eigenen Arbeiter

22 Stibbe, *Internment*, 269.

23 Connolly, *Occupation*, 288.

24 „Visa d'ouvriers allemands pour les régions libérées." Le President du Counseil, Ministres des Affaires Étrangers à Monsieur le Ministre des Regions Liberées, 04.11.1920, Archives Nationales de France, Paris, F/7/15168.

25 „Das bisherige Ergebnis der Wiederaufbauverhandlungen" *Berliner Tage-blatt* 15. August 1919, 3 [Betonung im Original].

einzusetzen.[26] Wie komplex dieser Austausch dargestellt und wahrgenommen wurde, vor allem wenn man bedenkt, dass die heutige Forschung eher von Forderungen spricht, sieht man in einem Beitrag des ebenfalls linksliberalen *Hamburger Anzeigers* von 1922: „Den großen französischen Versäumnissen wird das tatkräftige Zugreifen gegenübergestellt, das Deutschland bei der Wiederherstellung seiner zerstörten Gebiete im Osten an den Tag gelegt hat, wie stark fördernd entsprechend eine aktive Beteiligung Deutschlands am Wiederaufbau hätte sein können, wenn man dort gewollte hätte. […]“[27] Anscheinend standen sich hier verschiedene Narrative gegenüber, die letztlich alle auf eine negative Darstellung Frankreichs hinausliefen. So waren sich der *Hamburger Anzeiger* und das eher konservative Blatt für ehemalige Gefangene *Heimkehrer* zwar einig, dass Frankreich zu wenig Hilfe in Anspruch genommen hatte, aber Dr. Sivens kritisierte dort noch mehr:

> Vom Standpunkt des ehemaligen Kriegsgefangenen ist es jedenfalls zu begrüßen, daß überhaupt einmal der Anfang zu einer Beteiligung Deutschlands am Wiederaufbau gemacht worden ist, andererseits ist es empörend, wenn hierbei von privater Seite Gewinne erzielt werden, während unsere Forderung nach einer Entschädigung, für die von den ehemaligen Kriegsgefangenen im Aufbaugebiet geleistete Arbeit, immer noch unerfüllt ist.[28]

Wie die Autoren den 1920 genehmigten Visa gegenüberstanden, wird nicht erklärt. Generell werden aber auch in der Forschung hauptsächlich britische und amerikanische Unterstützungen für den Wiederaufbau Frankreichs genannt, selbst wenn deutsche Reparationsleistungen keine unerhebliche Rolle spielten.[29] Dass einige Arbeiter aus Deutschland nach Frankreich einreisen konnten, ist durch die positive Antwort des Ministeriums belegbar. Wie groß allerdings ihre Zahl war, lässt sich nicht genau bestimmen. Trotzdem wird aus allen Zitaten deutlich, dass Druck ausgeübt wurde, deutschen Arbeitern Zutritt nach Frankreich zu gewähren und die einhellige deutsche Meinung war, dass dies in zu geringen Ausmaßen geschah. Die Beschwerden, dass deutsche Arbeitskraft für private finanzielle Gewinne einer kleinen Elite, trotz gegenteiliger Behauptungen Frankreich, ausgenutzt wurde, kam nicht nur von einer bestimmten Interessensgruppe in Deutschland. Sie wird auch sichtbar in der zweiten Gruppe, die politischen Druck ausübte, um deutsche Staatsbürger zurück nach Frankreich zu holen.

---

26 „Das bisherige Ergebnis der Wiederaufbauverhandlungen“, 15. August 1919, 3.

27 „Die zerstörten Gebiete. Sabotage des Wiederaufbaus“ *Hamburger Anzeiger* 14. September 1922, 1.

28 Dr. Sivens, „Unsere Stellung zum Wiederaufbau in Frankreich“, *Der Heimkehrer. Verbandsblatt der Reichsvereinigung ehemaliger Kriegsgefangener e. V.*, 15. Oktober 1922, 1.

29 Siehe zum Beispiel: Hugh Clout, „The Great Reconstruction of Towns and Cities in France 1918–35“, *Planning Perspectives* 20 (2005), 16.

Die oberen Klassen in Frankreich, die angeblich durch den Wiederaufbau Gewinne erzielt haben sollen, übten ebenfalls Druck aus, um ihre Haushaltshilfen aus Deutschland zurückzuholen. Dies wird aus einem Brief des französischen Generalkonsulats in Köln und Mainz an das französische Innenministerium im Juli 1920 deutlich. Auch wenn eine hohe Anzahl an Forderungen eingegangen sei, nannte das Konsulat zwei Bedenken gegen die Wiedereinstellung deutscher Haushaltshilfen und zwar einmal die populären und die strategischen.[30] Das Generalkonsulat betonte: „Es besteht offenbar der Grund zur Befürchtung, dass die Einführung von Deutschen in französische Familien in bestimmten Fällen aber auch bis zu einer vollständigen Beruhigung der Gemüter in jeder Hinsicht zu bedauerlichen Vorfällen führen könnte."[31] Die populären Bedenken hier waren die Sorge vor Folgen einer antideutschen Stimmung in Frankreich, stieß sie auf „ethnisch" Deutsche oder umgekehrt. Nun mag man diese Begründung als politischen Vorwand deuten, allerdings haben Historiker wie Ralph Schor die Existenz einer starken Germanophobie in Frankreich mehr als ausreichend belegt.[32] Ein Zitat des französischen Autors und Juristen Edmond Benoit-Lévy in diesem Kontext macht die Stimmung an dieser Stelle deutlich: „der tief empfundene Wunsch, den wir alle haben, nie wieder Boches in Frankreich sehen zu wollen, wir haben sie schon zu viel gesehen!"[33] An ein paar Stellen bereits aufgetaucht war die beleidigende Bezeichnung Deutscher als „Boches", welche sich bereits vor dem Krieg etabliert hatte, auch nach dem Krieg noch immer weit verbreitet. Wie weit dieser Begriff gehen konnte, gerade in rechtskonservativen Kreisen, sieht man an dem Veröffentlichungsorgan und dem Titel des Traktats eines Mitgliedes *der Ligue Anti-Allemand* in der *Revue Antiallemande*, welches hieß: „Der Begriff ‚Boches' ist für einen Franzosen beleidigend aber er kann nicht für einen naturalisierten Franzosen beleidigend sein".[34] Nicht nur naturalisierte „ethnisch" Deutsche und deutsche Staatsbürger hatten somit potenziell unter dieser Bezeichnung zu leiden, sondern auch Personen, die aufgrund anderer Merkmale als „ethnisch" deutsch bezeichnet wurden, wie der Elsässer Lucien Baumann.[35] Ähnlich wie in Großbritannien konnten auch klar „ethnisch" französische Bürger in diese Kategorie eingeordnet werden, hatten sie Kontakte mit „ethnisch" Deutschen oder nach Deutschland. Sie er-

30 Brief des französischen Consul Général in Köln und Mainz an das Innenministerium 19.07. 1920, Archives Nationale de France, Paris F/7/15168.

31 Brief des französischen Consul Général, F/7/15168.

32 Schor, O*pinion*, 72–73.

33 Edmond Benoit-Lévy, „La Barbarie Allemande", *La France Nouvelle*, 3:3 (1919), 70.

34 „Le mot ‚boches' est injurieux pour un Français, mais il ne peut être injurieux pour un naturalisé", *Revue Antiallemande. Organe Mensuel de Défense des Intérêts Économique Français & Coloniaux*, 54 (1919), 10.

35 Pierre Rionne, „Un démenti de la Banque Ullmann", *La Lanterne*, 6. April 1919, 1.

hielten auch noch bis in die 1920er Jahre hinein das Stigma des „bochophilen“ oder „emboché“.[36] Die weitgreifende und ausufernde Nutzung dieser Beleidigung zeigt noch einmal wie stark Ressentiments in Frankreich bis dahin verbreitet waren und wie präsent die Feindseligkeit der Kriegs- und Vorkriegszeit auch in der Nachkriegszeit noch war.

Die anderen Bedenken des Generalkonsulats, die strategischen, betrafen weniger die Sorgen um die Gemüter als um den Staats selbst: „Außerdem können Deutsche, denen es immer noch schwerfällt, ihre Arbeit auf unserem Staatsgebiet zu erreichen, auf diese Weise versuchen, eine gewisse schadhafte Propaganda zu betreiben und sogar ihre Spionagearbeit aus der Zeit vor dem Krieg wiederaufzunehmen.“[37] Hier, ähnlich wie bei der Rückhaltung der Internierten, wird ein Hauptmotivator für den französischen Umgang mit „ethnisch“ Deutschen und Deutschland sichtbar: Furcht. Dieser Motivator, der auch fast zwei Jahre nach dem Waffenstillstand noch immer dafür sorgte, dass Frankreich der Einreise von deutschen Staatsbürgern kritisch gegenüberstand.[38] Im Brief des Generalkonsuls wurde ein möglicher Kompromiss vorgeschlagen, nämlich die eigenständige Reise der Fordernden nach Deutschland und die eigenmächtige Anstellung einer deutschen Haushaltshilfe. Dass diese Option zugelassen wurde, zeigt deutlich, dass die erste Sorge des Generalkonsulats anscheinend nicht auf die oberen Schichten in Frankreich zutraf. Dort hatte sich, vielleicht auch gerade durch den direkten Kontakt mit den Menschen, eine antideutsche Haltung anscheinend nicht so festgesetzt. Dies wird zusätzlich durch die Erfahrungsberichte aus der Kriegszeit untermauert. So brachte die Familie des Hausmädchens Anna Vervier diese in ihrer Pariser Wohnung unter.[39] An anderer Stelle berichtete Vervier: „Eine Prinzessin d’Arenberg aus Paris gab sich alle Mühe, durch ihre guten Beziehungen die Befreiung der Erzieherin ihrer Kinder [sic] zu erwirken.“[40] Bestanden also gute Kontakte zur Oberschicht in Frankreich, konnte eine Rückkehr zur Arbeit auch eine Rückkehr nach Frankreich ermöglichen. Wenn also von antideutschen Ressentiments gesprochen wird, ist es notwendig, dieses französische Weltbürgertum nicht aus dem Sinn zu verlieren.

Dieses Weltbürgertum war auf der anderen Seite des Rheins allerdings nicht zwingend hilfreich und auch Kontakte in die oberen Schichten waren kein Garant für eine zügige Rückkehr. Selbst Harry Graf Kessler, geboren in Paris und selbst Teil einer internationalen Elite mit einer englischen Mutter und einem deutschen

36 Alfred Oulman, „L’Allemagne sera bientôt prête“, *L’Oued-Sahel*, 13. Dezember 1923, 1.
37 Brief des französischen Consul Général, F/7/15168.
38 Pawley, *Rhine*, 15–17.
39 Vervier, *Périgueux*, 6.
40 Vervier, *Périgueux*, 10.

Vater, kämpfte um seine Rückkehr, nachdem er den Krieg in Deutschland verbracht hatte.[41] Trotz aller Verbindungen war er nicht in der Lage, seine Mutter vor ihrem Tod im September 1919 wiederzusehen.[42] Tatsächlich würde es noch zwei weitere Jahre dauern, bis er wieder französischen Boden betreten konnte.[43] Bis dahin war Kessler Mitglied der DDP, er war dem pazifistischen Bund Neues Vaterland und zahlreichen weiteren Organisationen beigetreten und in der Zwischenzeit in ihren Diensten von Königsberg bis Rom gereist.[44] Sein neues Leben in Deutschland und seine Reisen durch Europa im Blick, konnte Kessler nicht umhin, seine Rückkehr wie folgt zu beschreiben:

> Früh in Paris an [sic], das ich am Dienstag vor dem Kriege, am 28. Juli 1914, verlassen hatte. Wilma und die Kinder an der Bahn. Merkwürdig, wie sieben so furchtbare Jahre für den unmittelbaren Eindruck (das heißt den nicht reflektierten) so vollkommen ausgelöscht sein können! Ich empfand, als ob ich wie früher von einer kurzen Abwesenheit zum Altgewohnten zurückkehrte. Nur die Menschen sind etwas düsterer, unfreundlicher geworden, wenn mich mein erster Eindruck nicht täuscht.[45]

Kessler schreibt hier selbstreflektiert über den Unterschied seiner Erfahrung und seines Erlebens, was noch einmal klar macht, wie stark retrospektive Erfahrungen einen Eindruck prägen konnten. So waren die sieben Jahre nicht spurlos an ihm vorbeigegangen, ja gerade die Abwesenheit ihres Einflusses auf seine Wahrnehmung war das faszinierende für ihn. Kessler war nun endlich wieder in Frankreich und fühlte sich, als wäre er bis auf ein paar Unterschiede nie weg gewesen. Im Kontext der antideutschen Stimmung, die eher außerhalb der oberen Schichten sichtbar war, ist diese Einschätzung nicht verwunderlich. Andere, die vor ihm wieder nach Frankreich gereist waren und nicht potenziell zu den reichen Kreisen gehörten, empfanden ihr Umfeld anders.

Nachdem sie den Autoren Yvan Goll geheiratet hatte, war Claire Stauder ab 1919 in Paris ansässig. Yvan, der aus dem französischsprachigen Teil Lothringens kam, hatte Claire ohne größere Probleme mitnehmen können, was erneut den vergeschlechtlichten Umgang mit „ethnisch“ Deutschen im Kontext einer eher unterwürfigen Frau untermauert. Claire Stauder, nun Claire Goll, nahm sich dieser Vorstellung auf jeden Fall selbst an, was ihr nachträglich Kritik wegen Misogynie ein-

41 Grupp, „Kessler“, 295–296.
42 Kessler, *Tagebücher*, 201–202.
43 Kessler, *Tagebücher*, 261.
44 Grupp, „Kessler“, 296.
45 Kessler, *Tagebücher*, 261.

brachte.[46] Allerdings nutzte sie auch ihre Stellung um weitere „ethnisch“ Deutsche zur Migration nach Frankreich zu bewegen, wie in ihrem Briefwechsel mit Rainer-Maria Rilke deutlich wird. Während der österreichische Rilke versuchte, einen tschechoslowakischen Pass für die Einreise zu erlangen, machte ihm Goll 1920 Mut und schrieb: „Paßschwierigkeiten keine mehr, wir haben schon deutsche Freunde hier. Und Briefe werden nur im taktvollen Deutschland geöffnet.“[47] Anscheinend hatte Claire Goll eine andere Erfahrung als Harry Graf Kessler und deutsche Arbeiter gemacht, was die Einreise nach Frankreich betraf. Ihr Aufenthalt selbst jedoch war auch nicht ohne Probleme. So hatte sie im Dezember 1919 noch „Paris erwürgt mich. Paris geht unter“ geschrieben, auch wenn diese Gefühle sich bis zum April wieder gelegt hatten.[48] Und auch im Briefverkehr wurden immer wieder Probleme wie Geld angesprochen, die eine Einreise erschwerten: „Deutsches Geld kommt natürlich nicht in Frage. Auch ich habe deutsches Geld, das ich mir gar nicht kommen lasse.“[49] Rilke blieb zögerlich und trotz Golls Rat und gutem Zureden brauchte er noch bis 1924, um nach Frankreich zurückzukehren.

Die facettenreichen Erfahrungen der Schwierigkeiten, die eine Rückkehr nach Frankreich mit sich brachten, ja, sie sogar unmöglich erscheinen ließen, betraf auch jene, die vormals in Frankreich gelebt hatten und nun das Gefühl mit sich trugen, nicht mehr zurückkehren zu können. Der Autor Franz Hessel beispielsweise schien von diesen Aussichten auch in seinem Leben in Deutschland betroffen, ein anonymer Autor schrieb 1922 über ihn:

> Franz Hessel hat lang in Paris gelebt und hat Heimweh danach. Ich treffe ihn gestern in München, es scheint die Sonne. Aber er hat den Regenschirm aufgespannt und die Hosen aufgekrempelt. Warum denn, Herr Hessel? „Es regnet in Paris“, sagt er.[50]

Auch wenn diese Glosse eher eine humoristische Übertreibung darstellte, bezog sie sich doch eindeutig auf Hessels fortlaufende emotionale Verbindung nach Frankreich. Hessel würde erst 1938 als Flüchtling nach Paris zurückkehren, 24 Jahre nachdem er das Land verlassen hatte. Diese ungebrochene Liebe zu Frankreich, besonders zu Paris, war in den gehobeneren Schichten Deutschlands nicht unge-

46 Für Golls Meinung über Gender, siehe: Margaret Littler, „Madness, Misogyny and the Feminine in Aesthetic Modernism: Unica Zürn and Claire Goll“ in, *Yvan Goll – Claire Goll. Texts and Contexts*, editiert von Eric Robertson and Robert Vilain (Amsterdam: Rodopi, 1997), 153–174.

47 Hesse, *Briefwechsel*, 30.

48 Maragaret Littler, „Madness, Misogyny and the Feminine in Aethetic Modernim. Unica Zürn and Claire Goll“, in Eric Robertson und Robert Vilain (Hg.), *Yvan Goll – Claire Goll. Texts and* Contexts (Amsterdam: Rodopi, 1997), 153–174.

49 Hesse, *Briefwechsel*, 29.

50 „Treue“, *Das Tage-buch*, 3:17 (1922), 667.

wöhnlich, wie man bereits an Harry Graf Kessler gesehen hat. Sie war in der Tat so weit entwickelt, dass Ivan Goll nicht umhin konnte, etwas herablassend zu notieren:

> Der Deutsche liebt Paris wie ein grüner Student eine dreißigjährige Kokotte: er wird sie niemals kennen. Kein deutscher Dichter (außer Heine) von den wenigen, die überhaupt über Paris zu schreiben gewagt haben (wie Rilke, Schickele), hat das Wesentliche: Ihre Laster, wissen wollen. Das ist immerhin galant von Seiten der Barbaren.[51]

Golls Einschätzung nach, war die Liebe der Deutschen zu Paris weder gleichwertig noch erwidert. Mit einem Augenzwinkern stellte er die Galanterie ihrer Naivität dem Bild der Barbarei gegenüber, die in der Anti-Deutschen Kriegspropaganda während des Krieges vorherrschte. So brach er das starre Bild der Kriegspropaganda auf, wenn auch mit einem Stich gegenüber Paris und seinen deutschen Verehrern. Eine Kluft zwischen Deutschland, „ethnisch" Deutschen und Frankreich blieb offensichtlich und in den Augen vieler praktisch unüberwindbar. Daher entschieden sich auch einige „ethnisch" Deutsche in der Weimarer Republik zu verbleiben und diese Kluft für sich zu nutzen.

Durch ihre Erfahrungen in Frankreich, wie bereits gezeigt, konnten sie in Deutschland ihre Karriere ausbauen. So war Französisch als Unterrichtssprache etwas, womit man auch in Zeitungen warb:

> Franz. Unterricht ert. Deutsche, die längere Zeit in Frankreich gelebt hat. Leibnizstr. 35, G.-H. bei Müller[52]
>
> Deutsche Dame, die lange in Frankreich gelebt [hat], wünscht noch einige frz. Unterhaltungsstunden zu geben. M, H, bei Dr, Michow[53]

Ein Aufenthalt in Frankreich und somit eine Verbindung zu diesem Land war also, zumindest in den Augen der beiden Frauen, ein positives Merkmal im Deutschland der Nachkriegszeit. Auch negative Erfahrungen konnten vermarktet werden. So nutzte Victor Auburtin, zurück in Deutschland, seine Erfahrungen um seine antifranzösischen Artikel mit einer Aura des Fachwissens zu umgeben: „Uns ist bekannt, daß der Amerikaner täglich mindestens ein Bad nimmt und ebenso weiß jeder, der in Paris gelebt hat, daß der Franzose der modernen Erfindung des Waschens mit einer gewissen Res[tskepsis] gegenübersteht."[54] Auch sein Erfahrungsbericht, der bereits antifranzösische Neigungen offenbarte, wurde immer wieder in Zeiten der Krise vermarktet. Seine Erfahrung in französischer Internierung

51 Yvan Goll, „Pariser Tagebuch", *Das Tage-Buch*, 1:4 (1920), 138.
52 „Unterricht. Pension", *Berliner Tageblatt*, 12. März 1919, 12.
53 „Unterricht", *Hamburgischer Correspondent*, 6. Februar 1916, 12.
54 Victor Auburtin, „Verstimmungen", *Berliner Tageblatt*, 22. Juli 1919, 2.

wurde regelmäßig vom *Berliner Tageblatt* als Einblick in den französischen Charakter vermarktet:

> Wer begreifen will, was heute im Westen Deutschlands vor sich geht, der lese dieses erschütternde glanzvoll geschriebene kleine Kunstwerk[55]
> Jetzt wieder Hochaktuell! Wie verblendete Leidenschaft sehr viele Franzosen zu einer Haltung hinriss, die allen Geboten der Zivilisation widerspricht [56]

Die Werbungen, die nicht zufälligerweise in der Zeitung geschaltet wurden, für die Auburtin auch schrieb, fielen beide zeitlich in die französische Besetzung des Ruhrgebiets und nutzten diese Entwicklung auch offensichtlich um den Verkauf des Buches voranzutreiben. Auburtin war allerdings nicht der einzige, der sich dieser Methoden bediente. Zwar wurde kein Name genannt, doch wendete auch dieser anonyme Schreiber die gleiche Methode an, um seine negative Darstellung Frankreichs zu untermauern:

> Liberté, Egalité, Fraternité. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Wir, die wir jahrelang in Frankreich gelebt haben, wissen daß diese Forderung in der französischen Republik bis heute nicht durchgeführt worden ist, weil sie an sich eben undurchführbar ist. Aber die Franzosen lieben wie mancher unsrer Machthaber die Phrase, und wäre sie noch so gedankenlos.[57]

Wer also in Frankreich gelebt hatte, war in Deutschland nicht zwingend negativ konnotiert, sondern konnte seine Erfahrungen nutzen, um ein besseres Verständnis des Nachbarlandes, seiner Kultur und seiner Sprache zu reklamieren. Insofern waren die Verbindungen nach Frankreich auch für jene nicht vollkommen zerstört, die nicht zurückkehrten.

Die nur langsam auftauenden Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich taten ihr Übriges, eine deutsche Migration nach Frankreich in größerem Rahmen aufzuhalten. Doch tauten sie auf und Befürchtungen gegenüber „ethnisch“ Deutsche nahmen zunehmend ab. Ja, 1924 hatten sie sich sogar fast ins Gegenteil gekehrt, beschwerte sich der Autor Stefan Großmann einerseits über die antifranzösische Stimmung in Deutschland und beschrieb andererseits die Stimmung in Frankreich wie folgt:

> Werden denn nicht wenigstens die Deutschen beschimpft? Ich habe nirgendwo, weder in den Zeitungen noch in den Versammlungen, weder in Cabarets, noch in Revuen eine Beschimpfung der Deutschen gehört. Natürlich sagt man dann und wann „boche“, aber das Wort hat seinen Haß-Gehalt verloren, es ist ausgeraucht. Dafür habe ich in Gesprächen wie-

55 „Was ich in Frankreich erlebte- Anzeige“, *Berliner Volkszeitung* 9. Mai 1923, 4.
56 „Jetzt wieder Hochaktuell! – Anzeige“, *Berliner Volkszeitung*, 17. April 1923.
57 „Bunte Ecke – Egalité“, *Neue Hamburger Zeitung*, 11. Februar 1919, 5.

> derholt von „le Fritz“ reden gehört. „Le Fritz“ – das ist der Preuße, den man im Kriege kennen gelernt hat und der eigentlich ein leidlicher Kerl war, gutmütig trotz äußerer Barschheit. „Le Fritz“, das enthält ein bisschen Wohlwollen mit einem unausgesprochenen Seufzer. So ist er eben!...Auch in den Zeitungen bis knapp vor dem Wahltag, fand ich keine Schmähung Deutscher. Freilich ist die politische Gleichgültigkeit sehr groß geworden; [...] Es gibt keine Invectiven [sic] gegen die Deutschen. In allen Restaurants, im Metro, im Theater kann man ruhig deutsch sprechen. Niemand stört einen. Niemand kümmert sich um einen.[58]

Selbst die Bezeichnung Boche hatte laut Großmann zu diesem Zeitpunkt ihren Biss verloren. Auch spielte in die Wahrnehmung das Bild Deutschlands in Frankreich mit hinein, wie Großmann fortführte:

> Doch irgendwo sah ich einen Deutschen auf der Bühne. In der großen Revue der „Folie bergères“. Wie steht dort der repräsentative Deutsche? ... Caligari. Ein kleines, verhutzeltes Männchen. Das war der Deutsche. Er führte die bis auf die Brustwarzen entkleideten Göttinnen des Coco, will sagen: Cocaïn, und des Morpho, will sagen: Morphium mit sich; ohne Cocain kann er nicht leben, der Deutsche, wie ihn die Folies bergères zeigen.[59]

Der Geist von Locarno hatte begonnen, seine Spuren in Frankreich zu hinterlassen. Auch die politischen Umstände in Frankreich hatten begonnen, sich zu verändern. Die Krise und damit einhergehende Abwahl Poincarés im Angesicht einer deutschlandfreundlicheren Mitte-Links Koalition hatte auch den französischen Ton gegenüber Deutschland versöhnlicher werden lassen. Dass sich diese *Détente* fortsetzen und Auswirkungen auf die „ethnisch“ deutsche *Community* haben würde, wird an der protestantischen Kirche in Paris sichtbar, die 1925 an einen deutschen Träger zurückgegeben und wiedereröffnet wurde. Julie M Powell analysierte die Entwicklung in Frankreich wie folgt:

> Ab 1924 hatte sich der meiste Staub des Krieges gelegt und die Franzosen gewöhnten sich vorsichtig an die neuen Beziehungen mit der Welt um sie herum. Fantasien einer französischen Isolation und eines Essentialismus hatten sich als unhaltbar herausgestellt während ausländische Arbeiter in die französische Metropole migrierten, das französische Empire bewegte sich in das Zentrum der Kultur und eine Annäherung an Deutschland wurde eine mögliche, tatsächlich sogar erstrebenswerte Realität.[60]

Und tatsächlich lässt sich dieser von Powell beschriebene Trend nicht nur über das Selbstbild verifizieren. So veröffentlichte das französische Amt für Statistik einen Zeitstrahl der Naturalisierungen und Ausländer in Frankreich, wenn auch

58 Grossmann, „Wahlbilder“, 656–657.
59 Grossmann, „Wahlbilder“, 657–658.
60 Julie M. Powell „About-Face. Gender, Disfigurement and the Politics of French Reconstruction 1918–24“, *Gender & History* 28:3 (2016), 605.

erst 1942 unter nationalsozialistischer Besatzung. Bernard Laguerre hat daher gerade im Kontext der Denaturalisierung die Zahlen aufgrund ihres Entstehungsdatums als unhaltbar zurückgewiesen.[61] Doch selbst Laguerre musste gestehen, dass diese Zahlen nicht zwingend erfunden oder falsch waren. Diverse Zahlen waren bereits vor der Besatzung entstanden und mussten daher nicht ausgedacht werden. Wird vorsichtig mit den Zahlen verfahren, so können sie doch einen Trend offenlegen: Naturalisierungen deutscher Staatsbürger wurden ab 1920 wieder aufgelistet und hatten bis 1922 ihr Vorkriegslevel erreicht.[62] Nach diesem Jahr wird eine klare Eingrenzung schwieriger, da sich ab 1923 Elsässer mit deutscher Staatsbürgerschaft naturalisieren lassen konnten und mit in die Statistik eingingen. Daher waren die Zahlen der Jahre 1925 und 1926 deutlich höher als vorher, weisen aber nicht zwingend auf eine Migrationsbewegung hin. Der Trend zu mehr Naturalisierungen vor 1923 zeigt auf jeden Fall, dass einige deutsche Staatsbürger es versuchten und schafften, so schnell als möglich eine französische Staatsbürgerschaft zu erhalten.

Die steigenden Zahlen an deutschen Staatsbürgern in Frankreich zwischen 1921 und 1926 weisen ebenfalls in diese Richtung. Waren 1921 noch ein paar tausend gelistet, waren es 1926 bereits über dreißigtausend.[63] Dies würde auf eine steigende Migration hindeuten, allerdings ist auch hier nicht klar, ob Elsässer, die noch eine deutsche Staatsbürgerschaft besaßen, ebenfalls mitgezählt wurden. Trotz alledem und im Kontext der Definition von „ethnisch“ deutsch, war die Zahl dieser in Frankreich kontinuierlich gewachsen. Unter welchen Umständen dies geschah und welche Personen sich naturalisieren ließen oder migrierten, geht aus den Zahlen nicht hervor. Doch selbst wenn die Zahlen problematisch sind und keine genaueren Rückschlüsse zulassen, bekräftigen sie dennoch die Entwicklung zur *Détente*, die an anderen Stellen sichtbar wurde. Bis es zu dieser *Détente* kam, war die Situation der „ethnisch“ deutschen *Community* aber alles andere als einfach oder besser ausgedrückt: Bis 1924 konnte eine „ethnisch“ deutsche *Community* nicht existieren, geschweige denn wiederaufgebaut werden.

61 Bernard Laguerre, „Les dénaturalisés de Vichy 1940–1944“, *Vingtième Siècle. Revue* d'histoire, 20 (1988), 7.

62 Depoid, *Naturalisations*, 29.

63 Depoid, *Naturalisations*, 75, 77.

8.2 Die Probleme der Rekonstruktion einer Community bis 1924

Als Stefan Grossmann nun 1924 durch Paris lief und sich umschaute, fiel ihm eine weitere Entwicklung auf, die die deutsch-französischen Verhältnisse in Frankreich bebilderte. In seinem Text für das *Tage-buch* ließ er diese Beobachtung einfließen: „Freilich, es gibt nur in einigen Kiosken auf den Boulevards ziemlich versteckt deutsche Zeitungen zu sehen, in keinem Laden ist die alte Tafel: ‚Man spricht deutsch' wieder zum Vorschein gekommen. Wir sind einfach nicht da…"[64] Es waren schlicht keine „ethnisch" Deutschen mehr sichtbar in Paris. Hierfür könnte in Teilen genau die vormalige Befürchtung der Regierung gesorgt haben. So wurden wenig deutsche Staatsbürger ins Land gelassen und waren wenige „ethnisch" Deutsche in Frankreich, konnten diese das Straßenbild nicht verändern, wurden also somit als geringere Gefahr im eigenen Land wahrgenommen. Zumal wenn die „ethnisch" Deutschen, die nach Frankreich einreisten, frankophil oder reich genug waren um die Restriktionen zu überwinden wie Kessler und Goll. Aber gerade letzteres war nicht zwingend der Fall. Die negative Einstellung war reziprok und außerhalb politisch linker Kreise auch in Deutschland noch präsent.[65] So kam es, dass nicht nur jene, die in Deutschland geblieben waren, antifranzösische Einstellungen haben konnten. Auch jene, die nach dem Krieg nach Frankreich zogen, konnten solche Einstellungen mitbringen. Stefan Grossmann beschwerte sich hierzu im gleichen Jahr bitterlich über seine deutschen Kollegen:

> Uebrigens ist Frankreich über deutsche Vorgänge hundertmal besser unterrichtet als wir über französische. Unsere amtliche Vertretung in Paris; zum Teil abgebaut, zum Teil schwer überbürdet, ist allzu klein. Unsere Journalisten sind, fast alle, noch mit Frankreich „böse", meiden Kammer, Quai d'Orsay und Redaktionen, sind stolz auf ihre charaktervolle Zurückgezogenheit und erfahren nichts.[66]

So war laut Grossmann auch in Frankreich noch eine antifranzösische Stimmung unter den deutschen Journalisten präsent. Ihr Umgang mit den französischen Regierungseinrichtungen war ebenfalls eher stümperhaft und die amtliche Vertretung konnte hierbei nicht helfen. Gerade die Botschaft, die sich auch aktiv für die

---

64 Grossmann, „Wahlbilder", 657.

65 Peter Friedmann, „Das Frankreichbild der Zwischenkriegszeit in ausgewählten Organen der Deutschen Arbeiterpresse", *Francia*, 17:3 (1990), 55; Thomas Lange, „Zwischen Gott und Teufel. Das Frankreichbild deutscher Schriftsteller im französischen Exil", in Dietrich Harth (Hrsg.), *Fiktion des Fremden. Erkundung kultureller Grenzen in Literatur und Publizistik* (Frankfurt: Fischer, 1994), 85.

66 Stefan Grossmann, „Stresemann, von Paris aus gesehen", *Das Tage-Buch*, 4:20 (1924), 695.

Belange der „ethnisch“ Deutschen in Frankreich vor dem Krieg eingesetzt und Teile des Netzwerkes aufrechterhalten hatte. Grossmann übertrieb nicht, als er diese als zu klein und überbürdet beschrieb, denn die Botschaft hatte schon 1924 eine lange Nachkriegsgeschichte hinter sich.

Im Januar 1920, etwas über ein Jahr nach dem Waffenstillstand, war Wilhelm Mayer, ein katholisch konservatives Mitglied der Weimarer Nationalversammlung, zum deutschen Botschafter in der wiedereröffneten deutschen Botschaft in Paris ernannt worden.[67] Die folgenden drei Jahre seiner Amtszeit würden sich als schwierig erweisen. Im gleichen Zeitraum war auch eine separate Friedensdelegation zur Verhandlung der Reparationszahlungsfragen zusammengestellt worden.[68] Botschafter Mayer nun, hatte die Aufgabe des Mittelsmannes zwischen einem deutschen Außenministerium mit radikalen Reparationsgegnern wie Carl von Schubert und einer französischen Regierung, die aktiv unter der Losung „Le boches paiera“ agierte.[69] Die Koordination der deutschen Unterhändler war, so Conan Fischer, nicht einfach: „Deutsche Unterhändler schienen nicht fähig zu entscheiden, ob sie eine ungebeugte große Macht vertraten, ein reumütiges, liberalisiertes Deutschland oder schlicht ein mittelloses, hungerndes Land, das Essen und Rohmaterial für sein Überleben benötigte.“[70] Diese Inkohärenz und verschiedenen Stimmen innerhalb der deutschen Außenpolitik bezüglich der Reparationen war schwer zu navigieren und nötigte Mayer regelmäßig dazu, gegen das Außenministerium in Berlin zu agieren. Bereits 1920 musste er Berlin davon abhalten, die Friedensdelegation vor Anfang 1921 aufzulösen, denn, so argumentierte er, die Botschaft war zu diesem Zeitpunkt schlichtweg nicht in der Lage die Arbeit der Delegation zu übernehmen.[71] Die Friedenskonferenz in London 1921 war ebenfalls von Fehlkommunikationen geplagt, beschwerte sich Mayer über die unklaren Aufgaben und daraus folgenden Konflikte:

> Ich hoffe, dass Euer Hochwohlgeboren hiernach erkennen werden, dass ich genau instruktionsgemäss gehandelt habe, dass es aber andererseits bedauerlich ist, dass während der zwi-

67 *Reichsminister des Auswärtigen Müller. 20 Januar 1920*, in Institut für Zeitgeschichte, München ED 367 Vol. 5.

68 Interner Bericht „Zur Frage der Vereinigung der Friedensdelegation mit der Botschaft“, Paris, 1920, in Institut für Zeitgeschichte, München, ED 367 Vol. 5.

69 Peter Krüger, „Carl von Schubert und die deutsch-französischen Beziehungen“, in Stephen Schuker (Hrsg.), *Deutschland und Frankreich. Vom Konflikt zur Aussöhnung. Die Gestaltung der westeuropäischen Sicherheit 1914–1963* (München: Oldenbourg, 2000), 77–78.

70 Conan Fischer, *The Ruhr-Crisis 1923–1924* (Oxford: Oxford University Press, 2003), 7.

71 (Erlass v. 4.VI.20), Mai 1920, in Institut für Zeitgeschichte, München ED 367, Ad Nr. ICH 5163; „Auf den Erlass vom 13 August 1921“, 21.08.1921, in Institut für Zeitgeschichte, München ED 367 Vol. 5.

> schen der Londoner und der hiesigen Demarche liegenden Zwischenzeit von einer Woche nichts geschehen ist um den Auftrag vom 7. Januar zu annullieren.[72]

Als wären die Kommunikationsschwierigkeiten zwischen Berlin, Paris und London nicht bereits genug gewesen, um die Botschaft von ihrer Hilfe für „ethnisch" Deutsche in Frankreich abzuhalten, kollidierten die bereits bestehenden Probleme darüber hinaus noch mit den hartnäckigen antideutschen Ressentiments in Frankreich.

In dieser Hinsicht beschwerte sich vor allem der Botschaftsangestellte und Ökonom Gottfried Zoepfl in einem privaten Memorandum von 1920 über die kühle Haltung der französischen Regierungsorgane auf der einen Seite und die Ansprüche Berlins auf der anderen: „Von einer Unterstützung der Behörden, Bibliotheken und dergleichen ist bei unserer Tätigkeit überhaupt nicht die Rede. Trotzdem kommen von Tag zu Tag auch von behördlicher Seite aus Deutschland immer größere Ansprüche an Information".[73] Diese problematische Gemengelage und ihre Auswirkungen auf die Botschaft werden durch den Fakt veranschaulicht, dass die Botschaft bis 1921 genötigt war, ihre Mittel in einem Tresor vor Ort zu lagern statt ein Konto bei einer französischen Bank zu eröffnen.[74] Auch die Wiedereröffnung „ethnisch" deutscher Einrichtungen erwies sich als äußerst schwierig und zeitintensiv. Mit gemeinsamem Einsatz versuchte die Botschaft, der schwedische Erzbischof, das *New York Federation Council of the Church of America* und die evangelische Gemeinde seit 1920 vergeblich, die Regierung Poincarés davon zu überzeugen, die evangelische Kirche zurückzuerhalten.[75] 1921 wurde darüber hinaus das Mobiliar seitens der französischen Regierung verkauft und auch ein Verkauf der Kirche wurde in Betracht gezogen.[76] Jedwede Form „ethnisch" deutschen Lebens in Frankreich wurde bis 1924 als Gefahr angesehen, die es zu unterdrücken galt, und darunter fiel auch die deutsche Kirche.[77] Erst 1925 würde die Kirche wiedereröffnen. Zwar teilte Mayer auch französische Meinungen mit Berlin, doch nahmen die Reparationsdebatten einen solch großen Raum ein, dass trotz der Existenz der

---

72 Wilhelm Mayers Brief an den Außenminister Simon 18.01.1921 Paris, Institut für Zeitgeschichte, München ED 367 Vol. 5.

73 Gottfried Zoepfle „Die Tätigkeit der ‚Wirtschaftlichen Abteilung' im ersten Vierteljahr ihres Bestehens", 19.10.1920, 4, in Institut für Zeitgeschichte, München ED 367 Vol. 5.

74 „Auf den Erlass vom 13 August 1921", 21.08.1921, 2, in Institut für Zeitgeschichte, München ED 367 Vol. 5.

75 Recke, *Fluctuat*, 82–83.

76 Recke, *Fluctuat*, 82–83.

77 Marie-Michèle Doucet, „L'opposition des pacifistes françaises à l'occupation de la Ruhr (1923–1925)", *La contemporaine* 3:129–130 (2018), 48.

Friedensdelegation kaum Platz für andere Informationen übrig blieb.[78] Die Botschaft war funktional überlastet in einer komplexen Lage. In seinem Bericht über den Finanz- und Handelssektor, den die Botschaft ebenfalls betreute, beschwerte sich Zoepfle darüber hinaus noch über die akkute Unterbesetzung im Vergleich zu den Aufgaben, die die Botschaft zu bearbeiten hatte:

> Es bedarf wohl keiner Begründung, daß es für einen Mann schon einfach physisch unmöglich ist, täglich etwa 30 Handelsfragen gründlich zu beantworten und 20 mündliche Auskünfte. […] Es ist eben zu beachten, daß in Frankreich noch nirgens [sic] deutsche Konsulate sind und daß die ganze sonst diesen zustehende wirtschaftliche Tätigkeit jetzt bei uns zusammenströmt.[79]

Zu diesen Schwierigkeiten, so Zoepfle, kam noch hinzu, dass die Botschaft sich nach ihrer Schließung diverse Kontakte erst wieder neu erschließen musste, während andere Botschaften auf bestehende Netzwerke und Kommunikationskanäle zugreifen konnten.[80] Darüber hinaus half auch der persönliche Charakter des Leiters Wilhelm Mayer der Situation nicht. Als deutsch-konservativer Anwalt hatte Mayer während des Krieges seine Plattform antifranzösisch ausgerichtet und war im Vorfeld mit den wirtschaftlichen Auswirkungen des Versailler Vertrags beauftragt gewesen.[81] Paul Koeppen beschrieb die Wirkung seines Charakters auf Frankreich wie folgt: „In Mayer erblickten sie – wie bei Brockdorff-Rantzau zuvor in Versailles – eher den Protagonisten des alten Systems, denn den Hoffnungsträger für einen Neuanfang.“[82] Er verkörperte also selbst ungewollt die widersprüchliche Haltung der deutschen Außenpolitik.

So entsteht ein deutliches Bild aus den internen Dokumenten und Forschungsmeinungen: Die deutsche Botschaft der Nachkriegszeit war überfordert mit den neu zu errichtenden Strukturen, fehlenden Mitteln, dem politischen Minenfeld der deutsch-französischen Nachkriegsbeziehungen, dem politischen Chaos in Berlin und der antideutschen Einstellung vor Ort. Sie war daher nicht in der Lage, sich um die Belange existierender oder einreisender „ethnisch“ Deutscher in Frankreich zu kümmern. Die schwierigen Beziehungen stellten die Botschaft vor eine Kluft, die sie nicht überbrücken konnte. Passend zu dieser Entwicklung endete Mayers Amtszeit auf dem Höhepunkt der deutsch-französischen Konflikte um

78 „Telegramm von Mayer and den Reichsminister im Auswärtigen Amt“, 06.12.1922, in Institut für Zeitgeschichte, München ED 367 Vol. 5.

79 Gottfried Zoepfle, „Die Tätigkeit der ‚Wirtschaftlichen Abteilung‘“, ED 367 Vol. 5.

80 Zoepfle, „Abteilung“.

81 Paul Koeppen, *Die praktische Komponente deutscher Verständigungspolitik* (Bologna: Dissertation, 2013), 120–121.

82 Koeppen, *Verständigungspolitik*, 122.

den Einmarsch ins Ruhrgebiet 1923. Er wurde als Akt des Protests seitens der deutschen Regierung abgezogen und durch Leopold von Hoesch ersetzt, der die folgenden acht Jahre und von 1932 bis 1936 im Amt bleiben würde.[83] Ähnlich wie in anderen Entwicklungen, kam mit der Ernennung Hoeschs eine Person an die Spitze der Botschaft, die auf eine eher positive Rezeption stieß. Bis dahin konnte von einer Unterstützung des Wiederaufbaus einer „ethnisch" deutschen Community seitens der Botschaft nicht die Rede sein. Die Kluft, die sie zwischen Frankreich und Deutschland zu überbrücken versuchte, war noch zu groß. Sie hatte daher keine Kapazitäten, sich um die zu kümmern, die bereits im Land waren und ebenfalls dieser Kluft ausgesetzt waren. Für ein besseres Verständnis der Auswirkungen dieser Kluft auf die „ethnisch" Deutschen vor Ort eignet sich eine zeitgenössische Geschichte von Claire Goll.

Die Novelle *Une Allemande à Paris* erschien 1924 zuerst auf Französisch.[84] Ob kulturelle Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich der Fokus der Geschichte sind, ist bislang umstritten.[85] Doch selbst wenn diese Beziehungen nicht der Kern der Geschichte waren, so spielten sie eine unübersehbare Rolle: Erika Wolff, eine junge Frau aus Süddeutschland, verliebt sich in den Franzosen Jaques Narval und kann doch nicht mit ihm zusammen sein. Schwanger mit seinem Kind zieht sie zurück nach Deutschland, wo das Neugeborene verstirbt. Mit dem toten Kind reist Erika nun nach Frankreich, um das Kind dort zu begraben und Goll lässt sie die „ Erde Frankreichs [streicheln], mit der sie für immer vermählt war".[86] Goll zeichnete in ihrem Roman also das Bild einer Frau, die zwischen verschiedenen Welten gefangen war und somit, so argumentiert Barske, auch ein Bild von sich selbst: „Claire Goll, wie ihre Protagonistin Erika, ist eine Deutsche in Paris. Die Fragen ihrer Identität beschäftigen sie: ist sie deutsch, ist sie französisch, oder sogar franko-deutsch oder deutsch-französisch? Es lässt sich sagen, dass Claire Goll diese Fragen in ihren Roman *Une Allemande à Paris* einfließen lässt."[87] Auch Jörg Türschmann sieht autobiographische Elemente in der Geschichte, hatten doch die Au-

83 Hajo Holborn, „Diplomats and Diplomacy in the Early Weimar Republic", in Craig Gordon und Felix Gilbert (Hg.), *The Diplomats 1919–1939* (Princeton: Princeton University Press, 1981), 151.

84 Claire Goll, Arsenik. *Deutsche in Paris*, ed. von Barbara Glauert-Hesse (Göttingen: Wallstein, 2005).

85 Moritz Barske, „Une Allemande à Paris (1924/1927) par Claire Goll – Un roman dans l'esprit du ‚Locarno intellectuel'", *Synergies Pays germanophones*, 10 (2017), 135–136; Jörg Türschmann, „Claire Goll. Eine Deutsche in Paris", in Elke Mettinger, Margarete Rubik und Jörg Türschmann (Hg.), *Rive Gauche. Paris as a Site of Avant-Garde Art and Cultural Exchange in the 1920s* (Amsterdam: Rodopi, 2007), 255–256.

86 Goll, *Paris*, 264.

87 Barske, „Paris", 135–136.

torin und ihr Liebhaber starke Ähnlichkeiten zu den beiden Hauptfiguren.[88] Darüber hinaus wird die deutsch-französische Beziehung nicht nur in den Themen des Buches deutlich, sie wird auch von den Figuren selbst diskutiert. Bereits auf den ersten Seiten des Buches unterhält sich Erika mit einem Mr. Monnier über den Blick eines Deutschen auf Frankreich:

> [Mr. Monnier] „Ja, ich weiß, Sie gehören zu jenen deutschen Idealisten, die sich einbilden, was französisch ist, sei edel."
> [Erika Wolff] „Gewiss, ich bewundere Ihre Landsleute. Sie haben eine Abscheu vor allem was niedrig ist. – Übrigens, glauben Sie mir, der starke Haß [sic] der Deutschen gegen die Franzosen wäre nicht möglich, wenn Sie sie nicht unterbewußt so tief bewunderten."[89]

Diese Ansicht ähnelt auf unverkennbare Weise der eigenen Einstellung Golls, wie sie sie in ihren privaten Briefen schrieb: „Mir ist, als hätte ich bisher in der Provinz gelebt. Man sieht von hier bis Amerika, Japan…aber von Berlin aus höchstens bis Lichterfelde-West."[90] Genau wie Claire Goll verliebte sich Erika Wolff in Paris, trotz des überwältigenden Charakters der Stadt. Allerdings ist Erika im Verlaufe des Buches nicht in der Lage, ihre deutsche Identität zu verlassen, ist der Abstand zwischen den zwei Gruppen, die sich als verschiedene Rassen verstehen, zu groß: „Aber wenn sich schon zwei gebildete Menschen dieser ewig gegensätzlichen Rassen nicht verschmelzen ließen, wie sollten es dann erst die zwei Völker!"[91]

Versuche, diese Kluft zu überbrücken werden in dem Buch als naiv oder unrealistisch offengelegt. Daher wird ihre deutsche Nationalität immer wieder in Zeiten des Konflikts hervorgebracht, sei es mit Paris selbst, ihrer Liebe zu Jaques oder mit Mr. Monnier. Auch der Krieg wird eindeutig als Grund für diese Kluft genannt:

> Was wußte ihr Vater, der gute Professor Wolff, der zuhause einen „blökenden" Pazifismus, wie die Franzosen sagten, dozierte, von den Vereinigten Staaten von Europa träumte und mit einigen ebenso braven französischen Kollegen Verbrüderungsbriefe austauschte von dieser jüngsten, unwirschen Generation […] Überall rächte sich der Krieg an der neuen Jugend, aber in der geistreichsten Stadt der Welt am bittersten.[92]

Die Unmöglichkeit, diese Kluft zu überbrücken, wird letztendlich, so argumentiert Barske überzeugend, von Erikas und Jaques Kind personifiziert: „Ihr Kind, halb französisch, halb deutsch, stirbt als Symbol dieser Doppelidentität. Der Erfolg ei-

88 Türschmann, „Paris", 255–256.
89 Goll, *Paris*, 183.
90 Hesse, *Briefwechsel*, 198.
91 Goll, *Paris*, 198.
92 Goll, *Paris*, 198.

ner pazifistischen und dauerhaften deutsch-französischen Koexistenz scheint in der Zwischenkriegszeit unmöglich."[93] Durch Golls Briefe und ihre Geschichte wird deutlich, wie ambivalent das Leben in Paris als „ethnisch" Deutsche in der Nachkriegszeit war. Die Stadt selbst zog Menschen mit dem Versprechen weltgewandter Kunst an, aber ging es um „ethnisch" Deutsche, war die nationalistische oder sogar rassifizierte Tendenz noch merklich spürbar.

Die Probleme, gleichzeitig Frankreich zu lieben und mit den nur langsam abnehmenden Animositäten zurecht zu kommen, werden gerade an Claire Goll sichtbar. Die Liebe für Frankreich und Paris konnte nicht ohne Probleme, Schmerz und deutsch-französischen Konflikt ausgelebt werden. Der Krieg hatte Wunden hinterlassen, die nicht nur eine Normalität unmöglich machten, sondern auch einen Wiederaufbau der „ethnisch" deutschen Community. Dies steht in einem klaren Unterschied zu Großbritannien, wo frühe und erfolgreiche Versuche, die Undurchlässigkeit der Kriegszeit zu überwinden, von beiden Seiten getätigt wurden. Es ist daher nicht überraschend, dass, wenn eine „ethnisch" deutsche Community in Frankreich 1918 überhaupt noch existierte, diese, genau wie 1871, nur eine sporadische und verteilte Agglomeration ausgegrenzter Personen war. Nur in den höheren sozialen Schichten, ähnlich wie im Weltbürgertum vor 1918, wurde der Versuch einer *Détente* unternommen. Für den Rest blieb Antipathie und Indifferenz das Hauptmerkmal des Lebens für „ethnisch" Deutsche in Frankreich, oder viel eher Paris. In diesem Amalgam verschiedener negativer Konnotationen, stand nun eine Gruppe genau zwischen den stillgelegten aber noch immer undurchdringlichen Fronten; sowohl kulturell als auch geographisch. Die Elsässer, die mit dem Ende des Krieges nun wieder ein Teil Frankreichs wurden, mussten ihre Position in vielen Teilen erst noch finden.

8.3 Die Erfahrung der elsässischen Bevölkerung nach 1918

Gerade aufgrund ihrer geographischen und kulturellen Position zwischen Deutschland und Frankreich stellt die Bevölkerung des Elsass ein gutes Beispiel für die Beziehung zwischen deutscher und französischer Nationalidentität dar. Da auch vor dem Krieg schon einige Elsässer in Frankreich gelebt hatten, hatten sie bereits länger eine Rolle im Zwischenraum der beiden Identitäten eingenommen. Gleichzeitig sahen sie sich auch mit dem Argument konfrontiert, und in einigen Fällen reproduzierten sie auch dieses, dass es diesen Zwischenraum nicht gäbe. War ihre Position in Frankreich auch schon während des Krieges wackelig gewe-

93 Barske, „Paris", 141–142.

sen, so galt dieser Balanceakt nun für eine ganze Region. Sie befanden sich noch stärker in einer schwierigen Position zwischen den beiden Identitäten. Denn waren die meisten Bewohner der Region vor und während des Krieges offiziell deutsch und Teil des deutschen Kaiserreichs gewesen, so können ihre Erfahrungen erst hier in der Nachkriegszeit stärker beleuchtet werden. Auch hat gerade das Elsass wegen dieser Stellung bislang innerhalb der Forschung viel Aufmerksamkeit erfahren, von der Erforschung kultureller Identität auf Grabsteinen, über Weinanbau bis hin zu generellem Regionalismus.[94] Doch ist es trotz der Fülle an Forschung immer noch sinnvoll, gerade hier auf diese Gruppe einzugehen, bietet sich ihre Stellung in der Nachkriegszeit für einen Vergleich zu anderen „ethnisch" Deutschen in Frankreich an. Wie sich die Erfahrung der nationalen Identität als Person oder Gruppe und die generellen Entwicklungen der Nachkriegszeit auf sie auswirken würden, wird von Samuel Goodfellow gut zusammengefasst:

> Drei imaginierte Darstellungen des Elsass entstanden – das Elsass als französisch, das Elsass als deutsch und das Elsass als einzigartig elsässisch. […] In Wahrheit war das Elsass eine pluralistische Gesellschaft aus Protestanten, Katholiken und Juden und anhand von Stadt-Land, sprachlichen und Klassenunterschieden gespalten. In der Tat befeuerten lokale Antagonismen zwischen Klasse, Religion und Raum die Debatte um eine elsässische Identität.[95]

Elsässer mussten also in der Nachkriegszeit mit verschiedenen Vorstellungen ihrer Identität umgehen, sowohl von außerhalb als auch innerhalb des Elsass und selbst die externen Vorstellungen waren gegensätzlicher Natur. Während sowohl das deutsche Kaiserreich als auch die französische Republik die Region und Bevölkerung als ihnen zugehörig betrachteten, bestanden in beiden Ländern ein latentes Misstrauen gegenüber den Elsässern. Als Teil des deutschen Kaiserreichs wird dieses Misstrauen durch Vorfälle wie die Zabern-Affäre von 1913 sichtbar, auch wurden elsässische Soldaten an die Ostfront verlegt um potenzielle Meutereien zu verhindern.[96] In Frankreich wurde die Region zwar als verlorenes Kind willkommen geheißen, doch war sich die Regierung bewusst, dass 40 Jahre unter deutscher Herrschaft nicht spurlos an der Region vorbeigegangen waren und diese Spuren

94 Siehe zum Beispiel: Katharina Vajta, „Gravestones speak – but in which language? Epitaphs as mirrors of language shifts and identities in Alsace", *Journal of Multilingual and Multicultural Development*, 39:2 (2018), 137–154; Alison Carrol, „Wine Making and the Politics of Identity in Alsace. 1918–1939", *Contemporary European History*, 29:4 (2020) 380–393.

95 Samuel Goodfellow, „From Germany to France? Interwar Alsatian National Identity", *French History*, 7:4 (1993), 450–451.

96 Markus Evers, *Enttäuschte Hoffnungen und immenses Misstrauen. Altdeutsche Wahrnehmungen des Reichslandes Elsaß-Lothringen im Ersten Weltkrieg*, (Berlin/Boston: De Gruyter Oldenbourg, 2016), 60–61, 141.

nach ihrem Verständnis beseitigt werden mussten.[97] Aus Sorge um potenziellem Widerstand wurde die Frankifizierung, also Maßnahmen einer kulturellen Angleichung an Frankreich, vorsichtig vorangetrieben, um die Übernahme des Elsass nicht wie eine militärische Besatzung wirken zu lassen.[98] Nichtsdestotrotz hatte sich das Elsass, im öffentlichen Bild Frankreichs, seit 1871 nach nichts anderem gesehnt als der Wiedervereinigung mit einem kulturell näheren Frankreich. Es gab ein Bewusstsein darum, dass die elsässische Bevölkerung dies vielleicht nicht so erfuhr, vor allem jene Elsässer mit stärkeren Verbindungen nach Deutschland und zu einer „ethnisch" deutschen Identität. Allerdings war dieses Bewusstsein eher in den politischen Kreisen vorhanden als in der öffentlichen Wahrnehmung.[99] Hinzu kam, dass, trotz Problemen mit der deutschen Herrschaft über das Elsass, viele sich über die Jahre mit dieser Situation abgefunden hatten, zumal die Mehrheit der Bevölkerung bereits Deutsch oder einen deutschen Dialekt sprach.[100] Diese komplexe Beziehung zu beiden Identitäten würde nicht nur französische Maßnahmen im Elsass beeinflussen sondern auch die Erfahrung der Elsässer selbst.

Bereits die Maßnahmen der französischen Regierung nach Ende des Krieges waren rigoros. Personen, denen eine niedrige soziale Moral vorgeworfen wurde, die zu enge Verknüpfungen an Deutschland hatten oder beides, wurden „im Sinne der öffentlichen Hygiene" deportiert.[101] Darüber hinaus wurde die verblieben Bevölkerung konsequent segregiert und wie schon während des Krieges anhand der wahrgenommenen Loyalität systematisch klassifiziert. Dafür wurden im Elsass nach 1918 Identifikationskarten mit den Buchstaben A bis D eingeführt, die den ethnischen Hintergrund der Person widerspiegeln sollten: A bekamen jene, deren Eltern aus dem Elsass kamen, solche mit einem französischen und einem deutschen Elternteil bekamen B, C bekamen Menschen mit einem neutralen Hintergrund und D bekamen eindeutig als Deutsch klassifizierte, ganz gleich ob nun beispielsweise sie oder ihre Eltern ins Elsass eingewandert waren.[102] Ein Artikel in *L'Attaque* behauptete, über die Spitznamen für die jeweiligen Klassifikationen die Reaktion der Bevölkerung ablesen zu können: „Die As werden auf Deutsch Ahnenbilder genannt, was ziemlich passend ist. Die Bs sind Bedauerliche. Die Cs sind Cat-

97 Harvey, „Alsace", 539.
98 Elizabeth Vlossak, *Marianne or Germania? Nationalizing Women in Alsace, 1870–1946* (Oxford: Oxford University Press, 2010), 173.
99 Goodfellow, „Identity", 455.
100 Dies hielt bis mindestens 1926 an. Siehe: Goodfellow, „Identity", 455.
101 Archives Départmentales du Bas-Rhin AL 121 (900), zitiert aus: Harvey, „Alsace", 547.
102 Vlossak, *Marianne*, 211.

zen oder Katzen. Die Ds, zu guter Letzt, sind Dickwanstige.“[103] Auch wenn alle Bezeichnungen auf eine interessante und komplexe Hierarchie und Wahrnehmung im Elsass hindeuten, konzentrierte sich der Artikel weiter auf die Gruppe D und schloss: „Dieses letzte Qualifikationsmerkmal würde darauf hinweisen, dass alle Einwanderer an Gewicht zugelegt haben. Solange sie das Land ausbeuten…“[104] Den eindeutig antideutschen Ton dieser konservativen Zeitung und daher ihren verständlichen Fokus auf die deutschen Einwanderer im Sinn, wird doch selbst innerhalb dieser Aufzählung die Ambiguität der Klassifikation durch den Begriff der „Bedauerlichen“ deutlich.[105] Auch ist die Bezeichnung dickwanstig nicht unmöglich, war doch gerade im Kaiserreich während des Krieges die Diskussion um Kriegsgewinnler ähnlich gewesen.[106] Jene mit einem deutschen Elternteil waren zu bemitleiden. Diese Konnotation weicht von den Bildern ab, die von Kindern zweier Elternteile zweier unterschiedlicher Nationalitäten gezeichnet wurden. „Kinder des Feindes“, oft im Zusammenhang mit Vergewaltigung, als Personifikation einer nationalen Schande in Verbindung gebracht, wurden auf beiden Seiten im Rahmen der deutschen Besatzung in Frankreich während des Krieges und der französischen Besatzung des Rheinlandes nach dem Krieg immer wieder diskutiert.[107] Hierbei ist allerdings zu betonen, dass, obwohl beide Diskurse stark rassifiziert waren, der Blick in Deutschland gerade den Kindern von kolonialen Soldaten galt.[108]

Auch die generelle Erfahrung der Anwesenheit Frankreichs nach dem Krieg war komplex. So waren einige Elsässer nicht glücklich mit der Rückkehr der Franzosen, andere wiederum sehr glücklich. Diese Ambiguität konnte zu Frustration oder Wut führen, wie die Elsässerin Marie Hart in ihren Erinnerungen „Üs unser Franzosezit“ auf elsässisch über ihre Heimatstadt Bummernäh schrieb. Über den Nachbarort Dachsweiler schrieb sie: „Dort sin d’ Lit g’hässig, denunziere un verleimde, verhöhne d’ Ditsche uf offener Strooß, verzähle de Franzose wie se-n-unterdrückt sin wore, un die, wie am meischte von de Ditsche profitiert ham, die sin jetz d’ gröschte Brueller.“[109]

---

103 „Échos. A. B. C.D“, *L’Attaque*, 26. August 1919, 2.

104 „Échos. A. B. C.D“, 26. August 1919, 2.

105 „Échos. A. B. C.D“, 26. August 1919, 2.

106 Wolfram Wette, „Reichstag und ‚Kriegsgewinnlerei‘ (1916–1918). Die Anfäge parlamentarischer Rüstungskontrolle in Deutschland“, *Militärgeschichtliche Mitteilungen*, 2 (1948).

107 Ruth Harris, „The ‚Child of the Barbarian‘. Rape, Race and Nationalism in France during the First World War“, *Past & Present*, 141:1 (1993).

108 Julia Roos, „Racist Hysteria to Pragmatic Rapprochement? The German Debate about Rhenish ‚Occupation Children‘ 1920–30“, *Contemporary European History*, 22:2 (2013).

109 Marie Hart, *Üs Unser Franzosezit*, 3. edn. (Stuttgart: Greiner & Pfeiffer, 1921), 6.

Auch in dem Tagebuch von Josephine und Clara Bohn findet sich die Erfahrung von pro-französischen Einstellungen als opportunistisch. Sie schrieben im Dezember 1918: „Abends gingen die Mädchen mit den Franzosen, genauso wie sie es mit den Deutschen getan hatten. Arm in Arm gingen die Pärchen ins Kino oder spazieren.“[110] Für die drei Elsässerinnen zeigte diese frankophile Einstellung schlicht die Undankbarkeit und Janusköpfigkeit gegenüber den vierzig Jahren als deutsches Reichsland. Bei Marie Hart wird allerdings auch noch die, von Samuel Goodfellow genannte, regionale Divergenz deutlich, beschwerte sie sich an dieser Stelle doch klar über die schlechten Eigenschaften des anderen Dorfes. Bummernäh, so Hart, war wiederum gerade zu Kriegsbeginn pro-deutsch gewesen: „un wenn m’r zelemols en Abstimmung gemacht hätt, ze hätten achtzig Prozent von de Bummernäher for d’ Ditschland g’stimmt“.[111] Einzig die Entbehrungen des Krieges hätten dazu geführt, dass „die zwanzig Prozent Franzosefriend lichtes Spiel g’het“.[112] So war, zumindest laut Hart, nicht nur die persönliche Einstellung gegenüber Frankreich von Wichtigkeit für die Erfahrung der Nachkriegszeit gewesen, sondern auch die Erfahrungen, die während des Krieges gemacht wurden. Ähnliches berichtete auch Marie B. aus Romersbach in ihrem Tagebuch 1919. Ihr Bruder war im Krieg für Deutschland gefallen und ihr Vater, der Prediger im Ort, war deutschnational eingestellt gewesen. Mit Ende des Krieges nun bekamen diese Aspekte ein Problem in der Gemeinschaft: „An neuen Feiertagen, z. B. einer Jean d’Arc-Feier, musste er diese auch in der Predigt ertragen und sah zu seinem Erstarren eine Reihe katholischer Gemeinderäte in seiner Kirche, die jedes seiner Worte prüften. Natürlich kannten sie alle von früher seine Liebe zu Deutschland u. befragten ihn darüber wieder.“[113] Die Frankifizierung beschrieb sie persönlich als Angriff auf ihre Familie und als Lüge:

> Eines Tages wurde eines der Kriegsehrenmale beschlossen, und wir erfuhren, daß auch der Name meines Bruders Theo darauf stehen sollte, wie der aller Rombacher, ob sie nun auf deutscher oder französischer Seite gefallen waren. Aber die Inschrift lautete, dem Sinne nach, etwa so „Gefallen für Frankreichs Sieg und Größe“. Wir überlegten hin u. her, aber das konnte Vater seinem Sohn nicht antun lassen. Er ging zu dem Vorsitzenden des Komitees u. bat ihn, den Namen meines Bruders auszulassen, da dieser im Glauben an Deutschland gestorben sei – alles andere wäre Lüge. Das war ein Mosaikstücken zum Bild des „befleckten Franzosen“[114]

110 Josephine Bohn und Clara Bohn, *Kriegschronik 1914–1919*, Signatur 898, DTA, as quoted by Scofield, 296.

111 Hart, *Franzosezit*, 7.

112 Hart, *Franzosezit*, 7.

113 Maria B., *Fortsetzung des 1. Bandes der Lebenserinnerungen 1919–1920*, 1–2, in Deutsches Tagebuch Archiv, Emmerdingen 3827–2.

114 B. *Lebenserinnerungen*, 2–3.

Ähnlich wie so viele andere Berichte, stellte sich Maria B. und ihre Familie nicht nur als deutschtreu sondern auch als proaktiv dar, entgegen aller Widrigkeiten. Eine deutsche Gesinnung war im Elsass nicht mehr genehm, deutsche Geschichte und Identität wurde ausgelöscht, so stellten sie und Marie Hart es dar. Sie präsentierten sich als Menschen, die nun wegen ihrer Identität ein verändertes Feld aus Loyalitäten und Einstellungen navigieren mussten. Allerdings hielt sich diese komplexe Einstellung nicht zwingend die gesamten 20er Jahre, wurde die Frankifizierung fortgesetzt. Maria B. heiratete schließlich einen deutschen Staatsbürger und zog nach Deutschland. Im Elsass wiederum blieben hauptsächlich jene, die sich mit der neuen Situation abfinden konnten oder diese willkommen hießen, sodass kulturelle Verbindungen nach Frankreich vertieft, Beziehungen zu Deutschland gekappt wurden. So stellte der ehemalige Korrespondent in Frankreich, Otto Grauthoff, auf seiner Reise durch das Elsass 1924 fest: „Das Elsaß will uns nicht. Die Elsässer sind uns verloren. Es gibt kein deutsches Theater, keine deutsche Buchhandlung, keine deutsche Zeitung von Rang. […] Es gibt keine deutsche Protestlerpartei, sondern nur einzelne Unzufriedene.“[115] Die Probleme der Angleichung waren also durch die französischen Maßnahmen erfolgreich gelöst worden. Auch stand das Fehlen einer persönlichen französischen Identität nicht immer einer pro-französischen Einstellung entgegen. So wurde der Einmarsch der französischen Truppen auch von einigen ohne Verbindungen nach Frankreich als positiv gewertet, wie Devlin Scofield feststellt: „Für die Lokalbevölkerung scheint die Ankunft der französischen Truppen ein definitives Zeichen für das Kriegsende gewesen zu sein, genau wie die dazugehörigen Entbehrungen und die baldige Rückkehr der geliebten aus der deutschen Armee.“[116] Ebenfalls als freudige Entwicklung, erfuhren dies natürlich auch Elsässer, die sich bereits als „ethnisch“ französisch sahen.

Einige elsässische Veteranen des Deutsch-französischen Kriegs von 1870 hießen die französischen Befreier willkommen, sie hatten ihre pro-französischen Einstellungen über die Jahrzehnte bewahrt.[117] Ebenso einer der Repräsentanten für das Elsass im Reichstag und katholischer Priester Emile Wetterlé. Dieser hatte während des Krieges diverse Artikel in französischen Zeitungen veröffentlicht, einige davon sogar schon 1915 gebunden und veröffentlicht. Darin machte er klar, dass er das Elsass als eine französische Region ansah, die nur auf ihre Befreiung warte: „Die Stunde der Erlösung wird schlagen. Das Elsass-Lothringen, erniedrigt und verletzt durch die teutonische Unterdrückung wartet seit 44 Jahren darauf

115 Otto Grauthoff, „Hinter der Front in Frankreich 1924“, *Vossische Zeitung*, 4. Mai 1924, 2.
116 Devlin Scofield, *Veterans, War Widows, and National Belonging in Alsace 1871–1953* (Dissertation: Michigan State University Press, 2015), 297.
117 Scofield, *Veterans*, 297.

ohne es sich in dieser tragischen Form zu wünschen."[118] Zusammen mit anderen ausgesprochenen pro-französischen und anti-deutschen Ressentiments wollte Wetterlé deutlich machen, wie stark die französische Identität im Elsass war und wie schwach die deutsche. Für ihn, ebenso wie den Karikaturisten und Journalisten Henri Zislin, der während des Krieges antideutsche Propaganda gezeichnet hatte, beendete der Krieg nun 44 Jahre der Erniedrigung. Ob sie nun mit dieser als Schmach empfundenen Situation aufgewachsen waren oder diese erst nachträglich als solche wahrnahmen, spielte keine Rolle, so war Wetterlé 1871 10 Jahre alt, wohingegen Zislin erst 1875 geboren wurde.[119] Andere waren sogar noch weiter gegangen, wie der beliebte Künstler Hansi, der bei Kriegsausbruch Deutschland verlassen und für Frankreich gekämpft hatte. Hansi veröffentlichte, ähnlich wie Zislin, stark emotionalisierte Bilder eines französischen Elsass und prägte so das elsässische Bild in Frankreich während des Krieges.[120]

Nach dem Krieg setzte sich die pro-französische Arbeit dieser Elsässer fort. Um Frankreichs Ziele in der Region zu unterstützen, gründete Emile Wetterlé bereits 1918 die Zeitung *Le Nouveau Rhin français*, in der er für eine stärkere französische Grenze bis ins Rheinland argumentierte und 1919 persönlich über den Status der Verhandlungen in Versailles schrieb: „Ich wünsche, dass die Konferenz noch eine bessere Antwort auf die Frage nach dem linken Rheinufer findet, denn es geht dort um unsere zukünftige Sicherheit und davon hängt auch die aller Nationen, die sich niemals dem Joch der Deutschen unterwerfen wollen, in hohem Maß ab."[121] Aber nicht alle pro-französischen Maßnahmen waren erfolgreich sondern legten eher die Ambiguität der Region offen. Die elsässische SPD beispielsweise war die einzige Partei der Region, die sich in der Zwischenkriegszeit für eine bedingungslose Reintegration einsetzte. Sie trat sofort nach Kriegsende der französischen sozialdemokratischen Partei *Section Française de l'Internationale ouvrière*, kurz SFIO, bei. Die Sozialdemokraten der beiden elsässischen *Departements* würden in der SFIO eine gesonderte Rolle spielen, sahen sie die Organisationsstrukturen der Partei als eine „unorganisierte, schwache und undisziplinierte Alternative zum ‚Modell' SPD".[122] Allerdings gelang es ihnen nicht, die anderen *Departements*

118 Émile Wetterlé, *Propos de Guerre. I Propos de Guerre* (Société Générale d'Édition Illustrées, 1915), 19.

119 Thomas Schuler, „Le regard d'un Alsacien sur l'élaboration de la paix. L'abbé Émile Wetterlé et la question du ‚Rhin français' (janvier-juin 1919)", *Revue d'Allemagne et des pays de langue allemande*, 45:2 (2013), 420.

120 Henri Zislin, *L'Album Zislin. Dessins de Guerre* (Paris: Berger-Levrault, 1917), 17.

121 Émile Wetterle, „Le Rhin protecteur", *Le Nouveau Rhin français*, 08. Mai 1919 106, Colmar, Société d'édition de Haute-Alsace, 1 (BNUS, Strasbourg), zitiert aus: Schuler, „Wetterlé", 431.

122 Alison Carrol, „Socialism and National Identity in Alsace from Reichsland to République 1890–1921", *European History Quarterly*, 40:1 (2010), 58.

dazu zu bewegen, ihre Strukturen mehr an die deutsche SPD anzupassen.[123] So gab es also nicht nur innerhalb der pro-französischen elsässischen Bevölkerung unterschiedliche Wahrnehmungen, sondern auch zwischen pro-französischen Elsässern und anderen Franzosen.

Ein weiter wichtiger Faktor, welcher sich während der Nachkriegszeit noch stärker herauskristallisierte, war die Erfahrung einer Abtrennung von einer deutschen oder französischen Identität hin zu einer regionalen Identität. Eine elsässische Identität, so Christopher Fischer, war in der Tat eine Konstante vor, während und nach dem Krieg gewesen.[124] Wie Katharina Vajta über die Sprache der Grabsteine herausfand, verschwanden deutschsprachige Grabsteine im Elsass erst mit dem Zweiten Weltkrieg und elsässische ebenso wie „regionale germanische Varianten des Elsässischen", welche diesen eine „starke linguistische Identität in der Region" verliehen.[125] Ebenso konnte die Nutzung des Französischen in der Vorkriegszeit einen differenzierenden Marker einer elsässischen Identität unter deutscher Herrschaft symbolisieren.[126] Die verhältnismäßig schnellen Veränderungen der nationalen Zugehörigkeit, deutlich gemachten Ansprüche einer klaren kulturellen Zugehörigkeit in Deutschland und Frankreich, gepaart mit einem nur leicht verdeckten Misstrauen gegenüber Elsässern, könnten erklären, warum sich die Erfahrung einer nationalen Identität im Elsass von Deutschland und Frankreich in einigen Teilen der Bevölkerung löste. Diese Identität zwischen den beiden Identitäten war nicht nur nicht negativ konnotiert, eine solche Identität konnte auch genutzt werden um als Vermittler zwischen den beiden zu agieren, wie es Áine McGillicuddy für den Kreis um René Schickele, aber auch um Ernst Stadler, Otto Flake und René Prevot argumentiert hat.[127] Während Schickele beispielsweise zwar nach dem Krieg in Deutschland verblieb, hinderte dieser Umstand ihn nicht daran, sich von seinem Wohnort in Badweiler für die spezifisch elsässischen Belange einzusetzen. Dass Schickele wegen deutschnationaler Gründe im Land verblieb zweifelt Michael Ertz an, für ihn war diese Entscheidung eher die Fortsetzung seiner Moralästhetik, wie er sie in seinem Vorkriegsroman „Hans im Schnakenloch" geschildert hatte.[128]

---

123 Carrol, „Socialism", 58.

124 Fischer, *Alsace*, 365.

125 Vajta, „Gravestones", 138.

126 Vajta, „Gravestones", 152.

127 Áine McGillicuddy, *René Schickele and Alsace. Cultural Identity between Borders* (Oxford: Peter Lang, 2011), 61.

128 Michel Ertz, *Friedrich Lienhard und René Schickele. Elsässische Literaten zwischen Deutschland und Frankreich* (Hildesheim: Olms, 1990), 190.

Diese Individuen hatten einerseits selbst Identitäten gefunden oder waren dazu gezwungen worden, was ihre Erfahrung der Nachkriegszeit als Chaos, Verachtung, Erlösung oder Indifferenz formte. In anderen Teilen Frankreichs hatten die Maßnahmen der Kriegszeit bereits gefruchtet und die Präsenz einer „ethnisch" deutschen Identität im großen Maße ausgelöscht. Eine „ethnisch" deutsche Community in Frankreich war, anders als in Großbritannien, komplett verschwunden und ein fortlaufender Einsatz der französischen Regierung, eine klar antideutsche Öffentlichkeit und antifranzösische Sichtweisen in Deutschland hatten dafür gesorgt, dass dies bis 1924 so blieb. Die Theorie eines ethnischen Verschwindens ist also um ein vielfaches mehr auf Frankreich als auf Großbritannien anwendbar. Die weiterhin angespannten Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland sorgten dafür, dass, anders als in Großbritannien Organisationen wie die Botschaft nicht in der Lage waren, als Drehpunkt für „ethnisch" Deutsche im Land zu agieren. Viele „ethnisch" Deutsche mussten in Deutschland verbleiben und nutzten dort ihre Erfahrungen aus Frankreich um sich dort ein Leben aufzubauen oder wieder aufzubauen. Nur jene, die aufgrund ihrer Arbeit oder ihrer gesonderten, internationalen Stellung über der Kluft zwischen Deutsch und Französisch standen, konnten vor 1924 nach Frankreich zurückkehren. Alle anderen, waren sie noch so frankophil, konnten es versuchen, jedoch zumeist eher erfolglos. Waren die „ethnisch" Deutschen in Frankreich angekommen, sorgte ihre wahrgenommene nationale Identität dafür, dass sie als unüberbrückbar anders wahrgenommen wurden. Viel langsamer als in Großbritannien wandelte sich die Stimmung von Feindseligkeit hin zu einer Indifferenz aber nicht zu einer Sympathie. Eine Öffnung hin zu einer durchlässigen nationalen Identitätsebene, wie sie in Großbritannien vor und in geringem Maße wieder nach dem Krieg existierte, fand im Frankreich der Nachkriegszeit bis 1924 nicht statt. Auch die frankophile Gertrud Köbner entschied sich erst in Deutschland zu bleiben. Was danach mit ihr geschah ist nicht vollständig geklärt. Ihr Todesdatum setzen die die Archive auf 1976; den Todesort: London.[129]

129 Koebner, Gertrud, Indexeintrag: Deutsche Biographie, https://www.deutsche-biographie.de/pnd1025451856.html [zuletzt abgerufen am 24.09.2024].

9 Fazit: Feindwerdung in einem Niemandsland der Identität

Kehren wir zurück zu Richard Noschkes Grabsteininschrift, lesen wir diese nun mit anderen Augen: „Er war ein deutscher Sohn und wünschte es zu bleiben“[1] Selbst zwanzig Jahre nach seiner Repatriierung und anschließender Rückkehr, selbst nachdem seine Wahlheimat sich erneut im Krieg mit Deutschland befand, empfand es Noschke als wichtig, seine deutsche Herkunft und Identität auch nach seinem Tod betont zu wissen. Betrachtet man seine und viele weitere Memoiren, Briefe, Biographien, Autobiographien, Zeitungsartikel, Archivmaterialien wird ein komplexer Flickenteppich an Personen mit multiplen Identitäten sichtbar. Von Bruno von Schröder, dem protestantischen Banker in der Londoner Innenstadt, über den jüdischen Anarchisten Rudolf Rocker bis hin zu internationalen Intellektuellen in Paris wie Claire Goll oder katholischen Dienstmädchen auf dem französischen Land wie Anna Vervier, versammeln sich viele Erfahrungen in diesem Buch. Keine ihrer Erfahrungen kann, in den Worten von Yvonne Cresswell, als „vollkommen charakteristisch oder repräsentativ“ gelten, erst das Zusammenbringen dieser Persönlichkeiten lässt ein vollständigeres Bild entstehen.[2] Aus der Vielzahl an Stimmen, verschiedenen Narrativen und Dokumenten wurde eine Gemeinsamkeit sichtbar, die sie alle teilten: Entweder kategorisierten sie sich als deutsch, wie Noschke, wurden, wie Mügge, von außen als deutsch betrachtet oder als eine Mischung aus beidem. Der Krieg hatte auch in Frankreich und Großbritannien selbst dazu geführt, dass eine Gruppe völlig unterschiedlicher Menschen sich plötzlich in einem als homogen wahrgenommenen Block wiederfand. Einige passten besser und andere schlechter in diesen Block und doch erfuhren sie alle auf die eine oder andere Weise die negativen Folgen dieser Einordnung. Diese „ethnische“ Kategorisierung war während und auch nach dem Krieg eine der Haupterfahrungen dieser Menschen, die im Hinblick auf ihre soziale Stellung, Religion, politische Einstellung vollkommen unterschiedlich waren. Diese und weitere Identitätsmerkmale spielten in den Schattierungen ihrer Erfahrungen ebenso eine große Rolle wie das Land, in dem sie sich während des Krieges befanden. Die Schnelligkeit, Feindseligkeit und Gründlichkeit dieses Kategorisierens hing stark davon ab, in welchem Land ein Richard Noschke, eine Gertrud Köbner oder ein Hermann von Boetticher 1914 gelebt hatten. Doch um diese Erfahrung und die Schlussfolgerungen genauer zu verstehen, hilft es, sich die verschiedenen Facetten noch einmal abschließend anzuschauen.

1 Noschke, *Papers*.
2 Cresswell, „Wire“, 57.

Open Access. © 2025 Mathis J. Gronau, publiziert von De Gruyter. BY-NC-ND Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung – Nicht-kommerziell – Keine Bearbeitung 4.0 International Lizenz.
https://doi.org/10.1515/9783111561493-009

Was deutlich wurde, war die Komplexität an ethnischen oder nationalen Identitäten, die in dem Begriff „ethnisch“ deutsch eingeschlossen werden konnten: Von jenen, die eine deutsche Staatsbürgerschaft hatten, über jene, die sich als ethnisch deutsch verstanden, bis hin zu denen, die auch gegen ihren Willen als ethnisch deutsch behandelt wurden. War bis hierhin diese diverse Gruppe schlicht unter dem Begriff „deutsch“ gefasst worden, offenbarte diese Erweiterung die Nuancen, die innerhalb der Gruppe bestanden. In der Vorkriegszeit wurde deutlich, dass Prozesse wie Integration und Assimilation in Großbritannien und Frankreich dazu führten, dass „ethnisch“ deutsche Migranten existierten, die deutschnationalistisch geprägt waren, die einige Verbindungen nach Deutschland bewahrten oder an Teilen ihrer Herkunft festhielten, oder die die nationale Identität ihrer Wahlheimat komplett angenommen hatten.[3] Der Krieg verwischte viele dieser Nuancen und alle diese verschiedenen Menschen waren aufgrund einer realen oder wahrgenommenen Verbindung nach Deutschland Anfeindungen ausgesetzt. Ob sie nur noch eine deutsche Staatsbürgerschaft hatten, eine deutsche Gesinnung oder loyale britische oder französische Bürger, sie alle wurden mit Deutschland verbunden und fanden sich nun in einem Umfeld wieder, das sofort oder zunehmend diese Nuancen nicht mehr zuließ. In Frankreich war dies schon vor dem Krieg ein Problem und setzte sich umso stärker mit dem Kriegsausbruch fort. In Großbritannien war spätestens mit der Versenkung der Lusitania der Begriff Feindstaatenangehöriger unzertrennlich mit Deutschsein verbunden.[4] Wie weit diese Entwicklung hin zu einer monolithischen Wahrnehmung von Ethnien führte, wurde in der Behandlung der Ehepartner „ethnisch“ Deutscher deutlich. Auch an Gruppen, die Teil des deutschen Kaiserreiches waren, aber nicht zwingend „ethnisch“ deutsch, wurde dies deutlich. Gerade das Schicksal der Elsässer war ein komplexes, wurden sie doch einerseits als „ethnisch“ französisch gesehen und andererseits trotzdem mit Misstrauen behandelt, ob sie sich nun offen für Frankreich bekannten oder nicht. Ihre Schicksale veranschaulichen noch einmal, wie problematisch die schlichte Bezeichnung einer deutschen Identität für diese Gruppe sein kann. Sie nur als deutsch zu bezeichnen, lässt auf ungewollte Weise den Blick der Mehrheitsgesellschaft auf diese Minderheit fortleben. Auch andere genutzte Begriffe wie „innere Feinde“ schlägt in dieselbe Kerbe und verdeckt möglicherweise andere Gruppen, die nicht als deutsch angesehen wurden, aber noch immer auf gewisse Weise Verfolgung und Feindschaft erfuhren. Aladar Kuncz, so sehr seine Blicke auf „ethnisch“ Deutsche bei der Kontextualisierung halfen, war Ungar mit einer deutlich anderen Positionalität, genauso wie es Polen, Tschechen oder auch Österreicher waren. „Ethnisch“ deutsch half wiederum dabei, einen

3 Panayi, *Enemy*, 104, 121; Denness, „Germanophobia“, 87.
4 Panayi, *Enemy*, 101.

Mittelweg zwischen engen und weiten Begrifflichkeiten zu finden und sowohl die Mehrheits- als auch Minderheitssicht mit einzubeziehen.

Gerade dieser Sichtwechsel bot neue Einblicke in das Schicksal dieser Minderheit vor, während und nach dem Krieg. Der Blick auf die Mehrheitsmeinung, wie er in der Begrifflichkeit deutlich wurde, ist in Teilen auch ein Produkt der Quellenwahl vieler vorangegangenen Werke, welche häufiger staatliche oder strukturelle Quellen bevorzugten. Die Zahlen der Internierten, Entscheidungen oder Handlungen des Staates oder die Lagerstrukturen waren häufig eher im Fokus, als die Leute auf beiden Seiten des Stacheldrahtes. Zwar wurden kulturelle und soziale Aspekte nicht ausgelassen und in spezifischen Bereichen auch intensiv erforscht, allerdings blieben sie in diesem strukturellen Ansatz meist eher eine Randnotiz als der Fokus und führten auch hier den Mehrheitsblick fort. Wir sehen dies beispielsweise in Gerhard Fischers Analyse über die Heimatfront in Australien.[5] Diese Sichtweise, welche „ethnisch" Deutsche in der Forschung nicht abschütteln konnten, sollte nun von diesem Buch aufgebrochen worden sein. Das bedeutet bei Weitem nicht, dass systemische Analysen nutzlos oder falsch waren, sie spielten, ähnlich wie in den umgekehrten Fällen, eine wichtige Rolle in der Kontextualisierung und Einordnung der Erfahrungen. Schließlich sind sowohl diskursive als auch strukturelle Kontexte notwendig um größere, versteckte Narrative innerhalb der analysierten Erfahrungen aufzudecken.

9.1 Erfahrung und (nationale) Identität

Die meisten Erfahrungsberichte wurden nach dem Erleben der Situation aufgeschrieben. Gertrud Köbners Buch wurde gedruckt, gebunden und verkauft, Claire Golls Briefe wurden nicht als Bewusstseinsstrom verfasst und auch Tagebücher wie die Hugo Ringers ließen meist den Tag retrospektiv vorüberziehen. Aspekte wie Zeitdifferenz zwischen Erleben und Niederschreiben konnten weit auseinander liegen, vom gleichen Tag wie bei Hellmuth Felle, bis hin zu Jahrzehnten später wie bei Frederick Dunbar-Kalckreuth. In die Erfahrungen flossen somit also nicht nur bereits vorhandene Vorstellungen mit ein, sondern meist auch Wissen und Einordnungen nach dem Erlebten. Die kritische Analyse dieser Dokumente hat gezeigt, wie stark die persönlichen Identitätsmerkmale wie Geschlecht, Klasse, Religion und politische Einstellung diese Erfahrungen prägten. Allein wie sehr die Nationalität einer Person die Erfahrung der Kriegs- und Nachkriegszeit prägte, wurde anhand der Internierungs- und Erfahrungsberichte außerhalb der Lager

5 Fischer, *Homefront*.

offensichtlich. Diese Unterschiede mussten mitbedacht werden, um die Erfahrungsberichte nicht unreflektiert als wahr zu übernehmen. Auch feinere Differenzen, wie die Erfahrung von Integration und Assimilation, konnten durch diese Unterschiede gefärbt werden. Erst die vergleichende und gemeinsame Analyse brachte ein übergreifendes Erfahrungsmuster zum Vorschein. Das heißt allerdings nicht, dass diese Unterschiede nicht auch für die Analyse wichtig waren.

Schließlich akzentuierten die Unterschiede einerseits die Gemeinsamkeiten und andererseits war keine der analysierten Personen eindimensional nur von ihrer nationalen Identität abhängig. Andere Merkmale auszulassen, hätte eine übermäßige Vereinfachung bedeutet, die genau dem Sinn dieses Buches widerstrebt. Schließlich ist das Selbst, um es mit Anthony Smith zu halten, „zusammengesetzt aus multiplen Identitäten und Rollen – familiär, territorial, Klasse, religiös, Ethnie und Geschlecht".[6] Das Selbst ist also immer im Kontext anderer zu betrachten und verändert sich je nach Situation und diskursivem Kontext. Die Basis dieser Identitäten, sind soziale Klassifikationen, die fluktuieren und „verändert werden können oder sogar abgeschafft".[7] Kehren wir also zu unseren analysierten Personen zurück, können wir uns vorstellen, wie sie und ihre Blickwinkel sich in einem fluktuierenden Nexus befanden. Nicht nur waren ihre Rollen von Bedeutung, sie formten auch die Referenzpunkte für die Erfahrung. Auch hier, ähnlich wie bei Ethnie, kann eine Person sich selbst in eine Rolle bringen oder in diese gebracht werden, also sowohl passiv als auch aktiv sein. Sie halfen dabei, Erfahrungsaspekte freizulegen, wie Frustration, Nationalismus aber auch *Othering*. Der Nexus gab vor allem also die Schattierungen der Hauptidentitätserfahrung vor, die in diesem Buch analysiert wurde.

Hierbei ist es essenziell, noch einmal auf Tajfels und Turners Theorie der sozialen Identität von 1979 zu verweisen, wie sie von Srividya Ramasubramanian und Chantrey Murphy beschrieben wurde, um diesen Punkt klarer zu machen. Tajfel und Turners Theorie ist der von Anthony Smith nicht unähnlich, doch ist ein wichtiger Aspekt hinzugefügt, nämlich:

> um eine positive soziale Identität zu behalten, bemühen Menschen Vergleiche zwischen Gruppen, die einen favorisierenden Bias gegenüber ihrer eigenen Gruppe sowie ein diskriminierendes Verhalten gegenüber anderen Gruppen aufweisen, und nutzen Bewältigungsstrategien, beispielsweise interne und externe Kausalitätszuschreibungen bei Gruppenversagen.[8]

6 Smith, *Identity*, 4.
7 Smith, *Identity*, 4.
8 Ramasubramanian und Murphy, „Stereotyping", 389.

In diesem Kontext wird Identität also noch stärker in einem Gruppenkontext gesehen. Die Gruppe der „ethnisch“ Deutschen wurde im Rahmen der nationalen Identität innerhalb des komplexen Nexus an verschiedenen Identitäten verstanden. Durch die Begegnung der Personen im Kontext ihrer nationalen Identität innerhalb des Nexus von Identitäten und Diskursen, wurde ein starker diskursiver Wandel für „ethnisch“ Deutsche in Großbritannien und Frankreich, vor, während und nach dem Krieg aufgedeckt. Diese Kontextualisierungen konnten also dabei helfen, größere Aussagen über „ethnische“ Minderheiten in Zeiten des Konflikts zu tätigen.

Um innerhalb eines sich stark wandelnden Sets an sozialen Klassifikationen eine positive soziale Identität zu behalten, mussten sich Menschen wie Paul Cohen-Portheim oder Dora Coith konstant adaptieren. Ähnlich wie bei dem Nexus, kann man sich die nationale Identität als Spektrum vorstellen. Auch die britische nationale Identität war, so Tabili „in einem asymmetrischen Dialog zwischen lokal und national, migrantisch und einheimisch, Staat und Gesellschaft“ immer mehr ein Spektrum als ein monolithischer Block.[9] Im Kontext der Migration, wo zwei nationale Identitäten aufeinandertreffen, kann eine Überlappung dieser Spektren stattfinden. Diese beiden Spektren interagieren miteinander über das, was Tabili als „Permeabilität“ bezeichnet hat und welches innerhalb dieses Buches immer wieder auftauchte.[10] Im Großbritannien der Vorkriegszeit herrschte eine so starke Permeabilität, dass sich „ethnisch“ Deutsche zwischen diesen Spektren freier bewegen konnten, ohne eine deutsche Identität bei der Annäherung an die britische zu verlieren. Richard Noschke konnte sich als Deutscher verstehen, auch wenn er eine britische Frau geheiratet hatte, seine Kinder Englisch sprachen und er einen Großteil seines Lebens in London verbracht hatte. Ein Maximilian Mügge konnte seine deutsche Identität vollkommen ablegen, ein Felix Semon sich komplett anpassen und trotzdem Aspekte seiner deutschen Identitäten bewahren. Semon, Mügge, Hermann Fiedler, sie alle waren auch in einem rechtlichen Sinne britisch. Abbildung 6 veranschaulicht diese Veränderungen:

9 Tabili, „Identities“, 379.
10 Tabili, „Identities“, 379.

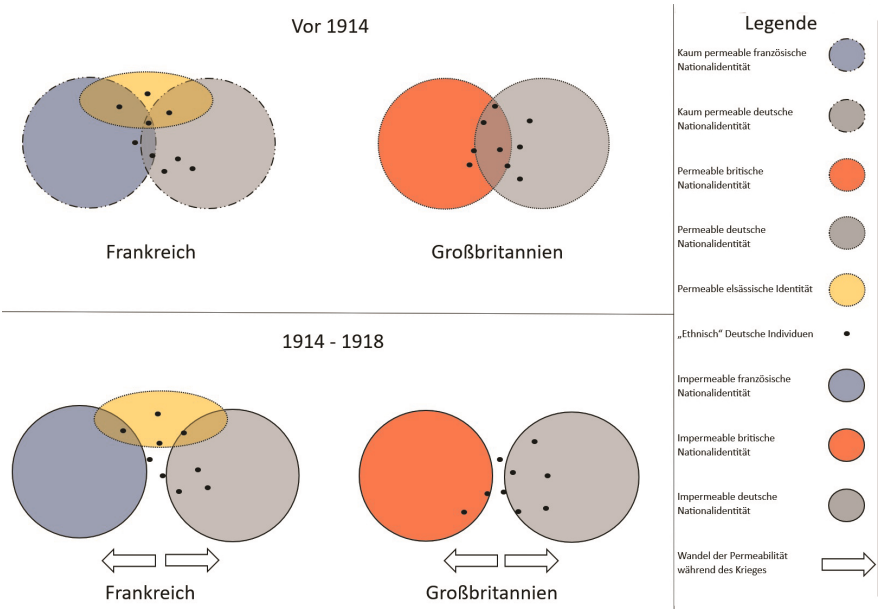

Abb. 6: Modelldarstellung der Verhärtung ethnischner Identitäten vor dem Krieg und währenddessen. Die Kreise stellen hier bei die Spektren nationaler Identität dar, auf denen sich die Personen befanden. Die unterschiedlichen Randformen repräsentieren die Durchlässigkeit. Quelle: Mathis Gronau.

Identität, so Smith, ist in vielerlei Hinsicht davon abhängig, sich einer politischen Gemeinschaft einer Nation zugehörig zu fühlen, welche eine gewisse Gleichheit vor dem Recht für alle Personen innerhalb dieser Nation garantiert.[11] Doch selbst in diesem Modell kann die Idee einer gemeinsamen Zahl an geteilten Werten und Traditionen nicht fehlen.[12] Nationale Identität ist also nicht etwas, was nur auf Gemeinschaft auf einem legalen Level beruht, sondern auf mehreren. Im Großbritannien der Vorkriegszeit war es für „ethnisch" deutsche Migranten möglich, Werte und Traditionen zu teilen ohne die Werte und Tradition der früheren nationalen Gemeinschaft vollkommen zu verlieren. Diese Möglichkeit war in Frankreich vollkommen unterschiedlich ausgeprägt, wie Azar Gat sie für die Vorkriegszeit vergleichend beschreibt:

> Frankreich und Großbritannien sind dahingehend anders als andere Fälle, als dass sie, wie alle hegemonialen Völker mit einer langen und erfolgreichen Tradition der Dominanz über

11 Smith, *Identity*, 9–10.
12 Smith, *Identity*, 11.

> eine Vielzahl an verschiedenen Ethnien, daran gewöhnt waren ihre Identität als unangefochten und tatsächlich als universal zu verstehen, denn als spezifisch ethnisch. Bei den Franzosen wurde Akkulturation eine Staatsideologie und konstitutionelles Prinzip währen in Großbritannien die Assimilation eher eine unausgesprochene und unreflektierte Annahme war.[13]

Diese unterschiedliche Beziehung zu anderen Ethnien hatte auch gerade bei „ethnisch" Deutschen einen besonderen Einfluss auf ihre Erfahrungen in der Zeit von 1914 bis 1924. Anders als Gatz hier impliziert, spielte hierbei auch noch die jeweilige Beziehung zum Herkunftsland eine besondere Rolle. Schließlich, so stellte auch Claire Goll fest, konnte eine Kluft zwischen dem, was als deutsch angesehen wurde und dem was als französisch angesehen wurde, so groß werden, dass sie nicht mehr überbrückt werden konnte. Der Erzbischof von Canterbury wiederum machte diese von Gat beschriebene Annahme deutlich, als er davon sprach, dass deutsche Staatsbürger sich durchaus durch den Einfluss ihre britischen Partner anpassen könnten. Doch dies waren Erfahrungen und Aussagen der Nachkriegszeit. Um dort hinzugelangen, musste erst die Vorkriegszeit klarer umrissen werden.

Hier waren, wie bereits erwähnt, die Fundamente andere. Die „ethnisch" Deutschen machten durch ihre Positionierung auf dem Spektrum aber auch über die Infrastrukturen und Netzwerke deutlich, wie unterschiedlich die Permeabilität war. So teilten die britische und deutsche Identität diverse Aspekte, wie eine ähnliche Sprachfamilie oder den protestantischen Glauben. So konnten gleichzeitig Identitätsmerkmale, die als britisch gelesen wurden, genauso in einer Person sichtbar werden, wie deutsche, wie eine deutsche Muttersprache und Staatsbürgerschaft mit einem anglisierten Namen und einem britischen Partner. Die Präsenz deutscher Identitätsmerkmale führte nicht zu einer Exklusion von der Mehrheitsgesellschaft und der Aneignung britischer Identitätsmerkmale, in der Tat war es einfach zu wechseln und führte zu einer schnelleren Assimilation, über die sich Pfarrer Götz schon 1903 beschwerte. Welche Attribute oder Identitätsmerkmale von einer britischen Identität ausgeschlossen waren, war immer im Diskurs, wie das Schicksal des Deutschen Theaters vor dem Krieg gezeigt hat. Auf der Sprache Tabilis aufbauend, lässt sich also sagen, dass der Diskurs ebenso wie die Identität permeabler waren, was einerseits zu der Möglichkeit führte, eine deutsche Identität stärker zu präsentieren aber auch zu der Möglichkeit, diese für eine britische abzulegen und alles dazwischen. Nationale Identität war in der Vorkriegszeit nicht, wie es später der arme Seemann aus Thomas' Bericht erfahren musste, an die Staatsbürgerschaft geknüpft. In Frankreich wurde dies durch die Beziehung

13 Gat, *Nations*, 334.

zum Elsass deutlich, welches zwar legal kein Teil Frankreichs war aber in seiner Identität als französisch verstanden wurde. Die Permeabilität in Frankreich allerdings war um ein vielfaches enger gefasst und sah die deutsche und französische Identitäten vielmehr als antithetische Paare, denn als Spektren mit Überlappungen. Der deutsch-französische Antagonismus, sowohl kulturell als auch von staatlicher Seite, erschwerte ein Wandeln zwischen den Identitäten wie Gatz sagte, benötigte die französische Vorstellung von nationaler Identität einen gemeinsamen Referenzrahmen und Wertekatalog, welcher befolgt werden musste. Allerdings hatte der Antagonismus eher dazu geführt, dass eine deutsche Identität praktisch als Gegensatz zu einer französischen gesehen wurde. Die Kosten für die Assimilation, wie sie genannt wurden, waren dementsprechend schlicht zu hoch. Ein Wandern zwischen den Identitäten gelang hauptsächlich, wenn ein Harry Graf Kessler sich eher als weltbürgerlich verstand oder eine Gertrud Köbner sich weniger als Deutsche. Diese Idee, zwei anscheinend unüberwindliche, ja ethnisierte Identitäten zu überbrücken, zog jene drei verschiedene Gruppen an: Zuerst jene, die, wie die vielen Kindermädchen, genau das andere erleben wollten. Dann die Migranten, die, wie der Kreis um das Café du Dôme, sich dieser Differenz erhaben fühlten. Zuletzt jene, die bereits eine Distanz zu einer deutschen Identität aufgebaut hatten wie Gertrud Köbner.

Je offener also diese Spektren zueinander waren, aufbauend auf Geschichte, politischen Beziehungen, wahrgenommenen Ähnlichkeiten, desto mehr vereinfachten sie innerhalb der Minderheitsgruppe sowohl die Darstellung von Nationalismus als auch die Erfahrung der Assimilation. Hatte sich der Diskurs verhärtet und die Spektren waren gegenseitig eher impermeabel, so gab es innerhalb der Minderheit weniger offenen Nationalismus aber auch weniger Assimilation. Höchstens die Idee des Weltbürgertums konnte diesen, in Zeiten des Friedens, überbrücken. Mit dem Ausbruch des Krieges veränderte sich diese Permeabilität nun in beiden Ländern.

9.2 Die Erfahrung von Feindseligkeit in Kriegszeiten

Wenn wir über „ethnisch“ Deutsche in Großbritannien oder Frankreich während des Krieges sprechen, ganz gleich ob die Zugehörigkeit passiv oder aktiv attribuiert wurde, ist es notwendig erneut zu erwähnen, wie wichtig die politische Ausrichtung der Person hierfür war.[14] Das bedeutete, dass die Position der Person auf ihrer Beziehung zu der Wahlheimat und dem Herkunftsland basierte. Wie Bru-

14 Brubaker, *Nationalism*, 60.

baker schreibt, kann diese Position stark variieren: „Während einige externe Parteien ablehnen, da sie glauben, dass es wichtiger ist Loyalität zu dem Land zu zeigen, in dem sie leben und deren Staatsbürgerschaft sie haben, können andere aktiv Patronage oder Schutz aus dem Ausland suchen."[15] Auch wenn Brubakers Theorie eines triadischen Nexus sich auf die Sowjetunion bezog, haben wir bereits gesehen, dass dies auch auf „ethnisch" Deutsche in Großbritannien und Frankreich zwischen 1914 und 1924 anwendbar ist. In Bezug auf Frankreich erwähnt Brubaker diesen Nexus selbst in seinem Buch über deutsche und französische Staatsbürgerschaft nicht.[16] Dabei war er dort und in Großbritannien sichtbar. Ein Maximilian Mügge tat sein Bestes, um seine Loyalität zu Großbritannien zu beweisen, während bei Kriegsausbruch hunderte, wenn nicht sogar tausende deutsche Staatsbürger versuchten nach Deutschland zu reisen, um sich in Kriegsdienst zu stellen. In Frankreich sahen wir Kindermädchen wie Helene Schaarfschmidt sich klar auf der Seite der deutschen Interessen beschreiben und Menschen wie Hansi, die nach Kriegsausbruch nach Frankreich reisen, um dort für das Land zu kämpfen. Doch hatten auch vor Kriegsausbruch die politischen Wahrnehmungen die Beziehungen geprägt. Dieser Einfluss stieg nun, wie wir gesehen haben, weiter an. Schließlich müssen während eines Krieges die teilnehmenden Länder „eine national zusammenhängende Einheit kreieren um einen externen Feind zu bekämpfen".[17] Den Nexus der Beziehungen im Sinn, wandten die beiden Staaten nun die Frage des Zusammenhangs auf die „ethnisch" Deutschen an und zwar im Sinne einer Verbindung zu ihrer Wahlheimat oder zum deutschen Kaiserreich.

Auch innerhalb der „ethnisch" deutschen Minderheit wurden mit Kriegsausbruch verschiedene Zugehörigkeiten wichtiger. Dies wurde in der Reaktion der Personen auf die Julikrise, Mobilisierung und Kriegserklärung sichtbar: der legale Aspekt einer Kriegserklärung war für die Kriegserfahrung bei Weitem weniger wichtig als die Mobilisierung. Die Mobilisierung kündete in der Erfahrung der „ethnisch" Deutschen bereits den Krieg an, weshalb viele Erfahrungsberichte um diesen Zeitpunkt begannen. Auch in den beschriebenen Reaktionen wurde dies deutlich: einige wollten nach Deutschland reisen um zu kämpfen, andere wollten für ihre neue Heimat kämpfen, einige blieben lieber still, einige wollten nach Großbritannien zurückkehren und andere wollten schlicht aus Frankreich fliehen. Mit der Mobilisierung wurde eine Positionierung innerhalb dieses Nexus notwendig und dies basierte auf den jeweiligen Annahmen über die eigene Identität und Position auf dem Nexus und den beiden Spektren. Wie Panayi es formulierte: „Die

15 Brubaker, *Nationalism*, 60–61.
16 Brubaker, *Citizenship*, 114–119.
17 Panayi, „Minorities", 15.

Frage der Loyalität und Nationalität wird zu einer Obsession in Kriegszeiten.“[18] Der große Unterschied, basierend auf der Permeabilität der Spektren nationaler Identität, war, dass „ethnisch“ Deutsche sich häufig sicherer damit fühlten, im Land zu verbleiben und dabei sogar noch Teile ihrer deutschen Identität zu bewahren. In Frankreich flohen die meisten um der offensichtlichen Feindseligkeit zu entgehen oder blieben vollkommen still um diese nicht auf sich zu ziehen. Allerdings hatte in beiden Ländern die Vorkriegspermeabilität mit der Mobilisierung aber spätestens mit dem Kriegseintritt aufgehört zu existieren. Das Konzept der Staatsbürgerschaft als Zeichen der Zugehörigkeit machte entweder zunehmend oder direkt dem einer ethnisierten Vorstellung von Zugehörigkeit Platz, was sich sowohl auf die Handlungen der Regierung als auch der Öffentlichkeit auswirkte.

Staatsbürgerschaft wurde hierbei nicht vollkommen aufgehoben, bedenkt man den Unterschied zwischen Freiheit und Internierung ebenso wie die Notwendigkeit für beide Staaten, Menschen erst rechtlich zu denaturalisieren, bevor sie interniert oder deportiert wurden. Auch waren deutsche Staatsbürger vor Beginn der Internierung durch Restriktionen, Vertreibung und Barrieren in ihrer physischen Freiheit deutlich stärker eingeschränkt. Deutsche Staatsbürger waren nun unter erhöhter Beobachtung, ob dies nun das erzwungene Verlassen bestimmter Regionen, Bewegungseinschränkungen oder Meldungen in der lokalen Polizeistation beinhaltete. Die meisten hielten sich an diese neuen Regeln, doch fühlten sie diese im Konflikt mit ihrer Selbstwahrnehmung als unschuldige oder freie Menschen oder im Konflikt mit ihrer Staatsbürgerschaft. Je mehr sie sich ihrer Wahlheimat zugehörig fühlten, desto mehr verstanden sie diese Maßnahmen, fühlten sich allerdings trotzdem in ihrer Position innerhalb der nationalen Identität missverstanden. Die vermehrten Nachfragen über Naturalisierung zeigen, dass viele nun versuchten, ihre eigene Position legal zu zementieren, allerdings brauchte man, wie Baron Bruno von Schröder, die nötigen Mittel um dies jetzt noch zu erreichen. Doch auch diese rechtliche Distinktion bot nicht zwingend Schutz. Um den Feind zu bezwingen, so Panayi, wurde „der Luxus der Friedenszeit, inklusive Toleranz, geopfert“.[19] Dieses Opfern von Toleranz oder der Permeabilität von nationalen Identitäten drängte „ethnisch“ Deutsche allerdings auch an den gesellschaftlichen Rand oder direkt in die Gruppe des Feindes. Fühlten sie sich ausgegrenzt und hatten die Mittel dafür, sprachen sie sich in Großbritannien offen über ihre Empörung aus und betonten ihre Loyalität zu ihrer Wahlheimat. Dass sie diese Meinungen, zumindest in Großbritannien, äußern konnten, zeugt von den Vorteilen einer rechtlichen Gemeinschaft.

18 Panayi, „Minorities“, 7.
19 Panayi, „Minorities“, 18.

Für die deutschen Staatsbürger allerdings gab es keinen solchen Schutz. Die strengsten Maßnahmen, die gegen sie eingeführt wurden, waren die Internierung und die Repatriierung. Letzteres geschah, wenn eine Internierung aufgrund ihres Alters, ihres Geschlechts oder einer Krankheit nicht in Frage kam oder eine Person aus verschiedenen Gründen nicht mehr als Gefahr angesehen wurde. Mit beiden Maßnahmen allerdings, wurde die diskursive Ausgrenzung zu einer physischen, wurden sie entweder direkt der anderen Gruppe zugeschoben oder in abgelegene Regionen verbracht und dort unter Aufsicht gefangen gehalten. Gerade in Frankreich nur wegen ihrer Staatsbürgerschaft aus ihren bestehenden Netzwerken gerissen, mussten die Internierten nun in beiden Ländern versuchen, sich eine zusammenhängende soziale Identität und einen neuen Lebenssinn zu erschließen. Dies geschah an einem Ort, der gerade zu Beginn nicht darauf ausgerichtet war, so etwas zu ermöglichen. Die Internierten mussten dies also in vielerlei Hinsicht selbst oder sogar entgegen der Logik der Internierung tun. Aus ihrer Normalität und vielen damit einhergehenden Rollen und Identitäten entfernt, versuchten die meisten Internierten diese wiederzugewinnen oder neue zu erschaffen. Theater, Schulen, Sportangebote, Zeitungen, eigene Läden oder Arbeiten boten altbekanntes oder ermöglichten, wie auch die Rolle des Kapitäns, neue Identitäten und Rollen. Auch ein Gefühl der Selbstbestimmung konnte so zurückgewonnen werden. Dies war enorm wichtig, denn die Lager selbst boten zumeist keine Rolle, außer der des Internierten und Feindstaatenangehörigen. Solche Aktivitäten waren Selbstschutz, denn dieses Umfeld wirkte sich negativ auf die psychische und physische Gesundheit der Internierten aus. Die Erfahrung einer Vernachlässigung aber auch von Misstrauen, was allein durch die Lager und ihren Verwaltungsapparat deutlich wurde, sorgte nur in Teilen für eine Rollenfindung und hauptsächlich für Empörung und Apathie unter den Internierten, bis hin zur Stacheldrahtkrankheit. Das Fehlen von Sinn wurde noch verstärkt durch die äußere Zuschreibung negativer Identität, namentlich des gefährlichen Gefangenen.

Da sich diese Zuschreibung auf ihre nationale Identität bezog, wurde diese auch in Teilen von den Internierten angenommen oder aufgenommen und verstärkte sich in Teilen bis hin zu einem deutschen Nationalismus. Schließlich wurden sie nun als Deutsche gesehen, ob sie wollten oder nicht, und eine Annahme und Wendung zur positiven Konnotation fungierte als Ventil für die eigentlich negative Außenzuschreibung. Der William Red des Gedichts wurde wieder Wilhelm Rot und deutschnational gesinnt. Erfahrungen von Feindseligkeit, gerade vor dem Betreten der Lager wie die Mengen an wütenden Bürgern, aber auch Gruppenzwang innerhalb der Lager verstärkte diese Entwicklung noch weiter. Einige hatten diese Einstellungen wiederum gar nicht nötig. Sie waren vorher bereits fest in einer deutschen Identität verortet. Identität allerdings ist komplexer und nationale Identität reichte nicht aus um eine Normalität zu simulieren, also mussten ande-

re Marker her. Einige, wie Religion, Klasse oder Ethnie wurden bereitwillig auf die Lagergesellschaft übertragen und separierten die Internierten noch einmal untereinander. Gerade für besser organisierte Lager funktionierte die Simulation besser, boten sie die genannten physischen oder kreativen Ventile. Fehlten sie, stiegen physische und physische Krankheiten. In den Lagern in Großbritannien und Frankreich ab 1915 konnte aber selbst bei der Existenz solcher Strukturen eine Sache nur teils simuliert werden: Die Präsenz von Frauen. Hierbei konnte die temporäre Natur des Krieges zu Hoffnungen auf ein Wiedersehen führen. Hauptsächlich führte diese Ungewissheit eher dazu, dass die Strukturen immer mit dem Wissen um ihre Vergänglichkeit existierten und somit keine vollständige Sicherheit und Normalität boten. Vielmehr war das Ende der Internierung das Hauptziel praktisch aller Internierten. Die Wiederkehr zu alten Netzwerken, Freiheit, zur Normalität, ja auch zu einer positiven Identität war von größter Bedeutung. Waren die Umstände für eine Simulation unzureichend oder gar nicht erst gegeben, stieg hier auch das Gefühl, dass eine Flucht besser war als das Aushalten dieser Umstände. Allerdings gab es auch während des Krieges die Möglichkeit, legal die Internierung zu verlassen und viele Hoffnungen und Anstrengungen wurden darauf verwandt, diese nutzen zu können. Wie wichtig dies war, zeigt sich in den durchweg positiv wahrgenommenen Erfahrungen sobald das internierende Land verlassen worden war. Nur wenige entschieden sich dazu, freiwillig länger in den Lagern zu bleiben um in Frankreich oder Großbritannien ihr Leben fortzusetzen. Für die meisten waren die Erfahrungen eines Wandels hin zur Feindseligkeit seitens des Staates aber auch der Bevölkerung zu präsent.

Mit einer Verhärtung der Grenzen nationaler Identität, der Ethnisierung dieser und, wie Panayi es ausdrückte, der Obsession mit Loyalität hatte eine zunehmende Zuweisung der „ethnisch“ Deutschen in eine immer negativer gesehene Gruppe geführt. Je länger der Konflikt anhielt, je mehr Opfer er forderte, desto aggressiver wurde die Stimmung diskursiv und physisch: Naturalisierte „ethnisch“ Deutsche sollten sich zunehmend entweder ruhig verhalten oder ihre Loyalität offen bekunden und alle „ethnisch“ Deutschen sollten ihre Arbeitsstelle verlieren oder mit physischer Gewalt rechnen. Dies betraf selbst solche Personen, die eigentlich keine Verbindung mehr zu Deutschland oder einer deutschen Identität hatten. Mehr als die Internierten fühlten sie den Wandel im öffentlichen Diskurs hin zu einer monolithischen Identität, die mehr und mehr jene ausschloss, die mit Deutschland in Verbindung gebracht wurden. Diese Diskurse positionierten Menschen wie Yvonne Kapps Vater, aber auch Felix Semon mehr und mehr als anders zur Mehrheitsgesellschaft. Wie weitreichend diese Impermeabilität greifen konnte, sieht man an den zum Teil erbärmlichen Verhältnissen, in denen nicht-deutsche Ehepartner wegen ihrer Verbindung aushalten mussten, daran dass sie aufgrund ihrer angenommenen Staatsbürgerschaft repatriiert, oder, wie in Frank-

reich der Fall, zu Beginn auch mit interniert wurden. Diese Idee, dass eine „ethnische“ Gruppe nun durch Kontakt auch auf Menschen der Mehrheitsgesellschaft abfärben konnte, verstärkte unterdessen die soziale Isolation der „ethnisch“ Deutschen, wollte niemand in der Mehrheitsgesellschaft aufgrund von Kontakten ebenfalls ins Niemandsland der Identitäten geschoben werden. Für dieses Umfeld mussten alle, sowohl die internierten als auch nicht-internierten „ethnisch“ Deutschen Bewältigungsstrategien entwickeln: Emma von Schröder fand Halt in ihrem Glauben, August Cohn machte seine Loyalität unter Offenlegung seiner Herkunft deutlich, Dr. Markel errichtete eine Hilfsorganisation. Sie hatten nicht zwingend die komplexen Identitäten der Vorkriegszeit abgelegt aber versuchten diese aufrecht zu erhalten in einem Umfeld, das immer weniger Überlappung der Spektren zuließ. Wie schnell sich dieser Wandel vollzog, hing hierbei vom Land ab, wie noch später genauer beleuchtet wird. In beiden Fällen wurde alles getan um eine Situation zu überstehen die, wie praktisch alle zustimmten, mental und physisch schädlich war.

Die bereits erwähnte Stacheldrahtkrankheit war das Ergebnis fehlender Bewältigungsmechanismen in den Internierungslagern. Während Krankheiten generell für Internierte ein Ende der Internierung bedeuten konnten und auch Menschen dazu animierten, kränker zu werden, wenn solche Möglichkeiten sich ergaben, waren diese Krankheiten eine klare Gefahr, die auch zum Tod führen konnte, wie Gertrud Köbner über einen älteren Verstorbenen in ihrem Lager schrieb. Die Erfahrung von Krankheit und Tod betraf die Verbliebenen auf beiden Seiten des Stacheldrahts, hatten sich in beiden Fällen die Möglichkeit eines Einkommens verringert und die Lebensstandards verschlechtert. Auch führten physische Gewalt und der Druck der Ausgrenzung zu Krankheit und Tod. Das zeigt, wie einflussreich diese Erfahrungen für die „ethnisch“ Deutschen waren, deren einzige Gemeinsamkeit ihre tatsächliche oder wahrgenommene Verbindung zu einer nationalen Identität war, die durch den Krieg stärker zum Anderen geworden war. Umgekehrt zeigt es aber auch, wie wichtig es war, Identitäten und Rollen zu kreieren oder aufrechtzuhalten, die ihnen Halt, Sinn oder ein positives Selbstbild gaben. Ebenso wichtig waren Strukturen innerhalb und außerhalb der Lager, die monetär und psychisch bei dieser Aufgabe halfen. Die Kriegszeit zu überstehen war das Hauptziel dieser Menschen und selbst wenn die meisten sich von der Feindseligkeit übermannt fühlten, gab es auch nach dem Krieg jene, die versuchten nach dem Krieg zu einer Normalität in Großbritannien oder Frankreich zurückzukehren.

9.3 Die „Nachkriegszeit“

Der 11. November 1918 wurde als Ende des Krieges wahrgenommen, auch wenn er nicht das offizielle Ende des Krieges war. Ähnlich wie bei der Mobilisierung ging es allerdings nicht um den offiziellen Status sondern um das Einläuten der Veränderung. Die Erfahrung des Waffenstillstands ging einher mit Freude, Erleichterung aber auch Angst und Unsicherheit, während der Vertrag von Versailles selten große Aufmerksamkeit erhielt. Der Waffenstillstand bedeutete viel mehr erst einmal das Ende der Kämpfe, rückte aber auch die Wiederkehr von Normalität in greifbare Nähe. Jene, die außerhalb der Lager noch finanzielle Mittel besaßen, was meist in Großbritannien der Fall war, verloren oft keine Zeit damit, zu versuchen, alte Netzwerke oder Geschäfte wieder aufleben zu lassen. Jene, die wiederum aus monetären Gründen auf die Hilfsstrukturen der Kriegszeit angewiesen waren, sahen diese nun wegbrechen.

Den Waffenstillstand als das Ende des Krieges zu betrachten war gerade für die Internierten verständlich, bedeutete er doch das gesicherte Ende ihrer Gefangenschaft. Auf ihrer Situation innerhalb der Lager basierend, war diese Erfahrung genau wie bei den nicht-internierten „ethnisch“ Deutschen mit positiven und negativen Gefühlen verbunden. Eine Repatriierung, die in den meisten Fällen stattfand, konnte gefühlt endgültige Trennungen zu alten Bekannten oder der Familie bedeuten, die Rückkehr zu einer gewünschten Normalität oder die Rückkehr in ein Land, zu dem sie entweder keine Kontakte mehr hatten oder welches sich, genauso wie sie, in den letzten vier Jahren drastisch verändert hatte. Jene, die an ihren Netzwerken und Beziehungen in ihrer Wahlheimat festhalten wollten, versuchten alles um dort zu bleiben und stellten Anträge oder blieben freiwillig länger in den Lagern. Wurden sie trotzdem abgeschoben, konnte dies katastrophale Auswirkungen für diese Beziehungen haben. Für andere, ja für die meisten war, wie aus den Berichten hervorgeht, allerdings die Freiheit erst einmal wichtiger als alles andere. Doch, genauso wie einige gegen ihren Willen repatriiert wurden, blieben andere gegen ihren Willen in den Lagern. Da mit dem Ende des Krieges das öffentliche Interesse an den Internierten weitestgehend abgenommen hatte und Internierte weniger eine Gefahr, ein Verhandlungsmittel oder politisches Mittel darstellten, waren sie nun für alle Länder nicht mehr von Bedeutung. Diese hatten in der Nachkriegswelt wichtigeres zu tun. Mit dieser Entwicklung ging auch der Niedergang der Strukturen innerhalb der Lager einher, denn weniger wurden bereit gestellt und es waren häufig zu wenig Internierte verblieben um diese aufrecht zu halten. Daher wurden auch die Beschwerden über die zerstörerischen Effekte der Internierung laut, die mit diesen Strukturen bekämpft worden waren. Die Internierten wurden verletzlicher, wie der starke Einfluss der Spanischen

Grippe zeigt, aber auch gewalt- und fluchtbereiter. Von den späten Daten der Grippewellen in Frankreich ausgehend war ihre periphere Situation ein Segen und ein Fluch, denn einerseits waren sie erst geschützt, aber andererseits beschwerten sie sich zunehmend auch über die fehlende medizinische Versorgung.

1924 wurden die letzten Internierten freigelassen. Die meisten, die im Laufe der sechs Jahre nach Deutschland repatriiert wurden, mussten sich nun erneut in ihrer Identität anpassen, denn eine deutsche Identität war Teil der Mehrheitsgesellschaft und nicht mehr ein einzigartiger Identitätsmarker. Auch sahen sich viele mit einem durch die Niederlage und Revolution gründlich veränderten Land konfrontiert, das sie in einigen Fällen seit Jahrzehnten nicht mehr betreten hatten. Auch hier konnten einige relativ schnell eine Normalität zurückgewinnen, zum Beispiel durch die Nutzung ihrer Erfahrungen im Ausland, während andere weiterhin finanziell, gesundheitlich oder emotional strauchelten. Diese Probleme führten auch hier zu der Errichtung von Strukturen wie dem REK, um sich gegenseitig zu helfen aber auch um Erfahrungen zu teilen, die Erfahrung als Internierte positiv in ihre Identität einfließen zu lassen und daran zu erinnern. Auch gaben ihnen diese Strukturen und Identitäten eine Stimme in einem Land, welches sie ihrer Meinung nach vergessen hatte. Dieses fehlende Interesse hatte allerdings auch Auswirkungen auf die Strukturen selbst, denn die Zivilinternierten wurden so langfristig von Militärinternierten-Interessen und -Rollen teilüberformt. Diese waren zahlenmäßig größer und hatten bessere Chancen ihrer Stimme Gehör zu verschaffen. An militärische Strukturen und Hierarchien gewöhnt und aufgrund der Maskulinisierung des Krieges in einem gefühlten Aufholbedarf, geschah diese Entwicklung ohne größere Reibereien. So gewann die Identität als ehemaliger Internierter oder deutscher Migrant an Bedeutung für die, die nach Deutschland zurückkehrten. Für jene, die in Großbritannien oder Frankreich verblieben waren, spielte die nationale Identität weiterhin eine Rolle.

Allerdings wurde ein Wiederaufbau jedweder Form „ethnisch“ deutschen Lebens in Frankreich konsequent von der französischen Regierung und Öffentlichkeit in den Jahren nach 1918 behindert. Während in Großbritannien die Zahl und Festigkeit „ethnisch“ deutscher Strukturen massiv gelitten hatte, war dort ein Wiederaufbau wenigstens möglich. Dies konnte hauptsächlich von jenen vorangetrieben werden, die die Mittel für so etwas übrig hatten, wie beispielsweise Baron Bruno von Schröder, der die *Community* bereits vor dem Krieg unterstützt hatte und sich intensiv mit dem Wiederaufbau in den Nachkriegsjahren auseinandersetzte. Generell war für den Wiederaufbau überhaupt eine gewisse Zahl an „ethnisch“ Deutschen notwendig, die ein Interesse an daran hatten, und hierbei spielten zwei Faktoren eine Rolle: Einerseits die Zahl der naturalisierten „ethnisch“ Deutschen mit solchen Interessen im Land, wie es von Schröder war, und andererseits die Möglichkeit „ethnisch“ Deutscher nach dem Krieg wieder ins Land zu ge-

langen. In Frankreich waren beide Zahlen gering und die Maßnahmen sorgten dafür, dass letzteres in deutlich geringerem Maße geschah als in Großbritannien, auch wenn dort ebenfalls Restriktionen für die Einreise angewandt wurden. Das heißt nicht, dass die Lage in Großbritannien ähnlich wie vor 1914 war. Auch dort waren Feindseligkeit und Misstrauen noch präsent und zeugten davon, dass das Niemandsland der Identitäten bei Weitem noch nicht befriedet war, wenn auch in größerem Maße als in Frankreich. Betrachtet man die historischen Voraussetzungen in Frankreich und Großbritannien bezüglich ihrer Beziehung zu einer deutschen Identität, ist es nicht überraschend, dass die Permeabilität in Großbritannien noch größer war und auch eine Normalisierung schneller stattfand. Mehr etablierte „ethnisch“ Deutsche konnten, wie Felix Semon, aktiv für eine Normalisierung eintreten und auch das Land war nicht vom Krieg verwüstet gewesen, sodass eine politische und öffentliche Annäherung an Deutschland schneller möglich war als im feindseligeren und verwüsteten Frankreich. Dort waren die Voraussetzungen impermeabler gewesen und auch die Konflikte mit Deutschland nach dem Krieg noch stärker, wurden sie auch von beiden Seiten angefacht. Dies wurde vor allem an der Situation der Botschaft und ihrem Botschafter Wilhelm Mayer deutlich. Anstatt die Netzwerke und Aktivitäten von „ethnisch“ Deutschen in Frankreich unterstützen zu können, waren sie und er überarbeitet, unterbesetzt und konstant mit den Konflikten der beiden staatlichen Parteien beschäftigt. Diese fehlende Koordination behinderte zusätzlich die Ankunft deutscher Staatsbürger. Dies betraf die ehemaligen „ethnisch“ Deutschen in Frankreich unterschiedlich, konnte Gertrud Köbner beispielsweise eine Karriere darin finden, Artikel zu schreiben, während Franz Hessel offensichtlich darunter litt. Auch die Literatur, die über diese Situationen in beiden Ländern erschien, macht den Unterschied deutlich. War die unmögliche Liebe zwischen einem deutschen Internierten und einer Britin in Hall Caines Werk in der Kriegszeit angesiedelt und erfuhr positive Rückmeldungen über ihre Vermenschlichung des Feindes, so spielte die unmögliche Liebe zwischen einer deutschen Migrantin und einem Franzosen von Claire Goll eindeutig in einer angespannten Nachkriegszeit. Der Zeitpunkt ihrer Veröffentlichung fiel, nach einem Höhepunkt der Spannungen zwischen Deutschland und Frankreich mit der Ruhrbesetzung von 1923, jedoch in eine Phase der Entspannung, die 1924 begann zu wirken. Langsam aber sicher migrierten wieder mehr deutsche Staatsbürger in beide Länder und auch die Feindseligkeiten der Öffentlichkeit ebenso wie die Maßnahmen der Regierungen nahmen an Härte ab. Während des Geistes von Locarno, einer kurzen Phase der *Détente* zwischen den Nationen, konnte auch in Frankreich wieder ein ethnisch „deutsches“ kulturelles Leben anwachsen. Allerdings blieb dieses, ebenso wie in Großbritannien, weit hinter dem Leben zurück, wie es vor dem Krieg existiert hatte. Dass sich dies weiterhin so entwickeln würde, war 1924 allerdings noch nicht klar.

Bis dahin musste in Frankreich selbst noch eine ganze Region im Rahmen nationaler Identität befriedet werden. Das wiedergewonnene Elsass, welches vorher Teil des deutschen Kaiserreiches gewesen war, und seine Bevölkerung sahen sich nun einer anderen Form der Unsicherheit ausgesetzt. Auch wenn sich die französische Regierung intensiv und erfolgreich mit der Säuberung „ethnisch" deutschen Lebens in der Region beschäftigte, geschah dies auf komplexere Weise als in den anderen Départements zu Kriegszeiten. Hier war, ähnlich wie in Frankreich während des Krieges, die Reaktion der „ethnisch" Deutschen variiert und basierte hauptsächlich auf der Position ihrer passiv oder aktiv zugeschriebenen nationalen Identität. Für jene, die sich selbst als französisch sahen, war die Rückkehr nach Frankreich ein Grund zur Freude, während sie für solche mit stärkeren Verbindungen nach Deutschland als Schock kam. Diese verschiedenen Reaktionen waren nicht unberechtigt, denn sie selbst wurden aktiv nach ihrer Verbindung zu Deutschland von A bis D kategorisiert und dementsprechend behandelt. Da die Region und ihre Bevölkerung praktisch das Gegenteil der „ethnisch" deutschen Erfahrung in Großbritannien oder Frankreich erfuhren, wurden sie doch von beiden Seiten als ihnen zugehörig empfunden, kristallisierte sich auch eine dritte Position heraus: Die einer einzigartig elsässischen Identität. Die Bevölkerung und ihre Ausprägungen an Identitäten untermauern durch ihre Einzigartigkeit noch einmal die Komplexität an Zugehörigkeiten aber auch die Probleme der monolithischen Idee einer nationalen Identität, welche sich in Frankreich nicht nur während des Krieges, sondern auch in der Vorkriegszeit entwickelt hatte. Bis 1924 allerdings war diese Komplexität reduziert worden und nur noch die französische oder elsässische Identität blieb sichtbar.

1924 war also auch dort ein wichtiger Punkt in der Entwicklung. Dieser würde, nach Diskussionen bis zum Oktober 1925, letztendlich das ratifizieren, was sich in dem Jahr davor angebahnt hatte. So endete, um die Worte von Nicolas Beaupré zu nutzen, auch der Krieg nach dem Krieg und die Nachkriegszeit endete, ging in das über, was man nun klar als Zwischenkriegszeit bezeichnen kann. Harry Graf Kessler und Rainer Maria Rilke kehrten nach Frankreich zurück, wo in Paris auch die deutsche evangelische Kirche ihre Wiedereröffnung feiern konnte. Auch in London florierten die deutschen Kirchen, konnten sich sogar erweitern und auch wenn keine Erfahrungsberichte aus dieser Zeit gefunden werden konnten, deuten die hohen Zahlen an Personen mit deutscher Herkunft im Zensus von 1921 auf eine wachsende Stabilität hin. In Frankreich stieg, bei aller Vorsicht mit der Quelle, ebenfalls die Zahl der Migranten aus Deutschland, verdreifachten sich laut Quelle sogar zwischen 1924 und 1925.

Die Erfahrung der „ethnisch" Deutschen Minderheit in Großbritannien und Frankreich ab 1925 ist selbst im Vergleich zu der Zeit von 1918 bis 1924 wenig erforscht worden, werden sie doch von der Etablierung des Dritten Reiches und dem

Ausbruch des Zweiten Weltkriegs überschattet. Daher lassen sich in diesem Buch, welches einen Endpunkt finden muss, die weiteren Entwicklungen nur auf solch eine bruchstückhafte Weise nennen. Vielmehr soll zuletzt noch einmal intensiver der Vergleich, wie er in dieser Analyse angestellt wurde, in den Fokus gerückt werden.

9.4 Ein Vergleich der zwei Nationen

Es ist sinnvoll, hier noch einmal zurück in den Juli 1914 zu springen und sich die Voraussetzungen in beiden Ländern anzuschauen. Der Verlust der Normalität, wie ihn die „ethnisch" deutsche Minderheit erfuhr, wird nur so wirklich deutlich. In Frankreich wäre es sogar möglich bis in die Zeit der napoleonischen Kriege zurückzugehen, doch sollte der Juli 1914 ausreichen. Der deutsch-französische Konflikt hatte, wie der vorangegangene Satz es bereits impliziert, eine lange Geschichte und sich immer wieder in Konflikten wie in den Jahren 1870–1871 manifestiert. Diese Rivalität und der, ab 1871 mit dem Verlust des Elsass verbundene, Revanchismus beeinflusste die gesamte deutsch-französische Beziehung. Deutsche und französische nationale Identitäten wurden als deutlich separat, ja sogar vollständig gegensätzlich betrachtet. Diese wahrgenommene kulturelle Entfernung verkomplizierte die „ethnisch" deutsche Erfahrung auf dem Land wie in der Metropole Paris und beeinflusste sogar, welche Menschen aus Deutschland in das Land migrierten. Zum einen zog das Land jene an, die selbst bereits eine problematische Beziehung mit einer deutschen Identität hatten. Frauen wollten den rigiden sozialen Strukturen entgehen aber auch Katholiken, die in Deutschland eine problematischere Position einnahmen als Protestanten, fühlten sich durch diesen Unterschied angezogen. Auch kamen jene, die diese Andersartigkeit als spannende aber temporäre Erfahrung an sich verstanden und nicht vorhatten, längerfristig im Land zu bleiben. In dieser Hinsicht war Frankreich also keine große assimilierende Kraft, wie es beispielsweise Walter Kuster argumentiert hat.[20] Allein die Tatsache, dass auch vor dem Krieg ein deutscher Name zur Ausgrenzung führen konnte, lässt hier Zweifel an dieser These aufkommen.[21] Während also eine fehlende Permeabilität auf dem Spektrum der nationalen Identität zwar nicht die Migration aufhalten konnte, so schlug sich dies in der weniger ausgeprägten Integration und Assimilation nieder, konnten sich die Personen nicht frei zwischen beiden bewegen Identi-

20 Walter Kuster, „Les Politiques éducatives De La Troisième République Et Les Enfants D'immigrants Belges Dans Le Département Du Nord.", *Documents Pour L'histoire Du Français Langue étrangère Ou Seconde*, 46 (2011), 18.
21 Weil, *French*, 60–61.

täten oder im Bereich der Überlappung ankommen. Ob sie nun Frankreich als großartiges internationales Land betrachteten wie Getrud Köbner, oder diesem gegenüber negativ eingestellt waren wie Viktor Auburtin, argumentierten sie für eine spezifisch französische Eigenheit im Gegensatz zu Deutschland. Wie stark sich die Permeabilität auswirkte, wird vor allem deutlich, vergleicht man diese mit den Voraussetzungen in Großbritannien.

Dort waren bessere Beziehungen zu Deutschland, die Wahrnehmung einer stärkeren kulturellen Ähnlichkeit und eine friedlichere Geschichte mit dafür verantwortlich, dass die Erfahrung „ethnisch" Deutscher in Großbritannien eine deutlich offenere war. Dies ging so weit, dass sich die beiden Nationen als „Cousins" verstanden.[22] Voraussetzungen wie diese sorgten dafür, dass die Darstellung, Fortsetzung und Entwicklung einer deutschen Identität in Großbritannien nicht aufgehalten wurde, ebenso wenig wie die Integration und Assimilation in eine britische Identität. In Großbritannien zu leben und sich dort anzupassen, bedeutete nicht zwingend die Aufgabe von spezifisch deutschen Identitätsmarkern, sondern die Möglichkeit, sich zwischen den beiden permeablen Spektren beide Identitäten hin und her zu bewegen. So befanden sich die hier betrachteten „ethnisch" Deutschen deutlich weiter verteilt, was ihre Position auf diesen Spektren anbelangte. Solch eine Blickweise vermag es, zwei Sichtweisen in der Forschung zusammenzubringen: Stefan Manz stellte eine deutlich nationalistischere deutsche Community in Großbritannien fest, Laura Tabili eine angepasste.[23] Beides war eben wegen der Permeabilität möglich. Für Frankreich wäre der Begriff eines kulturellen Austausches besser als Integration oder Assimilation. Annette Kolb differenzierte in ihrer Begegnung mit dem Bettler schließlich deutlich zwischen ihrem Gefühl deutsch zu sein und dem Gefühl französisch zu sein. Unter Franzosen, meinte sie, fühlte sie sich deutscher, doch erst in der anonymen Begegnung mit ihnen, konnte sie Aspekte dieser Kultur für sich als Teil ihrer selbst darstellen. Der Unterschied zwischen diesen Permeabilitäten und Überlappungen sollte mit Kriegsbeginn noch offensichtlicher werden.

Wie schnell und gewalttätig die Reaktion der Mehrheitsgesellschaft gegenüber der, nun als Feind begriffenen Minderheit war, wurde direkt von dieser Permeabilität und Überlappung der Vorkriegszeit beeinflusst. „Ethnisch" Deutsche waren sich hierbei ihrer Position im jeweiligen Land bewusst und reagierten dementsprechend. In Großbritannien herrschte die Hoffnung vor, ein Frieden könne noch bestehen. Daher konnten sie zu großen Teilen entweder klar ihre deutsche Identität zeigen oder sich ruhig verhielten. In Frankreich wiederum war der Weg

22 Richard Scully, *British Images of Germany. Admiration, Antagonism & Ambivlance 1860–1914* (Basingstoke: Palgrave Macmillan, 2012), 2.
23 Tabili, „Identities", 380.

nach Deutschland bei der Mobilisierung nicht zwingend eine Darstellung deutscher Identität, wie bei den wehrfähigen deutschen Staatsbürgern in Großbritannien, sondern eine furchtsame Reaktion aufgrund der Sorge vor dem, was ihnen wegen dieser Identität blühen konnte. Es erklärt auch, warum die Erfahrung des Verhaltens der Mehrheitsgesellschaft so stark variierte, war es doch von der eigenen Wahrnehmung der nationalen Identität abhängig. Solche, die nur für einen kulturellen Austausch nach Frankreich gekommen waren, hatten ihre nationale Identität nicht aufgegeben und hatten eine schwächere Verbindung nach Frankreich, hatten also weniger Probleme damit ein deutlich negativeres Bild dieser Handlungen zu zeichnen als jene, die die Unterschiede schon über Jahre erlebt hatten und sich trotzdem der französischen Identität annäherten. Allerdings waren sich alle um die potenzielle Feindseligkeit bei Kriegsausbruch bewusst. Dieser Unterschied erklärt auch, warum ein deutscher Staatsbürger wie Oscar Levy versuchte, bei Kriegsausbruch zurück nach Großbritannien zu kommen. Hansi, der dies für Frankreich tat, konnte dies aufgrund seiner klar elsässischen und damit eher französisch gelesenen Identität. Beide machen auch den Unterschied in der Idee des Loyalitätsbeweises sichtbar, wie die Erwartung von Gewalt. Hansi wollte nicht schlicht nach Frankreich um dort zu bleiben, er wollte seine Loyalität im Kampf für Frankreich beweisen. Oscar Levy fühlte sich, ohne Kampfgedanken, schlicht heimischer in Großbritannien. Er erwartete keine Gewalt gegen „ethnisch“ Deutsche, ebenso wenig wie Felix Semon, der auch zurückkehrte. Solch ein Verhalten wurde gerade aufgrund der wahrgenommenen Beziehung zwischen beiden Nationen und Identitäten nicht für möglich gehalten und führte, als es dazu kam, daher zu einer größeren Indignation als in Frankreich. Im Land des „Erbfeindes“ hatte man solch ein Verhalten antizipieren können und die Indignation beruhte nicht auf der eigentlich bewiesenen, aber missachteten Loyalität zu dem Land, wie sie es in Großbritannien tat. Vielmehr zeugte das Verhalten der Mehrheitsgesellschaft eher vom spezifisch französischen Geist, ob nun verständnisvoll oder verdammend. Das Gefühl, aus der Überlappung oder nationalen Identität der Wahlheimat ausgeschlossen zu werden, wurde, anders als in Großbritannien, nicht erwähnt. Die Folge der gefühlten Differenz schlug sich auch im feindseligen Verhalten der Mehrheitsgesellschaft nieder, das in Frankreich praktisch sofort mit dem Kriegsausbruch einsetzte und sich über die nächsten vier Jahre noch verstärken würde. Bereits nach der Mobilisierung wurden Läden zerstört; eine Entwicklung, die in Großbritannien erst später mit der Versenkung der Lusitania einsetzte. Dort verschlechterte sich die Situation auch mit Kriegseintritt und beeinflusste die Permeabilität und Überlappung, doch deutlich langsamer und im Vergleich auch nach vier Jahren weniger feindselig. Gerade die unterschiedlichen öffentlichen Reaktionen von „ethnisch“ Deutschen, die legal britische oder französische Staatsbürger waren und damit von Internierung ausgenommen, machen

die Wahrnehmung dieser verschiedenen Permeabilitäten deutlich. Veröffentlichungen wie die eines August Cohn aus London konnten in Frankreich nicht gefunden werden, vielmehr wurde nur eine französische Identität und damit Loyalität zur Wahlheimat klargestellt.

Auch die Internierung deutscher Staatsbürger war von diesen Unterschieden betroffen. Fand diese in Frankreich vergleichsweise kurz nach der Kriegserklärung statt, dauerte es in Großbritannien wieder bis 1915 um eine generelle Internierung anzusetzen. Auch beschränkte sich Großbritannien auf männliche Feindstaatenangehörige im wehrfähigen Alter während Frankreich deutlich weitgefächerter internierte. Erst im Laufe der Zeit differenzierte Frankreich stärker in seinen Lagern zwischen frankophilen und solchen, die als problematisch angesehen wurden. In Großbritannien wurde auch zwischen solchen mit britischer Familie und solchen ohne unterschieden, allerdings spielten Geld und Status eine viel stärkere Rolle. Ebenso war der Unterschied zwischen den Lagern eher ein geographischer, während in Frankreich der Lebensstandard zwischen Lagern für Frankophile und Lagern für problematische Feindstaatenangehörige drastisch variieren konnte. Die häufigeren Schilderungen von Misshandlungen und Gewalt auch in den unveröffentlichten Erfahrungsberichten wie Hellmuth Felles oder Hugo Ringers, die in Großbritannien kein Äquivalent fanden, legen diese Schlussfolgerung nahe. Auch wurde häufiger Alkoholkonsum und -missbrauch als Bewältigungsstrategie erwähnt. Geld konnte auch in Frankreich helfen, diese Probleme zu minimieren oder zu negieren und die Geschichte Claudios legt nahe, dass selbst der Lebensstandard in problematischen Lagern, je nach Einkommen, besser war als das Leid in der Freiheit der Vorkriegszeit. Leider ist, wie in so vielen Fällen, allerdings eher die Erfahrung der Mittel- bis Oberschicht in beiden Ländern vorhanden. In diesen lässt sich häufig Frustration über einen schlechteren Lebensstandard als in der Vorkriegszeit und das Fehlen der gewohnten Freiheit herauslesen. Allerdings zeigte sich auch dort der Einfluss der unterschiedlichen Permeabilitäten und Überlappungen in beiden Ländern, selbst wenn Frustration universal war.

In der Nachkriegszeit setzte sich dieser Unterschied fort. Wenngleich die Feindseligkeit sich in Großbritannien bis 1918 auf ein hohes Niveau gesteigert hatte, kühlte sie sich sichtbar in den kommenden sechs Jahren ab und auch wenn die Regierung deutschen Staatsbürgern häufig nicht länger als drei Monate Aufenthalt gewährte, ja sogar bekannte Gelehrte wie Oscar Levy gegen ihren Willen abschob, hinderte sie nicht den Wiederaufbau einer deutschen Community. Genau diese Hinderung war in Frankreich zu spüren, welches stärkeren Wert auf eine Blockade deutscher Migration setzte und aktiv die Wiederaufnahme ethnisch deutschen Lebens in Frankreich blockierte. Der Kontrast zwischen einer, zwar geschrumpften, Zahl an deutschen Kirchen in Großbritannien und der Unmöglichkeit die

evangelische Kirche in Paris wiederzueröffnen, macht genau dies deutlich. Hierbei setzte Frankreich Maßnahmen aus der Vorkriegszeit ein, in der es auch über Jahre die Eröffnung einer deutschen Schule verzögert hatte. In Großbritannien wiederum hatte diese 1914 schon seit Jahren bestanden. Auch die Öffentlichkeit hatte Schuld an der Nachkriegsstimmung. Die problematische Lage der deutschen Botschaft, aber auch Claire Golls Werk waren Symptome einer Mehrheitsgesellschaft, die auch Jahre nach dem Waffenstillstand noch immer eine Kluft zwischen sich und der „ethnisch" deutschen Minderheit sah. Nicht umsonst wird diese Periode in der Forschung als „Krieg nach dem Krieg" und deutsch-französischer „kalter Krieg" bezeichnet.[24] Das bereits hohe Level an Feindseligkeit in der Vorkriegszeit, welches sich mit dem Krieg nur noch erhöhte, brauchte schlicht länger um in der Nachkriegszeit zu sinken. Von einem niedrigeren Level beginnend, brauchte die Feindseligkeit in Großbritannien weniger Zeit um eine Permeabilität und Überlappung wieder zuzulassen. Wenden wir die Theorie der hybriden Entwicklung der deutschen Community in den USA auf die Community in Großbritannien an, zeigen sich starke Ähnlichkeiten. Die Community schwankte zwischen einem ethnischen Überleben und einer ethnischen Auflösung, war sie zwar noch vorhanden, aber bei Weitem nicht mehr so ausgeprägt wie vor 1914. Die Community in Frankreich wiederum fällt innerhalb dieser Theorie deutlich in die letzte Kategorie, hatte sie sich nach 1918 komplett aufgelöst und würde Jahre brauchen um einen Wiederaufbau überhaupt zu beginnen. Die Vorkriegssituation, gepaart mit den Entwicklungen des Krieges, machte eine Nachkriegsphase wie in Großbritannien nicht unmöglich aber höchst unwahrscheinlich. Erst die Verträge von Locarno würden eine solche Entwicklung anstoßen.

Erweitern wir, wie bereits begonnen, den Blick auf den Ablauf in anderen Staaten, wird ein komplexeres Bild deutlich. Hatten sich die Internierten in Großbritannien über schlechte Bedingungen beschwert, sah es in Teilen des britischen Empire bei Weitem schlechter aus: Gerade Australien und Kanada taten sich hier mit Scheinhinrichtungen und körperlicher Züchtigung hervor.[25] Auch in den Vereinigten Staaten gestaltete sich die Gewalt eher wie in Frankreich, erzählt Christopher J. Wright beispielsweise von dem Fall eines Mannes namens Prager, der in Illinois von einem wütenden Mob aus einem Gefängnis befreit wurde, um ihn wegen seiner „Illoyalität" zu lynchen.[26] Doch ist auch in diesen Ländern die Forschungslage für die Nachkriegszeit dünn. Eine Erforschung der Erfahrungen „eth-

24 Guieu, *rapprochement*, 27.

25 Fischer, *Homefront*, 121; Kordan, *Canada*, 99.

26 Christopher J. Wright, *The Impact of Anti-German Hysteria and the First World War in New Ulm, Minnesota and Kitchener, Ontario: A Comparative Study* (Dissertation; Ann Arbour: Iowa State, 2011), 9–10.

nisch“ Deutscher in diesen Ländern, vor allem in komparativer Hinsicht, könnte weitere Hinweise auf die Frage liefern wie Permeabilität und Überlappung nationaler Identitäten durch nationale Diskurse vor, während und nach Zeiten des Konflikts geprägt werden. Leider fehlt diesem Buch die Spannweite für solch einen Vergleich, auch wenn bereits der Vergleich Großbritanniens und Frankreichs einen gewichtigen Beitrag zur Beantwortung dieser Frage liefert.

Für Richard Noschke, Gertrud Köbner, Maximilian Mügge, Anna Vervier, Bruno von Schröder, Rudolf Rocker und alle anderen Personen, die in diesem Buch ihre Erfahrungen zeigten, hätte eine solche größere Differenzierung nichts an ihren persönlichen Erfahrungen geändert. Minderheiten wie die, der sie angehörten, erleiden in Kriegszeiten ein außerordentlich tragisches Schicksal. Alle wurden sie auf die eine oder andere Weise als anders oder als Feind betrachtet und fanden sich plötzlich dort wieder, wo sie bis über den Konflikt hinaus bleiben sollten: Im Niemandsland der Identitäten. Sie entwickelten eine Vielzahl an Bewältigungsmechanismen und versuchten, in diesem gefährlichen Niemandsland eine neue Position zu finden. Soziale Netzwerke, besonders Familienmitglieder, waren enorm wichtig um emotionale Stützen zu bieten, genau wie die Möglichkeit eine eigene Position zu finden und nicht passiv in der zugeschriebenen zu verharren. Hilfsorganisationen, aber auch soziale Netzwerke, halfen darüber hinaus, die finanziellen Probleme zu mindern, die mit dem Leben in diesem Niemandsland einhergingen. Die Analyse von Staaten hilft uns dabei, Muster in ihrem Handeln zu erkennen und dementsprechend unser Verhalten für die Zukunft anzupassen. Wechselt man die Perspektive, fokussiert sich auf die Menschen, kann man den Einfluss, den dieses staatliche Handeln auf sie hat, besser verstehen, wertschätzen und lindern; in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Literaturverzeichnis

Quellen

Archivmaterial

International Committee of the Red Cross Archives, Online

Indexkarten Zivilinternierter, CRC Archives [ACICR C G1].

Imperial War Museum (IWM) London

Art.IWM Med 847, Erinnerungsmünze „Zur Erinnerung 1916“, Stobs PoW Camp.
Documents.11229, Noschke, Richard, Private Papers, 1919.

The National Archives of the United Kingdom London

KV1/67, Home Office, „Control of Aliens in the United Kingdom“, in *Control of Aliens including CID Subcomittee. MI5 Policy Matters*.
KV1/67, Home Office, „Aliens and Nationality Committee Memorandum No.162“, in *Control of Aliens in the United Kingdom*.
KV2.2854, Security Service, „Oskar Paul Traenkner: German“.

Schroder Archive London

SF/ES/Bruny/1915–1924, Dokumentation des Sohnes Bruno „Bruny“ Schröder.
SF/ES/Poetry, Baronin von Schröder, *Gefesselt* 1919.
SF/ES/Poetry, Baronin von Schröder, *Trauriger Frühling*.
SF/ES/Poetry, Baronin von Schröder, *Treuliebe*.
SF/ES/Poetry, Baronin Emma von Schröder, *Der sichere Pfad*, 1915.
SF/ES/1914, Baronin von Schröders Korrespondenz bei Kriegsausbruch.
SF/ES/1914, Korrespondenz an die Schröders zwischen August und Dezember 1914.
SF/DS/1, Dorothy Schröder, *Die Sommerferien 1919 – I. Von Heath Lodge nach Narvik*.
SF/ES/1914, Briefe an die Baronin Schröder 1914.
SF/BS/POW, SH370, Brief des Commandant of Pattishal an Baron Schröder, 21.12.1917.
SF/BS/POW/ SH370, Verschiedene Briefe an Baron von Schröder von verschiedenen Lagerverwaltungen.
SF/BC/POW, Schröders Geschenk an die Internierungslager während Weihnachten.
JHS/Z/00004525, SH387 Anti German Material, Anonyme Brief an und von der Schröder Familie von den Evening News in 1914, London, Schroder Archive.
JHS/Z/00004525, SH387 Anti German Material, Anonymer Brief vom 25. November 1914.
JHS/Z/00004525, SH387 Anti German Material, Mügge’s privater Brief an Baron Bruno Schröder, 25. Februar 1916.
JHS/Z/00004525, SH387 Anti German Material, Anonymer Brief an den Kirchenwärter der German church 1915.
JHS/Z/00004525, SH387 Anti German Material, Anonymer Brief ‚von den Bewohnern von Montpelier Place‘, 1 März 1918.
SF/ES/VB, Schröder’s Gästebuch.
SF/ES/VB, SA/Postkarten, Album 1.

Open Access. © 2025 Mathis J. Gronau, publiziert von De Gruyter. BY-NC-ND Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung – Nicht-kommerziell – Keine Bearbeitung 4.0 International Lizenz.
https://doi.org/10.1515/9783111561493-010

Staats- und Stadtbibliothek Augsburg

Sinningen, Ansgar, „Der 2. Reichsverband für die katholischen Auslandsdeutschen: Entstehung und Entwicklung bis zum Jahre 1924“, in *Jahrbuch des Reichsverbandes für die Katholischen Auslanddeutschen* (Münster: Aschendorff, 1926), 6–19.

Universität Bonn

„Der Heimkehrer: Bundeszeitschrift Der Reichsvereinigung Ehemaliger Kriegsgefangener“, (1&2) 3–5, Jahr 1919–1938.

Institut für Zeitgeschichte München

ED 367, Ad Nr. ICH 5163, Erlass v. 4.VI.20, Mai 1920.

ED 367 /5 NL v. Mayer, Korrespondenz Wilhelm Mayer als Geschäftsträger in Paris mit – den Außenministern – Geschäftsstelle für deutsche Güter, Rechte und Interessen in Frankreich.

ED 367 Vol. 5, „Auf den Erlass vom 13. August 1921, 21. August 1921“.

ED 367 Vol. 5, Mayer, Wilhelm, „Brief an Außenminister Simon, 18. Januar 1921“.

ED 367 Vol. 5, Reichsminister des Auswärtigen Müller. 20. Januar 1920.

ED 367 Vol. 5, „Telegramm von Mayer an den Reichsminister im Auswärtigen Amt 06. Dezember 1922“.

ED 367 Vol. 5, Zoepfle, Gottfried, „Die Tätigkeit der ‚Wirtschaftlichen Abteilung‘ im ersten Vierteljahr ihres Bestehens, 19. Oktober 1920“.

ED 367 Vol. 5, Zur Frage der Vereinigung der Friedensdelegation mit der Botschaft Paris 1920.

AddF – Archiv der deutschen Frauenbewegung Kassel

Coith, Dora, *Kriegsgefangen: Erlebnisse einer Deutschen in Frankreich* (Leipzig: Hesse & Becker, 1915).

Deutsches Historisches Museum Berlin

DHM A 71/299, „Abzeichen gegen den Dawes-Plan zur Neuregelung der deutschen Reparationszahlungen“.

DHM A 77/41, „Abzeichen des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold“.

DHM A 81/37.1, „Abzeichen der NSDAP“.

DHM A 90/1194, „Abzeichen des Deutschen Reichskriegerbundes Kyffhäuser“.

Archives Nationales de France Paris

F/7/15168, „Le Président du Counseil, Ministres des Affaires Etrangèrs à Monsieur le Ministre des Regions Liberées, ‚Visa d’ouvriers allemands pour les régions libérées‘“.

F/7/15168, „Brief des Generalkonsuls Frankreichs in Köln und Mainz an den Innenminister, 19. Juli 1920“.

Diözesanbibliothek Rottenburg

Bäuerle, Theodor, *Zehn Jahre Markelstiftung 1920–1930* (Stuttgart: Vorstand, 1931).

Deutsches Tagebuch Archiv Emmendingen

3827-2, B., Maria, *Fortsetzung des 1. Bandes der Lebenserinnerungen 1919–1920*.

Zeitungen

Aberdeen Press and Journal, 17. April 1919 – 8. Dezember 1924.
Altonaer Nachrichten, 5. März 1926.
Berliner Tageblatt, 12. März 1919 – 16. August 1921.
Berliner Volkszeitung, 9. Mai 1919 – 23. Mai 1923.
Camp Echo, März – Ostern 1915.
Chichester Observer, 4. November 1914.
Daily Mirror, 26. Mai 1915.
Der Ehemalige Kriegsgefangene, 16. November 1924 – 1. Dezember 1924.
Der Heimkehrer. Verbandsblatt der Reichsvereinigung ehemaliger Kriegsgefagener e. V., 1. Januar 1921- 15. August 1923.
Die Insel-Woche, 18. Juli 1915 – 14. April 1918.
Hamburger Anzeiger, 12. September 1919 – 17. August 1921.
Hamburger Nachrichten, 25. November 1931.
Hamburgischer Correspondent, 6. Februar 1916.
Inselstimme, 07. Februar 1919 – 28. März 1919.
L'Alsacien-Lorrain de Paris, 3. Oktober 1915.
La Baïonnette, 9. September 1915.
La Lanterne, 06. April 1919.
La Liberté, 20. September 1913 – 5. Oktober 1915.
Lager-Zeitung: Zeitschrift des Zivil-Gefangenen-Lagers Knockaloe: Isle of Man, 4. Juli 1917 – 29. Dezember 1917.
Lager-Echo, 30. September 1915- 25. August 1918.
L'Attaque, 26. August 1919.
L'eleveur. Journal Hebdomadaire Illustré, 4. Juni 1916.
Le Madécasse, 28. Dezember 1922.
Le Matin, 20. Juli 1914.
L'Intransigeant, 1. November 1915.
L'Oued-Sahel, 13. Dezember 1923.
Le Voltaire, 6. Oktober 1918.
Londonderry Sentinel, 15. April 1919.
Londoner General-Anzeiger, 3. Januar 1914 – 2. September 1914.
Londoner Zeitung / Hermann, 4. August – 8. August 1914.
Neue Hamburger Zeitung, 11. Februar 1919.
Pariser Zeitung, 29. Juli 1914.
Sheffield Daily Telegraph, 29. September 1914.
Sheffield Independent, 19. Februar 1919 – 10. Dezember 1921.
Stobsiade, 8. Oktober 1915 – 10. Mai 1916.
Sunday Post, 30. September 1923.
The London Gazette, 13. April 1948.
The New Statesman, 13. Oktober 1923.
The Stage, 3. Februar 1921.
Vossische Zeitung, 4. Mai 1924.
Wigton Adviser, 10. Oktober 1914.

Tagebücher, Memoiren, Korrespondenzen

Ahlers-Hestermann, Friedrich, „Der Deutsche Künstlerkreis des Café du Dôme in Paris“, *Kunst und Künstler*, 10 (1918), 369–402.

Auburtin, Victor, *Was ich in Frankreich erlebte* (Berlin: Mosse, 1918).

Cohen-Portheim, Paul, *Time Stood Still: My Internment in England, 1914–1918.* (London: Duckworth, 1931).

Cummings, Edward, *The Enormous Room*, Liveright edn., (New York: Liveright, 1970).

Dyes, Dr. Wilhelm, „Erlebnisse, Eindrücke Und Gedanken in Englischer Gefangenschaft“, Sonderabdruck Aus Den Süddeutschen Monatsheften (1915), 3–20.

Felle, Hellmut, *Fünf Jahre Hinter Stacheldraht* (online: ilelongue14-18.eu) http://ilelongue14-18.eu/?Funf-Jahre-hinter-Stacheldraht-Bericht-des-Zivil-Internierten-Hellmut-Felle [zuletzt abgerufen am 09.05.2022].

Fiedler, Ethel Mary, *Main Incidents in the Married Life of Hermann Georg Fielder and Ethel Mary Fiedler*, 1899–1920, (online: Taylor Institution Library) https://archiveshub.jisc.ac.uk/search/archives/3c5416d1-cd0f-38e2-824a-053154e4df00 [zuletzt abgerufen am 04.11.2022].

Fürnkranz, Helene, *In Französischer Kriegsgefangenschaft: Momentaufnahmen aus dem Leben einer Austro-Boche-Familie in Paris, Flers (Normandie), Garaison (Pyrenäen)*, 2. edn., (Aarau: Aargauer Tagblatt, 1915).

Gowa, Paul, *Acht Monate in französischer Gefangenschaft: September 1914 bis Mai 1915* (Hamburg: Hilfe für Kriegsgefangene, 1915).

H. H., „Eine deutsche Lehrerin als ‚Zivilgefangene‘ in Frankreich“, *Die Lehrerin*, 36 (1915), 274–276.

Hart, Marie, *Üs Unser Franzosezit*, 3. edn., (Stuttgart: Greiner & Pfeiffer, 1921).

Hoeßl, Fanny, *Hundert Tage Gefangene in Frankreich* (München und Leipzig: Süddeutsche Monatshefte, 1917).

Kapp, Yvonne, *Time Will Tell: Memoirs* (London: Verso, 2003).

Kenner George, *Sketches of a German Interned Civilian Prisoner in England (1914–1919)*, 1929 (online: Knockaloe Virtual Museum and Archive) http://www.knockaloe.org.uk/george-kenner-journal [zuletzt abgerufen am 04.11.2022].

Kessler, Harry Graf, *Tagebücher 1918–1937*, ed. von Wolfgang Pfeiffer-Belli, (Frankfurt: Insel Verlag, 1996).

Ketchum J. Davidson, Ruhleben: A Prison Camp Society, ed. von Robert B MacLeod, 2020. edn., (London: Oxford University Press, 1965).

Kolb, Anette, *Wege und Umwege* (Berlin: Hyperion, 1905).

Kolb, Anette, „Reinmenschliche Gleichheit“, in Gerhard Kaiser (Hrsg.), *Deutsche Berichte aus Paris 1789–1933: Zeiterfahrung in der Stadt der Städte* (Göttingen: Wallstein, 2017), 361–362.

Köbner, Gertrud, *3 Monate Kriegsgefangen: Erlebnisse einer Deutschen in Frankreich* (Berlin: Kronen, 1915).

Köbner, Gertrud, Indexeintrag: Deutsche Biographie, https://www.deutsche-biographie.de/pnd1025451856.html [zuletzt abgerufen am 24.09.2024].

Krüger, J. L.O, „Zwei Kriegsjahre in London“, Meereskunde: Sammlung Volkstümlicher Vorträge Zum Verständnis Der Nationalen Bedeutung von Meer Und Seewesen, 10:9 (1916), 1–40.

Kuncz Aladar, *The Black Monastery*, übersetzt von Ralph Murray (New York: Harcourt, 1934).

Lienhard, Friedrich und Paul Kannengießer (Hg.), *Schicksale einer Verschleppten in Frankreich: Von ihr selbst erzählt* (Straßburg: Straßburger Druckerei, 1915).

Litschgy, Albert, *Als Kriegsgeisel in Frankreich: Wer hat die Kriegsgreuel begangen?* (Schwäbisch Gmünd: Druck der Rems-Zeitung, 1920).
Madsack, Paul, *Vae Victis: Meine Erlebnisse in Spanien und Frankreich während des Weltkrieges* (Leipzig: Klinhard & Biermann, 1918).
Mügge, Maximilian, *War Diaries of a Square Peg*, (London: Routledge, 1920).
Plüschow, Günther, *My Escape from Donington Hall: Preceded by the Account of the Siege of Kiao-Chow in 1915* (online: Project Gutenberg, 2015). https://www.gutenberg.org/files/49264/49264-h/49264-h.htm [zuletzt abgerufen am 06.04.2022].
Ringer, Hugo, *Boulevard des étrangers: Carnet d'un interné civil du Jouguet (1914–1916)*, ed. von Ronan Richard (Bretagne: Les Archives Dormantes, 2018).
Rocker, Rudolf, *Alexandra Palace Internment Camp in the First World War, 1914–1918*, ed. von Rudolf Rocker the Younger (London: Unpublished Typescript, 1918).
Rocker, Rudolf, *The London Years*, ed. von Joseph Leftwich (Nottingham: Five Leaves Publications, 2005).
Satow, Sir Ernest, *The Diaries and Letters of Sir Ernest Mason Satow (1843–1929): A Scholar-Diplomat in East Asia*, ed. von Ian Ruxton (Lampeter: Edwin Mellen Press, 1998).
Schaarfschmidt, Helene, *Erlebnisse einer Deutschen in Frankreich nach Ausbruch des Krieges* (Chemnitz: H. Thümmlers, 1915).
Schmid, Conrad, *In französischer Kriegsgefangenschaft: Erlebnisse eines Schweizers vor und nach Kriegsausbruch*, 2. edn., (Weinfelden: Kommissions-Verlag, 1915).
Schimming, Otto, 13 Monate Hinter Dem Stacheldraht: Alexandra Palace, Knockaloe Isle of Man, Stratford (Stuttgart: Missionsagentur Stuttgart, 1919).
Schuon, Hilda, *Erlebnisse einer deutschen Civilgefangenen in Frankreich: Aus dem Tagebuch* (Metzingen: Köllreuter, 1915).
Schramm, Albert und Hans Bockwitz (Hg.), *Mitteilungen 1921*, 1 (1921), 33–39.
Semon, Felix, *The Autobiography of Sir Felix Semon*, ed. von Henry C. Semon und Thomas A. McIntyre (London: Jarrolds, 1926).
Stoffa, Paul, Round the World to Freedom: Being the Escapes and Adventures of Major Paul Stoffa (of the Hungarian Army), ed. von L Harta (London: John Lane, The Bodley Head Ltd, 1933).
Uhde, Wilhelm, „Montparnasse (1904)" in Gerhard Kaiser (Hrsg.), *Deutsche Berichte aus Paris 1789–1933: Zeiterfahrung in der Stadt der Städte* (Göttingen: Wallstein, 2017), 344–345.
Unbekannt, „Le mot ‚boches' et injurieux pour un Français, mais il ne peut être injurieux pour un naturalisé", *Revue Antiallemande: Organe Mensuel de Défense des Intérêts Économique Français & Coloniaux*, 54 (1919).
van Brackel, Ly, *Zuchthäuslerin Nr. 5553: Kriegserlebnisse einer deutschen in Frankreich* (Berlin: August Scherl, 1917).
Vervier, Anna, *Meine Erlebnisse in der französischen Gefangenschaft zu Périgueux* (Würzburg: Frankfurter Gesellschaftsdruckerei, 1914).
von Boetticher, Hermann, *Erlebnisse aus Freiheit und Gefangenschaft* (Berlin: Fischer, 1919).
von Dunbar-Kalckreuth, Frederick Lewis, *Die Männerinsel* (Leipzig: Paul List Verlag, 1940).
von Engelhardt, Roderich, „Kunsterziehung durch die Stadt Paris (1905)", in Gerhard Kaiser (Hrsg.), *Deutsche Berichte aus Paris 1789–1933: Zeiterfahrung in der Stadt der Städte* (Göttingen: Wallstein, 2017), 345–347.
Woelfle, Alphons, *Claudio: Aus den Aufzeichnungen eines gefangenen Poeten* (München: Delphin, 1917).
Wram, Hans, *Paris 1914–1918: Wahrnehmungen eines Augenzeugen*, (Gotha: Friedrich Andreas Perthes, 1918).
Zweig, Stefan, *Die Welt von Gestern: Erinnerungen eines Europäers* (Stockholm: Fischer, 1944).

Offizielle Dokumente

Agence Internationale des prisonnier de guerre „Comité International de La Croix-Rouge à Genève“, *Nouvelles de l'Agence international des prisonniers de Guerre*, 3:51 (1918), 433–443.

Board of Trade, *Interim Report of the Committee Appointed by the Board of Trade to Advise upon Applications for the Release of Property of Ex-Enemy Aliens in Necessitous Circumstances* (London: Board of Trade, 1922).

Census of England and Wales, *Birthplaces of Persons Enumerated in Administrative Counties, County Boroughs, &c., and Ages and Occupations of Foreigners*, Vol. IX. (London: Majesties Stationary Office, 1913).

Census of England and Wales, *Summary Tables. Area, Families or Separate Occupiers and Population* (London: Majesties Stationary Office, 1915).

„Chambre des débutes – séance du 29 Janvier 1915“, Journal officiel de la République française. Débâtes parlementaires. Chambre des députés. Compte rendu in-extenso, 28. Januar 1915.

Depoid, Pierre, *Les Naturalisations en France, 1870–1940* (Paris: Service National des Statistiques, 1942).

House of Commons, *Statement by Prime Minister* (13. Mai 1915, vol. 71 col. 1841) (London: Hansard).

Ministère de la justice, „Tableau par cours d'appel et par arrondissements judiciaires: Extraits des Ordonnance de Mise Sous séquestre rendue du 1er Au 31 Juillet 1915“, *Journal officiel de la République française. Lois et décrets*, 27. März 1916.

Ministère du Travail et de la Prévoyance social, *Bulletin de L'Inspection Du Travail et de l'Hygiène industrielle* (Paris: Imprimerie Nationale, 1920).

Naville, Eduard und Viktor van Berchem, „Bericht der Herren Eduard Naville, Mitglied des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz, und Viktor van Berchem über ihren Besuch der Gefangenenlager in England, im Januar 1915“, in *Internationales Komitee vom Roten Kreuze, Dokumente herausgegeben während des Krieges 1914–1915* (Basel und Genf: Red Cross, 1915).

Statistique générale de la France, *Bulletin de la Statistique générale de la France 1911. Paraissant tous les trois mois*, Tome I (Paris: Libraire Felix Alcan, 1912).

Unknown, „Chambre des députes – séance du 29 Janvier 1915“, *Journal officiel de la République française. Débâtes parlementaires. Chambre des députés. Compte rendu in-extenso*, 28. Januar 1915.

Walker, W. H. T., *Report on the Finance of the Interned Aliens' Camp in the Isle of Man* (1917), (online), http://www.knockaloe.org.uk/documents [zuletzt abgerufen am 18.06.2022].

Verschiedenes

„Aliens Restriction (Amendment) Act, 1919 (9 and 10 Geo. 5. Ch. 92) Arrangements of Sections“, *The International Migration Digest* 1:2 (1964), 169–176.

Bäuerle, Theodor, *Zehn Jahre Markelstiftung 1920–1930* (Stuttgart: Vorstand Markelstiftung, 1931).

Benoit-Lévy, Edmond, „La Barbarie Allemande“, *La France Nouvelle*, 3:3 (1919), 65–70.

Böckeler, H., „Verband der Deutschen Evangelischen Gemeinden in Grossbritannien und Irland“, in G. Schönberger (Hrsg.), *Freiherr Bruno von Schröder: Zum Siebzigsten Geburtstag in Dankbarkeit und Verehrung* (London: German Hospital, 1937), 77–81.

Cohen-Portheim, Paul, Asien Als Erzieher (Leipzig: Kessinger, 1920).

Cohn, August, *Some Aspects of the War as Viewed by Naturalized British Subjects* (Oxford: Oxford University Press, 1917).

Daudet, Léon, *L'avant-guerre: Etudes et documents sur l'espionnage juif-allemand en France depuis l'affaire Dreyfus* (Paris: Nouvelle Librairie Nationale, 1913).
Daudet, Léon, *La Guerre Totale* (Paris: Nouvelle Libraire Nationale, 1918).
Detloff, Henry (Hrsg.), *Führer durch London und Ratgeber für Fremde in England* (London: Henry Detloff Ltd., 1914).
Deutscher Kalender für Großbritannien (London: Anglo-German Publishing, 1914).
Die Deutsche Kolonie in England, (London: Anglo-Publishing, 1913).
Fiedler, Hans Georg und F. E. Sandbach, *A First German Course for Science Student*, 3. überarbeitete. edn., (London: Oxford University, 1924).
Götz, Pfarrer, „Das Sprachproblem deutscher Auslandsgemeinden und deren Existenzberechtigung", *Deutsch-Evangelisch* 2 (1903), 103–107.
Goll, Claire, *Arsenik*. *Deutsche in Paris*, ed. von Barbara Glauert-Hesse (Göttingen: Wallstein, 2005).
Goll, Yvan, „Pariser Tagebuch", *Das Tage-Buch*, 1:4 (1920), 138–142.
Graf von Bernstorff, Albrecht, „Germany and the League", *Foreign Affairs*, 3:2 (1924), 390–396.
Grossmann, Stefan, „Stresemann, von Paris aus gesehen", *Das Tage-Buch*, 4:20 (1924), 692–696.
Grossmann, Stefan, „Französische Wahlbilder", *Tage-Buch*, 4:20 (1924), 657–691.
Hennings, C. R., *Deutsche in England* (Stuttgart: Ausland und Heimat Verlags-Aktiengesellschaft, 1923).
„Kolonie", in *Brockhaus Konversationslexikon. Zehnter Band k – Lebensversicherung*, 14. edn. (Leipzig, Berlin und Wien: Brockhaus, 1898).
Levy, Oscar, „Germans in England: An Appeal", *New Age*, 15:22, (1914), 532–533.
Levy, Oscar, „Gobineau and Chamberlin", *New Age*, 16:10 (1915), 242–243.
Meinecke, Friedrich *Weltbürgertum und Nationalstaat: Studien zur Genesis des deutschen Nationalstaats*, 2. edn., (München: Oldenbourg, 1911).
Meyn, Ludwig und Wolfgang Mörlins (Hg.), *1914–1917: Drei Jahre Schularbeit* (Knockaloe: Camp, 1918).
Müller, Willi, „Deutsche Arbeiterkolonie Libury Hall", in G. Schönberger (Hrsg.), *Freiherr Bruno von Schröder: Zum Siebzigsten Geburtstag in Dankbarkeit und Verehrung*, (London: German Hospital, 1937), 94–98.
Nietzsche, Friedrich, *Thus Spake Zarathustra: A Book for All and None*, ed. von Oscar Levy und übersetzt von Thomas Common, 6. edn., (London: Allen & Unwin, 1932).
Plassmann, Clemens, *Die deutschen Kriegsgefangenen in Frankreich 1914–1920: Beiträge zur Handhabung und zum Ausbau des internationalen Kriegsgefangenenrechtes* (Berlin: Verlag Reichsverband ehemaliger Kriegsgefangener, 1921).
Pörzgen, Herman, *Theater ohne Frau: Das Bühnenleben der Kriegsgefangenen Deutschen 1914–1920* (Königsberg: Ost-Europa-Verlag, 1933).
Sauvy, Alfred, „La population étrangère en France et les naturalisations (suite)", *Journal de la société statistique de Paris*, 3 (1927), 89–94.
Schönberger, G. (Hrsg.), „Das Deutsche Waisenhaus", in *Freiherr Bruno von Schröder: Zum Siebzigsten Geburtstag in Dankbarkeit und Verehrung* (London: German Hospital, 1937), 73–76.
Schönberger, G. (Hrsg.), „Geschichte des Deutschen Hospitals", in *Freiherr Bruno von Schröder: Zum Siebzigsten Geburtstag in Dankbarkeit und Verehrung*, (London: German Hospital, 1937), 12–38.
„The Grave of Carl-Hans Wolf Stielow", (online: billiongraves), https://billiongraves.com/grave/Carl-Hans-Wolf-Stielow/6678136 [zuletzt abgerufen am 02.03.2022].
Thomas, Anna Braithwaite, *St. Stephen's House: Friend's Emergency Work in England 1914 to 1920* (London: Emergency Committee for the Assistance of Germans, Austrians and Hungarians in Distress, 1920).
Unbekannt „Treue", *Das Tage-buch*, 3:17 (1922), 667.

Vagts, Alfred, „The Foreigner as Soldier in the Second World War, I“, *The Journal of Politics*, 8:2 (1946), 174–200.
Walter H. A., „England Und Deutschland 1814–1914“, Deutscher Kalender Für Grossbritannien 1914 (London: Anglo-German Publishing, 1914), 27–29.
Wehrhahn, Friedrich, „Deutsche Evangelische Christus-Kirche Deutsche Evangelische St.-Markus-Kirche St.-Markus-Haus“, in G. Schönberger (Hrsg.), *Freiherr Bruno von Schröder: Zum Siebzigsten Geburtstag in Dankbarkeit und Verehrung* (London: German Hospital, 1937), 61–64.
Wehrhahn, Franz, „Society of Friends of Foreigners in Distress“, in G. Schönberger (Hrsg.), *Freiherr Bruno von Schröder: Zum Siebzigsten Geburtstag in Dankbarkeit und Verehrung* (London: German Hospital, 1937), 99–100.
Wetterlé, Émile, *Propos de Guerre: I Propos de Guerre* (Société Générale d'Édition Illustrées, 1915).
Rosenkranz, Albert, *Geschichte der deutschen evangelischen Gemeinde Liverpool* (Stuttgart: Ausland und Heimat, 1921).
Zislin, Henri, *L'Album Zislin*: *Dessins de Guerre* (Paris: Berger-Levrault, 1917).

Forschungsliteratur

aan de Wiel, Jérôme, „1914. What will the British do? The Irish Home Rule Crisis in the July Crisis“, *The International History Review*, 37:4 (2015), 657–681.
Ali, Ameer, „Assimilation, Integration or Convivencia: The Dilemma of Diaspora Muslims from ‚Eurabia' to ‚Londonistan', from ‚Lakembanon' to Sri Lanka“, *Journal of Muslim Minority Affairs*, 30:2 (2010), 183–198.
Allen, Vivien, *Hall Caine: Portrait of a Victorian Romancer* (Sheffield: Sheffield Academic, 1997).
Antier, Chantal, „Espionnage et espionnes de la Grande Guerre“, *Revue Historique des Armées*, 247 (2007), 42–51.
Archer, Margaret, „Social Integration and System Integration: Developing the Distinction“, *Sociology*, 30:4 (1996), 679–699.
Archiver, Bernice und Fedorowich Kent, „The Women of Stanley: Internment in Hong Kong 1942“, *Women's History Review*, 5:3 (1996), 373–399.
Audoin-Rouzeau, Stéphane, „Guerre et brutalité (1871–1918): Le cas français“, *European Review of History: Revue européenne d'histoire*, 1 (1993), 95–108.
Audoin,Rouzeau, Stéphane, *L'enfant de l'ennemi, 1914–1918: Viol, avortement, infanticide pendant la Grande Guerre*, 2. edn., (Paris: Aubier, 2009).
Barnes, James und Patience P. Barnes, „London's German Community in the Early 1930s“, in Panikos Panayi (Hrsg.), *Germans in Britain since 1500* (London: The Hambledon, 1996), 131–147.
Bartlett, C. J., „Locarno, treaties of“, in Robert Crowcroft und John Cannon (Hg.), *The Oxford Companion to British History*, 2. edn., (Oxford: Oxford University, 2015), Oxford Reference Online.
Barske, Moritz, „Une Allemande à Paris (1924/1927) par Claire Goll – Un roman dans l'esprit du ‚Locarno intellectuel'“, *Synergies Pays germanophones*, 10 (2017), 133–143.
Bauerkämper, Arnd, *Sicherheit und Humanität Im Ersten und Zweiten Weltkrieg: Der Umgang Mit Zivilen Feindstaatenangehörigen Im Ausnahmezustand* (Berlin/Boston: De Gruyter, 2021).
Bade, Klaus, *Europa in Bewegung: Migration vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart* (München: C. H. Beck, 2000).
Baldwin, Page, „Subject to the Empire: Married Women and the British Nationality and Status of Aliens Act“, *Journal of British Studies*, 40:4 (2001), 522–556.

Barrès, Maurice, *Mes Cahiers 1896–1923*, ed. von Guy Dupré, 2. edn., (Paris: Plon, 1994).
Becker, Jean-Jaques und Gerd Krumeich (Hg.), *La Grande Guerre: Une histoire franco-allemande* (Paris: Texto, 2001).
Belmessous, Saliha, *Assimilation and Empire*: *Uniformity in French and British Colonies 1541–1954* (Oxford: Oxford University, 2013).
Bernecker, Walther, *Europa zwischen den Weltkriegen 1914–1945* (Ulm: UTB, 2002).
Boët, Cédric, „Des échanges et des flux multiples", in Pascale Leroy-Castillo und Sylvaine Guinle-Lorinet (Hg.), *Être prisonnier civil au camp de Garaison (Hautes-Pyrénées) 1914–1919* (Hautes-Pyrénées: Cairn, 2018), 99–116.
Brubaker, Roger, *Nationalism Reframed: Nationhood and the National Question in the New Europe* (Cambridge: Cambridge University, 2010).
Brubaker, Roger, *Citizenship and Nationhood in France and Germany* (Cambridge: Harvard University, 1992).
Buch, Esteban, „‚Les Allemands et Les Boches': La Musique Allemande à Paris Pendant La Premiere Guerre Mondiale", Mouvement Social, 208:3 (2004), 45–69.
Bulfin, Ailise, „‚To Arms!': Invasion Narratives and Late-Victorian Literature", *Literature Compass*, 12:9 (2015), 482–496.
Busch, Brigitta, „3. Minderheitensprachen", in Csaba Földes und Thorsten Roelcke (Hg.): *Handbuch Mehrsprachigkeit* (De Gruyter, 2022), 57–82.
Bindemann, Walther, *Doch die Wurzeln liegen in Deutschland: Erfahrungen und Erinnerungen Deutscher in Großbritannien* (Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt, 2000).
Braziel, Jana Evans, *Diaspora: An Introduction* (Oxford: Blackwell, 2008).
Brinson, Charmian „‚In The Exile of Internment' or ‚Von Versuchen, aus einer Not eine Tugend zu machen': Germany-Speaking Women Interned by the British During the Second World War", in James Jordan und William Niven (Hg.), *Politics and Culture in Twentieth Century Germany* (London: Boydell & Brewer, 2003), 63–88.
Bromber, Katrin et al (Hg.), *The Long End of the First World War: Ruptures, Continuities and Memories* (Frankfurt: Campus, 2018).
Brück, Joanna, „‚A Good Irishman should blush every Time He sees a Penny': Gender, Nationalism and Memory in Irish internment camp Craftwork 1916–1923", *Journal of Material Culture*, 20:2 (2015), 149–172.
Bundesregierung, *Antwort Der Bundesregierung Auf Die Kleine Anfrage Der Abgeordneten Halina Wawzyniak, Jan Korte, Dr. André Hahn, Weiterer Abgeordneter Und Der Fraktion DIE LINKE. Wahlrecht In Deutschland* (Berlin: H. Heenemann, 2014).
Cabanes, Bruno, *La Victoire Endeuillée: La sortie de Guerre des Soldats Français (1918–1920)* (Paris: Ediction du Seuil, 2004).
Cairney, Paul, *The Politics of Evidence-based Policy Making* (London: Palgrave, 2016).
Carden-Coyne, Ana, *Gender and Conflict since 1914: Historical and Intderdisciplinary Perspectives* (Basingstoke: Palgrave Macmillan, 2012).
Carr, David, Experience and History: Phenomenological Perspectives on the Historical World (New York: Oxford University, 2014).
Carrol, Alison, „Socialism and National Identity in Alsace from Reichsland to République 1890–1921", *European History Quarterly*, 40:1 (2010), 57–78.
Carrol, Alison, „Wine Making and the Politics of Identity in Alsace: 1918–1939", *Contemporary European History*, 29:4 (2020), 380–393.
Carroll, Christina B., *Cultural Memory and National Representation: The Franco-Prussian War in French and German Literature 1871–1900* (Chapel Hill: Dissertation, 2010).

Cho, Lily, „The Turn to Diaspora“, *Topia: Canadian Journal of Cultural Studies*, 17 (2007), 11–30.
Clout, Hugh, „The Great Reconstruction of Towns and Cities in France 1918–35“, *Planning Perspectives* 20 (2005), 1–33.
Cohen, Stuart, *English Zionists and British Jews: The Communal Politics of Anglo-Jewry 1895*-1920 (New Jersey: Princeton, 1982).
Connolly, James E., *The Experience of Occupation in the Nord, 1914–1918: Living with the Enemy in First World War France* (Manchester: Manchester University, 2018).
Cosgrove, Richard A., „The Career of Sir Eyre Crowe: A Reassessment“, *Albion: A Quarterly Journal Concerned with British Studies* 4:4 (1972), 193–205.
Courmont, Juliette, „Making Sense of the War“, in *International Encyclopedia of the First World War* [online] (2014), [zuletzt abgerufen am 17.06.2022].
Cheptou, Gaël, „Le Club de lecture des sociaux-démocrates allemands de Paris: de l'exil à l'immigration (1877–1914)“, *Matériaux pour l'histoire de notre temps*, 84:4 (2006), 18–25.
Cheptou, Gaël, „L'Organisation Syndicale des Ouvriers de Langue Allemande à Paris“, in Mareike König (Hrsg.), *Deutsche Handwerker, Arbeiter und Dienstmädchen in Paris* (München: Oldenbourg, 2003), 143–168.
Cresswell, Yvonne, „Behind the Wire: The Material Culture of Civilian Internment on the Isle of Man in the First World War“, in Richard Dove (Hrsg.), ‚Totally Un-English'?: Britain's Internment of ‚Enemy Aliens' in Two World Wars (Amsterdam: Rodopi, 2005), 45–62.
Crowley, Mark und Sandra Dawson (Hg.), *Home Fronts: Britain and the Empire at War 1939–45* (Suffolk: Boydell & Brewer, 2017).
Culp, Richard F, „Frequency and Characteristics of Prison Escapes in the United States: An Analysis of National Data“, The Prison Journal (Philadelphia, Pa.), 85:3 (2005), 270–291.
Dedering, Tilman und Stefan Manz, „‚Enemy Aliens' in Wartime: Civilian Internment in South Africa during Word War I“ *South African Historical Journal*, 68:4 (2016), 536–556.
Denness, Zoë, „Gender and Germanophobia: The Forgotten Experiences of German Women in Britain, 1914–1919“, in Panikos Panayi (Hrsg.), *A Global Comparative Perspective* (Burlington: Ashgate, 2014), 71–98.
Desai, Bharat, „On the Century of Peacemaking at the 1919 Treaty of Versailles: Looking Back to Look Ahead“, *International Studies*, 57:3 (2020), 201–222.
DiFonzo, Nicholas und Prashan Bordian, *Rumor Psychology: Social and Organizational Approaches* (Washington: APA, 2007).
Doucet, Marie-Michèle, „L'opposition des pacifistes française à l'occupation de la Ruhr (1923–1925)“, *La contemporaine*, 3:129–130 (2018), 48–53.
Dovifat, Emil, „Auburtin, Viktor“, in *Neue Deutsche Biographie*, 1 (1953), 427–428.
Dufoix, Stéphane, „Diaspora before it became a concept“, in Robin Cohen und Carolin Fischer (Hg.), *Routledge Handbook of Diaspora Studies* (London: Routledge, 2018), 13–21.
Dunn, J. S., *The Crowe Memorandum: Sir Eyre Crowe and Foreign Office Perceptions of Germany 1918–1925* (Cambridge: Cambridge Scholars, 2013).
Durbach, Nadja, „Comforts, Clubs, and the Casino: Food and the Perpetuation of the British Class System in First World War Civilian Internment Camps“, *Journal of Social History*, 53:2 (2019), 487–507.
Ehret, Ulrike, *Church, Nation and Race: Catholic Antisemitism in Germany and England, 1918–1945* (Manchester: Manchester University, 2012).
Ellis, Mark und Panikos Panayi, „German Minorities in World War I: A comparative Study of Britain and the USA“, *Ethnic and racial studies*, 17:2 (1994), 238–259.

Ertz, Michel, *Friedrich Lienhard und René Schickele: Elsässische Literaten zwischen Deutschland und Frankreich* (Hildesheim: Olms, 1990).
Everett, Annie, „The Genesis of the Sonderweg", *International Social Science Review* 91:2 (2015), 1–42.
Evers, Markus, *Enttäuschte Hoffnungen und immenses Misstrauen: Altdeutsche Wahrnehmungen des Reichslandes Elsaß-Lothringen im Ersten Weltkrieg*, (Berlin/Boston: De Gruyter Oldenbourg, 2016).
Farcy, Jean-Claude, *Les Camp de Concentration Français 1914–1920* (Paris: Anthropos, 1995).
„Droit et justice pendant la Première Guerre mondiale: L'exemple de la France", *Ler história* 66 (2014), 123–139.
Ferrer, Thomas, „Femmes et enfant: Une vraie présence", in Pascale Leroy-Castillo und Sylvaine Guinle-Lorinet (Hg.), *Être prisonnier civil au camp de Garaison (Hautes-Pyrénées) 1914–1919* (Hautes-Pyrénées: Cairn, 2018), 155–168.
Fischer, Christopher, *Alsace to the Alsatians? Visions and Divisions of Alsatian Regionalism* (New York: Berghahn, 2010).
Fischer, Conan, *The Ruhr-Crisis 1923–1924* (Oxford: Oxford University Press, 2003).
Fischer, Christopher J., *Alsace to the Alsatians? Visions and Divisions of Alsatian Regionalism: 1870–1939* (New York, Berghahn, 2014).
Fischer, Gerhard, *Enemy Aliens: Internment and the Homefront Experience in Australia, 1914–1920* (St. Lucia: University of Queensland Press, 1989).
Fischer, Gerhard,„Enemy Aliens: Internment and the Homefront War in Australia, 1914–1920", *Anglica*, 30:3 (2021), 107–139.
Foley, Susan, „The Christmas Tree of the Alsatians and Lorrainers: Spectacle, Emotion, and Patriotism in Paris during the Early Third Republic", *French Historical Studies*, 41:4 (2018), 681–710.
Foray, Philippe, „Républicanisme Scolaire: Émanicaption et Méritocatie", *Le Télémaque* 1:43 (2013), 35–44.
Foreman, Lewis, „In Ruhleben Camp", *First World War Studies*, 2:1 (2011), 27–40.
Fouka, Vasiliki, „How do Immigrants Respond to Discrimination? the Case of Germans in the US during World War I", *The American Political Science Review*, 113:2 (2019), 405–422.
Friedmann, Peter, „Das Frankreichbild der Zwischenkriegszeit in ausgewählten Organen der Deutschen Arbeiterpresse", *Francia*, 17:3 (1990), 31–56.
Fulbrook, Mary, „Life and Writing Lives: Ego Documents in Historical Perspective", in Birgit Dahlke et al (Hg.), *German Life Writing in the Twentieth Century* (Rochester: Camden House, 2010), 25–38.
Fulbrook, Mary und Ulinka Rublack, „In Relation: The ‚Social Self' and Ego-Documents", *German History*, 28:3 (2010), 263–272.
Gat, Azar, *Nations: The Long History and Deep Roots of Political Ethnicity and Nationalism* (Cambridge: Cambridge University, 2013).
Gautherie-Kampka, Annette, *Café du Dôme: Deutsche Maler in Paris 1903–1914* (Bremen: Donat, 1996).
Gerwarth, Robert, *The Vanquished: Why the First World War Failed to End 1917–1923* (New York: Allen Lane, 2016).
Gerwarth, Robert und John Horne (Hg.) *War in Peace: Paramilitary Violence in Europe after the Great War* (Oxford: Oxford University Press, 2013).
Gippert, Wolfang und Elke Kleinau, „Interkultureller Transfer oder Befremdung in der Fremde? Deutsche Lehrerinnen im viktorianischen England", *Zeitschrift für Pädagogik* 53:3 (2006), 338–349.
Giuseppi, Simon, „L'internement en Corse de Civils Étrangers pendant La Grande Guerre", *Migrations Société*, 156:6 (2014), 91–108.
Girard, Jolyon P., „American Diplomacy and the Ruhr Crisis of 1920", *Military Affairs*, 39:2 (1975), 59.

Glauert-Hesse, Barbara (Hrsg.), *‚Ich sehne mich nach Deinen blauen Briefen': Rainer Maria Rilke Claire Goll Briefwechsel* (Göttingen: Wallstein, 2001).

Glover, David, *Literature, Immigration, and Diaspora in Fin-de-Siecle England: A Cultural History of the 1905 Aliens Act* (Cambridge: Cambridge University, 2012).

Goergen, Marie-Louise, „Paris, Un Lieu de Recontre Pour les Socialistes Allemands et Français avant 1914", in Mareike König (Hrsg.), *Deutsche Handwerker, Arbeiter und Dienstmädchen in Paris: Eine vergessene Migration im 19. Jahrhundert* (München: Oldenbourg, 2003), 169–194.

Gosewinkel, Dieter, *Struggles For Belonging: Citizenship in Europe 1900–2020* (Oxford: Oxford University Press, 2021).

Goodfellow, Samuel, „From Germany to France? Interwar Alsatian National Identity", *French History*, 7:4 (1993), 450–471.

Gordon, Stewart, *A History of the World in Sixteen Shipwrecks* (Lebanon: ForeEdge, 2015).

Grandhomme, Jean-Noël, „Internment Camps for German Civilians in Finistère, France (1914–1919)", *The Historian*, 68:4, (2006), 792–810.

Grant, Oliver, *Migration and Inequality in Germany 1870–1913* (Oxford: Oxford University Press, 2004).

Grayzel, Susan, *Women and the First World War* (London: Longman, 2002).

Gregori, Sylvain, „Une captivité insulair: Prisonniers de Guerre et internés civil en Corse 1914–1918", *Cahier de la Mediterranée*, 81 (2010), 165–189.

Gregory, Adrian *The Last Great War: British Society and the First World War* (Cambridge: Cambridge University Press, 2008).

Grunwald, Kurt, „‚Windsor-Cassel'- The Last Court Jew: Prolegomena to Biography of Sir Ernest Cassel", *The Leo Baeck Institute Year Book*, 14:1 (1969), 119–161.

Grupp, Peter, „Harry Graf Kessler und das Auswärtige Amt: Funktionselite und elitärer Außenseiter", in Rainer Hudemann und Georges-Henri Soutou (Hg.), *Eliten in Deutschland und Frankreich im 19. und 20. Jahrhundert* (München: De Gruyter, 1994), 293–302.

Guieu, Jean-Michel, „Le rapprochement franco-allemand dans les années 1920: Esquisse d'une véritable réconciliation ou entente illusoire?", *Les Cahiers SIRICE*, 1:15 (2016), 25–40.

Gullace Nicoletta F., „Friends, Aliens, and Enemies: Fictive Communities and the Lusitania Riots of 1915", Journal of Social History, 39:2 (2005), 345–67.

Haller, Dieter, *dtv-Atlas Ethnologie*, 2. edn., (München: DTV, 2010).

Hansen, Jutta Raab, „Die Bedeutung Der Musik Für 26.000 Internierte Zivilisten Während Des Ersten Weltkriegs Auf Der Isle of Man", in Richard Dove (Hrsg.), ‚Totally Un-English'?: Britain's Internment of ‚Enemy Aliens' in Two World Wars (Amsterdam: Rodopi, 2005), 63–82.

Hardtwig, Wolfgang, *Macht, Emotion und Gesellschaft: Studien zur Soziabilität in Deutschland 1500*-1900 (Stuttgart: Steiner, 2009).

Harris, Ruth, „The ‚Child of the Barbarian': Rape, Race and Nationalism in France during the First World War", *Past & Present*, 141:1 (1993), 170–206.

Harvey, David Allen, „Lost Children or Enemy Aliens? Classifying the Population of Alsace after the First World War", *Journal of Contemporary History*, 34:4 (1999), 537–554.

Hauksson-Tresch, Nathalie, „Visual Rhetoric in the Dreyfus Affair: A Semiotic Approach", *International Journal for the Semiotics of Law*, 34:127 (2019), 127–143.

Herfordt, Ewa, et al., „Stationen Einer ‚Erbfeindschaft'", *Forschung*, 30:2 (2005), web.

Hewitson, Mark, *Germany and the Modern World 1880–1914* (Cambridge: Cambridge University Press, 2018).

Heyam, Kit, „Gender Nonconformity and Military Internment: Curating the Knockaloe Slides", *Critical Military Studies*, 6:3–4 (2019), 323–340.

Hiden, John, „The Weimar Republic and the Problem of the Auslandsdeutsche“, *Journal of Contemporary History*, 12:2 (1977), 273–289.

Holborn, Hajo, „Diplomats and Diplomacy in the Early Weimar Republic“, in Craig Gordon und Felix Gilbert (Hg.), *The Diplomats 1919–1939* (Princeton: Princeton University Press, 1981), 123–171.

Hui, Angela, „The 118-year-old Deli Where No Sandwich is Too Weird“, *Vice*, 23. Februar 2018 https://www.vice.com/en/article/the-118-year-old-deli-where-no-sandwich-is-too-weird/ [zuletzt abgerufen am 10.09.2024].

Hulak, Florence, „En avons-nous fini avec l'histoire des mentalités?“, *Philonsorbonne*, 2 (2007), 89–109.

Huot, Suzanne, Belinda Dodson und Debbie Rudman, „Negotiating Belonging Following Migration: Exploring the Relationship Between Place and Identity in Francophone Minority Communities“, *The Canadian Geographer*, 58:3 (2014), 329–340.

Inderwildi, Hilda und Helene Leclerc (Hg.), *Recits de capitivité: Garaison 1914* (Toulouse: Peregrinateur, 2016).

Jansen, Christian „‚Verspätet?‘ – ‚Pünktlich?‘ – ‚Zu früh?‘. Klischees, Thesen und Forschungsfelder zur Nationsbildung in Europa während des 19. Jahrhunderts“, in Anna Margaretha Horatschek und Anja Pistor-Hatam (Hg.), *Identitäten im Prozess: Region, Nation, Staat, Individuum* (Berlin, Boston: De Gruyter, 2016), 107–117.

Jacobson, Jon, *Locarno Diplomacy: Germany and the West 1925–1929* (Princeton: Princeton University Press, 2015).

Jacobson, Jon, „Is There a New International History of the 1920s?“, *The American Historical Review*, 88:3 (1983), 617–645.

Jefferies, Matthew, *Contesting the German Empire, 1871–1918* (Oxford: Blackwell, 2008).

Joly, Laurent, „D'une guerre à l'autre: L'Action française et les Juifs, de l'Union sacrée à la Révolution nationale (1914–1944)“, *Revue d'Histoire Moderne &* Contemporaine, 59:4 (2012), 97–124.

Jones, Heather, *Violence against Prisoners of War in the First World War: Britain, France and Germany, 1914*-1920 (Cambridge: Cambridge University Press, 2011).

Jones, Michael Owen, „Eating Behind Bars: On Punishment, Resistance, Policy, and Applied Folkloristics“, *The Journal of American Folklore*, 130:515 (2017), 72–108.

Johnson, Gaynor (Hrsg.), „Introduction“, in *Locarno Revisited: European Diplomacy 1920–1929* (Oxon: Routledge, 2004).

Kahn, Aisha, „Material and Immaterial Bodies: Diaspora Studies and the Problem of Culture, Identity, and Race“, *Small Axe*, 19:3 (2015), 29–49.

Kenner Bedford, Christa, *My Father – George Kenner – Memories* (unveröffentlicht: academia.eu) https://www.academia.edu/6464064/My_Father_George_Kenner_–Memories [zuletzt abgerufen am 21.03.2022].

Kilcher, Andreas, „Hessel, Franz“, in *Encyclopaedia Judaica*, 9, 2. edn., (2007), 78.

Kleene, Heinz, *Über Mannsbilder und Kameraden: Zum Kriegervereinswesen im Emsland zur Zeit der Weimarer Republik* (Haselünne: Studiengesellschaft für Emsländische Regionalgeschichte, 2019).

Kochan, Miriam, „Women's Experience of Internment“, Immigrants & Minorities, 11:3 (1992), 146–66.

Kocka, Jürgen, „Sozialgeschichte Zwischen Strukturgeschichte und Erfahrungsgeschichte“, in Volker Sellin und Wolfgang Schieder (Hg.), Sozialgeschichte in Deutschland: Entwicklungen Und Perspektiven Im Internationalen Zusammenhang (Göttingen, 1986), 67–88.

Koeppen, Paul, *Die praktische Komponente deutscher Verständigungspolitik* (Bologna: Dissertation, 2013).

Kordan, Bohdan S, No Free Man: Canada, the Great War, and the Enemy Alien Experience (Montreal: McGill-Queen's University Press, 2016).

Korte, Barbara, „Erfahrungsgeschichte und die ‚Quelle' Literatur zur Relevanz genretheoretischer Reflexion am Beispiel britischer Literatur des Ersten Weltkriegs", in Jan Kusber et al (Hg.), *Historische Kulturwissenschaften: Positionen, Praktiken und Perspektiven* (Mainz: Transcript, 2010), 143–160.

König, Mareike (Hrsg.), *Deutsche Handwerker, Arbeiter und Dienstmädchen in Paris*, Pariser Historische Studien 66 (München: Oldenbourg, 2003).

König, Mareike (Hrsg.), „Brüche als gestaltendes Element: Die Deutschen in Paris im 19. Jahrhundert", in *Deutsche Handwerker, Arbeiter und Dienstmädchen in Paris: Eine vergessene Migration im 19. Jahrhundert* (München: Oldenbourg, 2003), 9–26.

König, Mareike (Hrsg.), „‚Bonnes à tout faire': Deutsche Dienstmädchen in Paris 1900", in *Deutsche Handwerker, Arbeiter und Dienstmädchen in Paris: Eine vergessene Migration im 19. Jahrhundert* (München: Oldenbourg, 2003), 69–92.

König, Mareike, „Celebrating the Kaiser's Birthday: German Migrants in Paris after the Franco-Prussian War 1870/71", *Beihefte der Francia*, 62 (2006), 71–84.

König, Mareike, „Femina Migrans: German Domestic Servants in Paris 1870–1917. A Case Study", *Frontiers: A Journal of Women Studies*, 33:3 (2012), 93–115.

Krebs, Katja, „German-Language Theatre in the West End 1900–1914: A History of the Deutsches Theater", in Paul Ulrich et al (Hg.), *In the Mirror of Theatre History: German Theatre Intercultural Relationships from the Past to the Present* (Münster: Lit, 2015), 255–282.

Krüger, Peter, „Carl von Schubert und die deutsch-französischen Beziehungen" in Stephen Schuker (Hrsg.), *Deutschland und Frankreich: Vom Konflikt zur Aussöhnung. Die Gestaltung der westeuropäischen Sicherheit 1914–1963* (München: Oldenbourg, 2000), 73–96.

Kusters, Walter, „Les Politiques éducatives De La Troisième République Et Les Enfants D'immigrants Belges Dans Le Département Du Nord.", *Documents Pour L'histoire Du Français Langue étrangère Ou Seconde*, 46 (2011), 15–31.

Laguerre, Bernard, „Les dénaturalisés de Vichy 1940–1944", *Vingtième Siècle: Revue* d'histoire, 20 (1988), 3–15.

Landstone, Charles, „The Bing Boys: A Personal Memoir", *Jewish* Quarterly, 20:1 (1972), 38–41.

Lange, Thomas, „Zwischen Gott und Teufel: Das Frankreichbild deutscher Schriftsteller im französischen Exil", in Dietrich Harth (Hrsg.), *Fiktion des Fremden: Erkundung kultureller Grenzen in Literatur und Publizistik* (Frankfurt: Fischer, 1994), 83–112.

Latey, Penelope, „The Pilates Method: History and Philosoph", *Historical Review*, 5:4 (2001), 275–282.

Légier, Gérard, „La Législation relative à la nationalité française durant la Première Guerre Mondiale", *Revue critique de droit international privé*, 4 (2014), 751–795.

Jörn Leonhard, *Der überforderte Frieden: Versailles und die Welt 1918–1923* (München: C. H. Beck, 2018)

Leclerc, Hélène, „Diaries of Women in Captivity: The Internment of German and Austrian Civilians during the First World War as Depicted in the Testimonies of Gertrud Köbner, Helene Schaarschmidt and Helene Fürnkranz", *Revue belge de philologie et d'histoire* 98:3 (2020), 643–661.

Leroy-Castillo, Pascale und Sylvaine Guinle-Lorinet (Hg.) *Être prisonnier civil au camp de Garaison (Hautes-Pyrénées) 1914–1919* (Hautes-Pyrénées: Cairn, 2018).

Littler, Maragaret, „Madness, Misogyny and the Feminine in Aethetic Modernism: Unica Zürn and Claire Goll", in Eric Robertson und Robert Vilain (Hg.), *Yvan Goll – Claire Goll: Texts and* Contexts (Amsterdam: Rodopi, 1997), 153–174.

Lloyd, Geoffrey Ernest Richard, *Demystifying Mentalities* (Cambridge: Cambridge University Press, 1990).

Loosen, Livia, *Deutsche Frauen in den Südsee-Kolonien des Kaiserreichs: Alltag und Beziehungen zur indigenen Bevölkerung, 1884–1919* (Bielefeld: Transcript, 2014).

Luebke, Frederick, *Bonds of Loyalty: German Americans and World War I* (DeKalb: Northern Illinois University Press, 1974).
Manz, Stefan, „Civilian Internment in Scotland during the First World War", in Richard Dove (Hrsg.), ‚Totally Un-English'?: Britain's Internment of ‚Enemy Aliens' in Two World Wars (Amsterdam: Rodopi, 2005), 83–100.
Manz, Stefan, Migranten und Internierte: Deutsche in Glasgow 1864–1918 (University of Durham: Dissertation, 2001).
Manz, Stefan, „‚Wir stehen fest zusammen/ zu Kaiser und zu Reich!': Nationalism among Germans in Britain 1871–1918", *German Life and Letters*, 4:55 (2002), 398–415.
Manz, Stefan, „Intercultural Transfer and Artistic Innovation: German Musicians in Victorian Britain", *German Life and Letters*, 65:2 (2012), 161–180.
Manz, Stefan, „Negotiating Ethnicity, Class and Gender: German Associational Culture in Glasgow, 1864–1914" *Immigrants & Minorities*, 31:2 (2013), 146–170.
Manz, Stefan, Constructing a German Diaspora: The ‚Greater German Empire', 1871–1914 (London: Routledge, 2014).
Manz, Stefan und Tilman Dedering, „‚Enemy Aliens' in Wartime: Civilian Internment in South Africa during World War I", *South African Historical Journal*, 68:4 (2016), 536–556.
Manz, Stefan, Panikos Panayi und Matthew Stibbe (Hg.), *Internment during the First World War: A Mass Global Phenomenon*, (London: Routledge, 2018).
Manz, Stefan und Panikos Panayi, *Enemies in the Empire: Civilian Internment in the British Empire during the First World War* (Oxford: Oxford University Press, 2020).
Marcowitz, Reiner, „Attraction and Repulsion: Franco-German Relations in the ‚Long Nineteenth Century'", in Carine Germond und Henning Türk (Hg.), *A History of Franco-German Relations in Europe: From ‚Hereditary Enemies' to Partners* (London: Palgrave MacMillan, 2008), 13–26.
Markham, John, *Keep the Home Fires Burning: The Hull Area in the First World War* (Beverly: Highgate, 1988).
Marsland, Elizabeth, „Literature as Interaction: Readers and ‚Non-Readers' in the First World War Propagandist Poetry", *Poetics*, 13:6 (1984), 489–500.
Martin, Benjamin, *France and the Après Guerre* (Baton Rouge: Louisiana State University Press, 1999).
Martin, Susan, *A Nation of Immigrants* (Cambridge: Cambridge University Press, 2010).
Mauco, Georges, *Les Étrangers en France: Leur rôle dans l'activité économique* (Paris: Libraire Armand Colin, 1932).
Mauro, Paolo, Nathan Sussman und Yishay Yafeh, *Emerging Markets and Financial Globalization: Sovereign Bond Spreads in 1870–1913 and Today* (Oxford: Oxford University Press, 2006).
Maza, Sara, *Thinking about History* (Chicago: University of Chicago Press, 2017).
McBride, Peter, „Sir Felix Semon: His work and its Influence on Laryngology", *Journal of Laryngology, Rhinology and Otology*, 28:3 (1913), 113–129.
McGillicuddy, Áine, *René Schickele and Alsace: Cultural Identity between Borders* (Oxford: Peter Lang, 2011).
McKellar, Elizabeth, *The German Hospital Hackney: A social and architectural history 1845–1987* (London: Hackney Society, 1991).
Menges, Franz, „Die Deutschen Hilfsvereine in Frankreich vor dem Ersten Weltkrieg", *Francia*, 3 (1975), 359–377.
Mieriņa, Inta, „The War in Ukraine and Latvia's Russian-speaking Community", *ZOiS Spotlight*, 26. Juni 2024.
Morgan, Kenneth O., „Lloyd George and Germany", *The Historical Journal*, 39:3 (1996), 755–766.

Morival, Laurent, „Les dépôts d'internement civil en Vendée: 1914–1919", *Annales de Bretagnes et des pays de l'Ouest*, 105:1 (1998), 91–101.
Murdoch, Tessa, „Sir Ernest Cassel, A ‚Jew of taste'" *Journal of the History of Collections* 34:3 (2022), 399–412.
Musch, Sebastian, „Paul Cohen-Portheim: Questions of Nationalism, Messianism and Nostalgia in a Prison Camp in England 1914–1918", *Intellectual History Review*, 28:4 (2018), 555–568.
Mytum, Harold (Hrsg.), „Materiality Matters: The Role of Things in Coping Strategies at Cunningham's Camp, Douglas During World War I", in *Prisoners of War: Archaeology, Memory, and Heritage of 19th- and 20th- Century Mass Internment* (Cambridge: Springer, 2012), 169–188.
Newton, Gerald, „Germans in Sheffield 1871–1918", *German Life and Letters*, 46:1 (1993), 82–100.
Nolan, Michael E., *The Inverted Mirror: Mythologizing the Enemy in France and Germany. 1898–1914* (New York and London: Berghahn, 2005).
Obstfeld, Maurice und Alan Taylor, „Globalization and Capital Markets", in Michael Bordo et al (Hg.), *Globalization in Historical Perspective* (Chicago, University of Chicago, 2003), 121–188.
OECD, *Talent Abroad: A Review Of German Emigrants* (OECD Publishing, 2015).
Ohry, Avi und Zahava Solomon, „Dr Adolf Lukas Vischer (1884–1974) and ‚Barbed-Wire Disease'", Journal of Medical Biography, 22:1 (2014), 14–17.
Osterhammel, Jürgen, *Kolonialismus: Geschichte, Formen, Folgen*, 4. edn., (München: C. H. Beck, 2003).
Pabst, Wilfried, „Écoles Allemandes à Paris: Notices sur l'évolution de la colonie allemande à Paris 1858–1914", *Francia*, 8 (1980), 667–679.
Panayi, Panikos, „The Imperial War Museum as a Source of Information for Historians of Immigration Minorities: The Example of Germans in Britain during the First World War", *Immigrants & Minorities*, 6:3 (1987), 348–361.
Panayi, Panikos, „‚The Hidden Hand': British Myths about German Control of Britain during the First World War", *Immigrants & Minorities*, 7:3 (1988), 259–60.
Panayi, Panikos, „Anti–German Riots in London during the First World War", *German History*, 7:2 (1989), 184–203.
Panayi, Panikos, *The Enemy in Our Midst: Germans in Britain During the First World War* (London: Bloomsbury, 1991).
Panayi, Panikos, „An Intolerant Act by an Intolerant Society: The Internment of Germans in Britain during the First World War", *Immigrant & Minorities*, 11:3 (1992), 52–75.
Panayi, Panikos, (Hrsg.), „Dominant Societies and Minorities in Two World Wars" in *Minorities in Wartime: National and Racial Groupings in Europe, North America and Australia during the Two World Wars* (London: Bloomsbury, 1993), 3–24.
Panayi, Panikos, *German Immigrants in Britain During the Nineteenth Century 1815–1914*, (Oldenburg: Berg, 1995).
Panayi, Panikos (Hrsg.), *Germans in Britain since 1500* (London: The Hambledon, 1996).
Panayi, Panikos, *Prisoners of Britain: German Civilian and Combatant Internees during the First World War* (Manchester: Manchester University, 2012).
Panayi, Panikos (Hrsg.), „Germans as Minorities during the First World War: Global Comparative Perspectives", in *Germans as Minorities during the First World War: A Global Comparative Perspective* (Burlington: Ashgate, 2014), 3–26.
Passmore, Kevin, *The Right in France from the Third Republic to Vichy* (Oxford: Oxford University Press, 2012).
Pawley, Margaret, *The Watch on the Rhine: The Military Occupation of the Rhineland* (London: Tauris, 2007).

Pegram, Aaron, Surviving the Great War: Australian Prisoners of War on the Western Front 1916–18 (Cambridge: Cambridge University Press, 2020).
Penter, Tanja, „From a local Erfahrungsgeschichte of Holodomor to a Global History of Famines", *Contemporary European History*, 27:3 (2018), 445–449.
Pistol, Rachel, „A Comparative Study of Second World War Internment Experiences in Great Britain and the United States of America" (Royal Holloway: ProQuest Dissertations Publishing, 2017).
Pöppinghege, Rainer, *Im Lager Unbesiegt: Deutsche, Englische und Französische Kriegsgefangenen-Zeitungen im Ersten* Weltkrieg (Essen: Klartext, 2005).
Pöppinghege, Rainer, „‚Kriegsteilnehmer zweiter Klasse?' Die Reichsvereinigungen ehemaliger Kriegsgefangener", *Militärgeschichtliche Zeitschrift*, 64:2 (2014), 391–423.
Purseigle, Pierre, „A very French debate: The 1914–1918 war", *Journal of War & Culture Studies*, 1:1 (2007), 9–14.
Püschel, Jürgen, *Die Geschichte des German Hospital in London 1845 bis 1948* (Münster: Murken Altrogge, 1980).
Rajabi, Helen, *The Idea of Race in Interwar Britain: Religion, Entertainment and Childhood Experiences* (University of Manchester: dissertation, 2013).
Ramasubramanian, Srividya und Chantrey Murphy, „Experimental Studies of Media Stereotyping Effects", in Murray Webster und Jane Sell (Hg.), *Laboratory Experiments in the Social Sciences* 2. edn., (London: Academic Press, 2014), 385–402.
Ramirez-Valles, Jesus et al. „Social Integration and Health: Community Involvement, Stigmatized Identities, and Sexual Risk in Latino Sexual Minorities", *Journal of Health and Social Behavior*, 51:1 (2010), 30–47.
Remaud, Olivier, „Culture versus Civilisation: La Genèse d'une Opposition", *Revue de Synthèse*, 129:1 (2008), 105–123.
Révész, Tamás, „For the ‚Freedom and Unity of Carinthia'?: New Perspectives on the Military Remobilization in the Carinthian Borderland War (1918–1919)", *First World War Studies*, 7:3 (2016), 265–286.
Richard, Ronan, „Garaison dans le paysage des camps d'internement français: Entre Normalité et singularité", in Pascale Leroy-Castillo und Sylvaine Guinle-Lorinet (Hg.), *Être prisonnier civil au camp de Garaison (Hautes-Pyrénées) 1914–1919* (Hautes-Pyrénées: Cairn, 2018), 27–32.
Richards, Jon und Jonathan Vipond, *History in Infographic: First World War* (Wayland: Hachette, 2017).
Ridley, Jane, *Bertie: A Life of Edward VII* (London: Random House, 2012).
Robbins, Keith, „The Foreign Secretary, The Cabinet, Parliament and the Parties", in Sir Francis Harry Hinsley (Hrsg.), *British Foreign Policy under Sir Edward Grey* (Cambridge: Cambridge University Press, 1977), 3–21.
Roberts, Richard, *Schroders: Merchants & Bankers* (London: MacMillan, 1992).
Roberts, Richard, „Tiarks, Frank Cyril (1874–1952), merchant banker", in *Oxford Dictionary of National Biography (Oxford: Oxford University Press, 2004).* https://www.oxforddnb.com/view/10.1093/ref:odnb/9780198614128.001.0001/odnb-9780198614128-e-48344 [zuletzt abgerufen am 02.03.2022].
Rogge, Jörg (Hrsg.), „Kriegserfahrungen erzählen. Einleitung", in Kriegserfahrungen erzählen (Bielefeld: transcript, 2017), 7–8.
Roos, Julia, „Racist Hysteria to Pragmatic Rapprochement?: The German Debate about Rhenish ‚Occupation Children' 1920–30", *Contemporary European History*, 22:2 (2013), 155–180.
Rose, Andreas, „Waiting for Armageddon?: British Military Journals and the Images of Future War (1900–1914)", *Francia*, 40 (2013), 317–331.
Ross, J. M., „Naturalization of Jews in England", *Jewish Historical Society of England*, 24 (1970), 59–72.

Rudmin, Floyd, „Critical History of the Acculturation Psychology of Assimilation, Separation, Integration, and Marginalization“, *Review of General Psychology*, 7:1 (2003), 3–37.

Sasse, Heinz Günther, 100 Jahre Botschaft in London: Aus Der Geschichte Einer Deutschen Botschaft (Bonn: Sonderdruck aus dem Mitteilungsblatt der Vereinung der Angestelten des Auswärtigen Dienstes, 1963).

Schäfer, Ulrich, *Rudolf Kircher als Londoner Korrespondent der Frankfurter Zeitung 1920–1923* (Frankfurt: Peter Lang, 1994).

Scheipers, Sibylle, „The Use of Camps in Colonial Warfare“, Journal of Imperial and Commonwealth History, 43:4 (2015), 678–98.

Schmidt, Bärbel, *Geschichte und Symbolik der gestreiften KZ-Häftlingskleidung* (University Oldenburg: Dissertation, 2000).

Schnider, Armin, *The Confabulating Mind: How the Brain Creates Reality* (Oxford: Oxford University Press, 2017).

Schor, Ralph, *L'opinion française et les étrangers en France 1919–1939* (Paris: Sorbonne, 1985).

Schuler, Thomas, „Le regard d'un Alsacien sur l'élaboration de la paix: L'abbé Émile Wetterlé et la question du ‚Rhin français' (janvier-juin 1919)“, *Revue d'Allemagne et des pays de langue allemande*, 45:2 (2013), 419–432.

Schulte Beerbühl, Margrit, „Migration, Transfer and Appropriation: German Pork Butchers in Britain“, *Transfers*, 2:3 (2012), 97–119.

Scofield, Devlin, *Veterans, War Widows, and National Belonging in Alsace 1871–1953* (Dissertation: Michigan State University Press, 2015).

Scott, Joan W., „The Evidence of Experience“, Critical Inquiry, 17:4 (1991), 773–97.

Scully, Richard, *British Images of Germany: Admiration, Antagonism & Ambivalence 1860–1914* (Basingstoke: Palgrave Macmillan, 2012).

Sommer, Barbara und Mary Kay Quinlan, *The Oral History Manual* 2. edn. (Lanham: Rowman & Littlefield, 2009).

Michal Shapira, „The Psychological Study of Anxiety in the Era of the Second World War“, *Twentieth Century British History*, 24:1 (2013), 31–57.

Sharp, Alan, *Versailles 1919: A Centennial Perspective* (London: Haus, 2018).

Shields, Stephanie, „Passionate Men: Emotional Women: Psychology Construct Gender Difference in the Late 19th Century“, *History of Psychology*, 10:2 (2007), 92–110.

Skrine, Peter, „Hall Caine's The Woman of Knockaloe: An Anglo-German War Novel from the Isle of Man“, in Susanne Stark (Hrsg.), *The Novel in Anglo-German Context: Cultural Cross-Currents and Affinities* (Amsterdam: Brill, 2000), 263–276.

Smith, Anthony, *National Identity* (Las Vegas: University of Nevada, 1990).

Smith, Leonard V., „The ‚Culture De Guerre' and French Historiography of the Great War of 1914–1918.“, *History Compass*, 5:6 (2007), 1967–1979.

Sofsky, Wolfgang, *The Order of Terror: The Concentration Camp* (Princeton: Princeton University Press, 1997).

Southerton, Dale, „Othering“, in *Encyclopedia of Consumer Culture*, 1 (Thousand Oaks: SAGE, 2011), 1071–1072.

Specht, Maureen, *The German Hospital in London and the Community it served 1845 to 1948* (Maidenhead: Anglo-German Family History Society, 1997).

Stanik, Paulina, „‚Every Enemy Subject Shall be Interned': The Ahmednagar Internment Camp in a Polish WWI Memoir“, *First World War Studies*, 11:2 (2020), 123–139.

Stanley, Adam Craig, *Modernizing traditional womanhood: Gender, consumption, and modernity in interwar France and Germany 1920–1939* (Purdue University: Dissertation, 2004).

Stibbe, Matthew, *Civilian Internment during the First World War: A European and Global History, 1914–1920* (London: Palgrave Macmillan, 2019).
Stibbe, Matthew, „A Forgotten Minority: The Return of the Auslandsdeutsche to Germany in 1919–20“, *Studies on National Movements*, 5 (2020), 144–183.
Stiftung Sächsische Gedänkestätte, *Hermann von Boetticher (1887–1941): Biografsches Porträt eines niedersächsischen Opfers der NS-Tötungsanstalt Pirna-Sonnenstein* (Gedenkstätte Pirna Sonnenstein: Stiftung Sächsische Gedänkestätte, 2018).
Stone, Dan, „An ‚Entirely Tactless Nietzschean Jew‘: Oscar Levy’s Critique of Western Civilization“, *Journal of Contemporary History*, 36:2 (2001), 271–292.
Stone, Dan, *Breeding Superman: Nietzsche, Race and Eugenics in Edwardian and Interwar Britain* (Liverpool: Liverpool University, 2002).
Strohmayr, Armin, *Annette Kolb: Dichterin zwischen den Völkern* (München: DTV, 2002).
Tabili, Lisa, „‚Having lived close beside them all the time‘: Negotiating National Identities Through Personal Networks“, *Journal of Social History*, 39:2 (2005), 369–387.
Talbert, Joseph Allan, *The French Experience of Pandemic Influenza During the Great War* (Ohio State: ProQuest Dissertations Publishing, 2000).
Taylor, Alan John Percival, *The Origins of the Second World War* (New York: Penguin, 1963).
Taylor, Alan John Percival, *English History 1914–1945* (Harmondsworth: Penguin, 1970).
Tichy, Christiane, *Deutsche evangelische Auslandsgemeinden in Frankreich 1918–1944* (Stuttgart: Kohlhammer, 2000).
Tölölyan, Khachig, „Diaspora Studies“, in Robin Cohen und Carolin Fischer (Hg.), *Routledge Handbook of Diaspora Studies* (London: Routledge, 2018), 22–30.
Traverso, Enzo, *The End of Jewish Modernity*, übersetzt von David Fernbach (London: Pluto Press, 2016).
Türschmann, Jörg, „Claire Goll: Eine Deutsche in Paris“, in Elke Mettinger, Margarete Rubi und Jörg Tischmann (Hg.), *Rive Gauche: Paris as a Site of Avant-Garde Art and Cultural Exchange in the 1920s* (Amsterdam: Rodopi, 2007), 251–266.
Ulbrich, David und Bobby A. Wintermute, *Race and Gender in Modern Western Warfare* (Berlin, Boston: De Gruyter, 2018).
Ullrich, Anna, *Von ‚jüdischem Optimismus‘ und ‚unausbleiblicher Enttäuschung‘: Erwartungsmanagement deutsch-jüdischer Vereine und gesellschaftlicher Antisemitismus 1914–1938* (Berlin/Boston: De Gruyter Oldenbourg, 2019).
Unbekannt, „Enigmes’ singularité“, in Pascale Leroy-Castillo und Sylvaine Guinle-Lorinet (Hg.), *Être prisonnier civil au camp de Garaison (Hautes-Pyrénées) 1914–1919* (Hautes-Pyrénées: Cairn, 2018), 219–230.
Vajta, Katharina, „Gravestones speak – but in which language?: Epitaphs as mirrors of language shifts and identities in Alsace“, *Journal of Multilingual and Multicultural Development*, 39:2 (2018), 137–154.
Valdivia, Angharad, „Othering“, in Laurie Ouellette und Jonathan Gray (Hg.), *Keywords for Media Studies* (New York: New York University Press, 2017), 133–134.
Vallance, Margaret, „Rudolf Rocker – a biographical sketch“, *Journal of Contemporary History*, 8:3 (1973), 75–95.
Vermeiren, Jan, *The First World War and German National Identity: The Dual Alliance at War* (Cambridge: Cambridge University Press, 2016).
Vlossak, Elizabeth, *Marianne or Germania?: Nationalizing Women in Alsace, 1870–1946* (Oxford: Oxford University Press, 2010).
von der Recke, Wilhelm, *Fluctuat nec mergitur: Deutsche Evangelische Christuskirsche Paris 1894–1994* (Sigmaringen: Jan Thorbecke, 1994).

von Plato, Alexander, „Oral History und Biografie-Forschung als ‚Verhaltens- und Erfahrungsgeschichte'", *Mitteilungsblatt des Instituts für soziale Bewegungen*, 45, (2011), 37–49.
von Plato, Alexander, *Erfahrungsgeschichte: Erfahrungsgeschichte als Konzept* (Hagen: Institut für Geschichte und Biographie, 2009).
von Kusentjern, Benigna, *Selbstzeugnisse der Zeit des Dreissigjährigen Krieges: beschreibendes Verzeichnis* (Berlin: Akademie, 1997).
Waddington, Keir, „‚We Don't Want Any German Sausages Here!': Food, Fear, and the German Nation in Victorian and Edwardian Britain", *Journal of British Studies*, 52:4 (2013), 1017–1042.
Wagner-Kyora, Georg, *Vom ‚Nationalen' zum ‚Sozialistischen' Selbst: Zur Erfahrungsgeschichte deutscher Chemiker und Ingenieure im 20. Jahrhundert* (Stuttgart: Franz Steiner, 2009).
Walser Smith, Helmut, *German Nationalism and Religious Conflict: Culture, Ideology, Politics 1870–1914* (Princeton: Princeton University Press, 2014).
Webb, Sarah, *The First World War: With Imperial War Museums* (London: Hodder Education, 2014).
Weber, Peter C., „Ethnic Identity During War: The Case of German American Societies During World War I.", *Nonprofit and Voluntary Sector Quarterly*, 43:1 (2014), 185–206.
Weil, Patrick, *Qu'est-ce qu'un Français?: Histoire de la nationalité française depuis la Révolution* (Paris: Grasset, 2002).
Weil, Patrick, *How to be French: Nationality in the Making since 1789* (Durham: Duke University Press, 2008).
Weiß, Christian, „‚Soldat des Friedens': Die pazifistischen Veteranen und Kriegsopfer des ‚Reichsbundes' und ihre Kontakte zu den französischen aciens combattants 1919–1933" in Wolfgang Hardtwig (Hrsg.), *Politische Kulturgeschichte der Zwischenkriegszeit 1918–1939* (Vandenhoeck & Ruprecht: Göttingen, 2005), 183–204
Wette, Wolfram, „Reichstag und ‚Kriegsgewinnlerei' (1916–1918): Die Anfäge parlamentarischer Rüstungskontrolle in Deutschland", *Militärgeschichtliche Mitteilungen*, 2 (1948), 31.
Wiegand, Patrick, *The German Orphanage, Dalston 1879–1939* (Weston-Super-Mare: Anglo-German Family History Society, 2016).
Williams, Patrick „Les Alsaciens-Lorrains romanichels pendant la Première Guerre Mondiale: Un cas d'école?", *L'homme* 182 (2007), 89–95.
Wilson, Trevor, „The Coupon and the British Election of 1918", *The Journal of Modern History*, 36:1 (1964), 28–42.
Woollacott, Angela, „‚Khaki Fever' and its Control: Gender, Class, Age and Sexual Morality on the British Homefront in the First World War", *Journal of Contemporary History*, 29:2 (1994), 325–347.
Wright, Christopher J., *The Impact of Anti-German Hysteria and the First World War in New Ulm, Minnesota and Kitchener, Ontario: A Comparative Study (Dissertation*, Ann Arbour: Iowa State, 2011).
Wüstenbecker, Katja, *Deutsch-Amerikaner Im Ersten Weltkrieg: US-Politik Und Nationale Identitäten Im Mittleren Westen* (Stuttgart: Steiner, 2007).
Wüstner, Karl-Heinz, „Einwanderung, Anerkennung, Ausweisung: Die schicksalhaften Auswirkungen des Ersten Weltkrieges auf hohenlohische Migranten in Großbritannien", *Jahrbuch des historischen Vereins für Württembergisch Franken*, 98 (2014), 291–326.
Yarrow, Stella, „The Impact of Hostility on Germans in Britain 1914 to 1918", *Immigrants & Minorities*, 8:1–2 (1989), 97–112.
Ying, Ma, „Auf der schmalen Brücke der Kunst: Die feuilletonistischen Schriften von Victor Auburtin (1870–1928) und Lin Yutan (1895–1976)", *Zeitschrift für Germanistik*, 22:3 (2012), 641–645.
Ziemann, Benjamin, *War Experiences in Rural Germany 1914–1923* (Oxford: Berg, 2007).

Register

Aberdeen Press and Journal 237
Adelmann, Helen 39–40
Alexandra Palace, Lager 73, 76, 80–81, 86, 97, 106
Aliens and Nationality Comitee 215
Aliens Restriction (Amendment) Act 1919 224, 226, 251
Anglo-German Publishing 8, 10
Appenrodt, Restaurant 34, 161, 216
Auburtin, Victor 48, 110–113, 124–125, 129–130, 140, 147, 149, 177, 205, 265–266, 302

Barrès, Maurice 45–46
Benoit-Lévy, Edmond 261
Berliner Tageblatt, Zeitung 188, 266
Boetticher, Hermann von 119, 127–128, 131, 139–140, 149, 207, 284
Brackel, Ly van 113, 147, 149
Bund für Auslandsdeutsche 211

Café Du Dôme 150, 256, 291
Caine, Hall 227–228, 241
Cassel, Ernest 25, 156, 163, 241
Cohn, August 162, 169, 296, 304
Coith, Dora 131, 143, 147, 288
Crowe, Eyre 11–12, 165, 233
Cummings, Edward 143

Daily Mail, Zeitung 11
Daily Mirror, Zeitung 72
Danesfort, Lord 238–239
Das Elsass 23, 31, 45–46, 55, 133–134, 146, 157, 187, 254, 256, 275–278, 280–282, 291, 300–301
Daudet, Léon 49
Der Ehemalige Kriegsgefangene, Zeitung 208
Der Heimkehrer, Zeitung 202, 205, 211
Detloff, Henry 8, 10, 42, 53, 237
Deutscher Kalender in England 1914 53, 58
Die Frau, Zeitung 35, 37, 39, 182
Dimler, Metzgerei 235
Discharged Soldiers' Association 227

Douglas, Lager 66, 75, 77, 81, 83, 85, 120
Dyes, Dr. Wilhelm 66, 72–73, 75–76, 84–85

Edward VII, König 42
Evening News, Zeitung 163

Felle, Hellmuth 124, 126, 128–131, 185–188, 190, 192–194, 198–201, 286
Fiedler, Berryl 220
Fiedler, Ethel 156, 220–221, 233, 236
Fiedler, Hermann Georg 156, 220, 288
Flucht 2, 8, 96, 111–112, 117, 148–149, 155, 185, 194, 295, 298
Fürnkranz, Helene 112, 120–121, 146, 148

Garaison, Lager 2, 117, 124, 129, 131–132, 145, 148, 193
German Hospital Dalston 236, 248
Goll, Claire 263–265, 269, 273–275, 284, 290, 299
Goll, Yvan 263
Gottshalt, Max 223
Götz, Pfarrer 53–54, 290
Gowa, Paul 119, 147
Großmann, Stefan 266–267

Hansi 281, 292, 303
Hart, Marie 278–279
Hauck, Heinrich 72
Henning, C.R. 224, 230
Hessel, Franz 264, 299
Hoeßl, Fanny 115, 119–120, 125–126, 142
Hohenrhein Familie 222, 248

Île d'Yeu, Lager 128
Île Longue, Lager 16, 106, 119, 124, 128–129, 131, 149, 185, 190, 199, 202
Indien 11, 87
Insel-Woche, Lagerzeitung 129, 132, 140–141, 145
Inselstimme, Lagerzeitung 189, 198–199, 201–203
Isle of Man 1, 16, 73–74, 86, 91, 227

Open Access. © 2025 Mathis J. Gronau, publiziert von De Gruyter. BY-NC-ND Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung – Nicht-kommerziell – Keine Bearbeitung 4.0 International Lizenz.

https://doi.org/10.1515/9783111561493-011

Juden 9, 14, 30, 49, 54, 83, 229, 231, 276

Kalckreuth, Frederic von Dunbar 16, 62, 71, 97, 99, 101–102, 186–187, 200–202, 211, 286
Katholiken 30–31, 35, 39–40, 82, 196, 256, 270, 276, 280, 284, 301
Kenner, George 65, 86, 95, 185, 196, 201, 211
Kessler, Harry Graf 51, 254, 257–258, 262–265, 269, 291, 300
Knapp, Marie 5, 37
Knockaloe, Lager 73, 80–81, 85, 94–96, 98, 106, 195, 211
Köbner, Gertrud 1–5, 10, 19–20, 26, 43, 54, 107, 109–110, 112, 116–117, 121, 145–149, 154, 161–162, 176–177, 183, 193, 258, 284, 286, 291, 296, 299, 302, 306
Kolb, Annette 37–38, 40, 302
Korsika, Lager 121, 129, 140, 149, 202
Krüger, Pfarrer 68–71, 74, 86–87, 90
Kuncz, Aladar 144, 185, 192–195, 285

La Baïonette, Zeitung 163–164
La Liberté, Zeitung 258
Lager-Echo 95, 98, 199, 201
Langhans, Paul 2–3, 31
Law, Bonar 214
Le Nouveau Rhin français, Zeitung 281
Le Queux, William 227–229
Locarno, Verträge von 1925 217, 257, 267, 299, 305
Londoner General-Anzeiger, Zeitung 3, 28, 52, 58, 60, 62–64, 155, 159
Londoner Zeitung 60, 63–64
Lowther Telegramm 214
Lusitania:Ausschreitungen 70, 91, 171, 180, 303
Lusitania:Versenkung 69–70, 105, 170–171, 234–235, 285
L'Action Francaise 164

Markel, Dr. E. 82, 246, 296
Mayer, Wilhelm 270–272, 299
Mobilisierung 2, 22, 107–110, 112, 114, 120, 155–156, 188, 219, 292, 297, 303
Mügge, Maximilian 5, 17, 19, 158–159, 161, 164–165, 175, 219–221, 226, 252, 284, 288, 292, 306

New York Federation Council of the Church of America 271
Niederlande 95, 97, 102, 200–202, 223, 256
Noschke 1–5, 10, 14, 16, 20, 26, 43, 52, 67, 70–71, 76, 87, 90–92, 95, 101, 173, 196–197, 223–225, 233, 284, 288, 306

Österreich 47, 148, 162, 185, 192, 222

Pariser Zeitung 32, 34, 36, 50, 52, 108, 155
Perigueux, Lager 109
Pilates, Joseph 196
Plassmann, Clemens 209
Plothow, Anna 35
Portheim, Paul Cohen- 5, 14, 26, 47, 59, 73–74, 76–77, 85, 91, 95, 100, 203–204, 207, 210, 213, 288
Pörzgen, Hermann 209
Protestanten 14, 30–31, 39, 58, 82, 165, 174, 237, 245–246, 267, 276, 284, 290, 301

Reeves, Ms. 224, 227–228
Reichsverband für die katholischen Auslandsdeutschen 196
REK, Reichsvereinigung ehemaliger Kriegsgefangener 188–189, 195–196, 202, 205, 207–210, 212, 298
Rilke, Rainer Maria 257, 264–265, 300
Ringer, Hugo 16, 20, 26, 110, 114, 117, 122–125, 139–140, 143
Rocker, Rudolf 5, 62, 71–72, 75, 100–102, 159, 186, 197, 284, 306
Rosenkranz, Albert 245
Russland 21, 49, 54, 81, 164, 229

Schaarfschmidt, Helene 5, 115–116, 124, 127, 131, 141–142, 145, 147, 161–162, 176, 292
Schickele, René 265, 282
Schimmig, Otto 80, 101–102
Schönberger, Gustav 236
Schröder, Bruno von 17, 20, 47, 51–52, 59, 61, 64, 108, 155, 160, 165, 167, 172, 174, 219–220, 234–236, 241–242, 252–253, 284, 293, 298, 306
Schröder, Bruny 59
Schröder, Dorothy 241–243

Schröder, Emma von 174, 221–222, 242–245, 296
Schuon, Hilda 115, 117, 119, 128, 141, 145, 147
Schweiz 37, 68, 97, 102, 106, 147–148, 156–157, 230, 256
Semon, Felix 5, 43–44, 47, 68, 156–157, 163, 166–167, 169–171, 173–174, 176, 178, 180, 219–220, 225, 242–243, 253, 288, 295, 299, 303
Society of Friends 82, 176, 179, 183, 220, 222, 239
Spanien 112
Spanische Grippe 23, 192–194, 218, 298
Stobs, Lager 73–74, 89, 106, 211
Stobsiade, Lagerzeitung 79, 82, 89, 92–93, 204
Stoffa, Paul 76, 84
Stratford, Lager 73–74, 80
Sunday Post, Zeitung 228

Tage-buch, Zeitschrift 269
The Woman of Knockaloe, Buch 227–228
Thomas, Anna Braithwaite 44, 179–180, 182, 198, 220, 222, 239, 290
Tiarks, Frank 234–235

Uhde, Wilhelm 40, 257
Ullmann, Emile 164, 168, 170, 254

Vereinigten Staaten von Amerika 15, 60, 76, 196, 216, 222, 245, 249–250, 274, 305
Versailles, Vertrag von 1919 216, 242, 272, 281, 297
Vervier, Anna 109, 111, 114, 117, 120, 141, 146–147, 262, 284, 306
Vielhauer, Adolf 80–81
Vischer, Adolf 79
Vogelmann, Karl 223

Waetjen, Otto von 112, 256
Waffenstillstand 1918 23, 185–187, 190, 195, 198, 203, 205, 214, 218–222, 225, 234, 242, 254, 259, 262, 270, 297, 305
Wetterlé, Emile 280–281
Woelffle, Alphons 131
Woelfle, Alphons 130
Wram, Hans 123

Young, Metzgerei 235

Zislin, Henri 281
Zoepfl, Gottfried 271
Zweig, Stefan 41, 48

Open-Access-Transformation in der Geschichte

Open Access für exzellente Publikationen aus der Geschichte: Dank der Unterstützung von 34 wissenschaftlichen Bibliotheken und Initiativen können 2025 insgesamt neun geschichtswissenschaftliche Neuerscheinungen transformiert und unmittelbar im Open Access veröffentlicht werden, ohne dass für Autorinnen und Autoren Publikationskosten entstehen.

Folgende Einrichtungen und Initiativen haben durch ihren Beitrag die Open-Access-Veröffentlichung dieses Titels ermöglicht:

Universitätsbibliothek Bayreuth
Universitätsbibliothek Bern
Universitätsbibliothek Bielefeld
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
Universitäts- und Landesbibliothek Darmstadt
Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden (SLUB)
Universitätsbibliothek Duisburg-Essen
Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a. M.
Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
Universitätsbibliothek Greifswald
Fernuniversität Hagen, Universitätsbibliothek
Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg / Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
Gottfried Wilhelm Leibniz Bibliothek – Niedersächsische Landesbibliothek, Hannover
Technische Informationsbibliothek (TIB)
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol, Innsbruck
Rheinland-Pfälzische Technische Universität Kaiserslautern-Landau
Universitätsbibliothek Kassel - Landesbibliothek und Murhardsche Bibliothek der Stadt Kassel
Universitäts- und Stadtbibliothek Köln
Universitätsbibliothek Leipzig
Bibliothek des Leibniz-Instituts für Europäische Geschichte, Mainz
Universitätsbibliothek Marburg
Universitätsbibliothek der Ludwig-Maximilians-Universität München
Universitäts- und Landesbibliothek Münster
Bibliotheks- und Informationssystem (BIS) der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg
Universitätsbibliothek Osnabrück
Universitätsbibliothek Passau
Universität Potsdam
Universitätsbibliothek Regensburg
Universitätsbibliothek Vechta
Universitätsbibliothek der Bauhaus-Universität Weimar
Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel
Universitätsbibliothek Wuppertal
Zentralbibliothek Zürich